

JahrBuch

für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 2005/I

Aus dem Inhalt

- Klaus-Peter Friedrich:* Das Befreiungserlebnis bei Kriegsende 1945 in
Erinnerungsberichten polnisch-jüdischer Zeitzeug(inn)en
- Christof Dejung:* Schweigend gedenken, dann rasch weitergehen.
Das Kriegsende in der Schweiz und die gesellschaftlichen
Folgen des offiziellen Geschichtsbildes nach 1945
- Jochen Weichold:* Die Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands
(Räteorganisation) – ein fast vergessenes Kapitel
in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Zur 40. Linzer Konferenz

- Günter Benser:* „Gnade oder Recht“ –
Entwicklung der sozialen Sicherungssysteme
- Sabine Veits-Falk:* Öffentliche Armenfürsorge in Österreich
im 19. Jahrhundert
- Patricia Flier:* Soziale Sicherheit in Argentinien.
Die Sozialversicherung 1943-1976

Dokumente

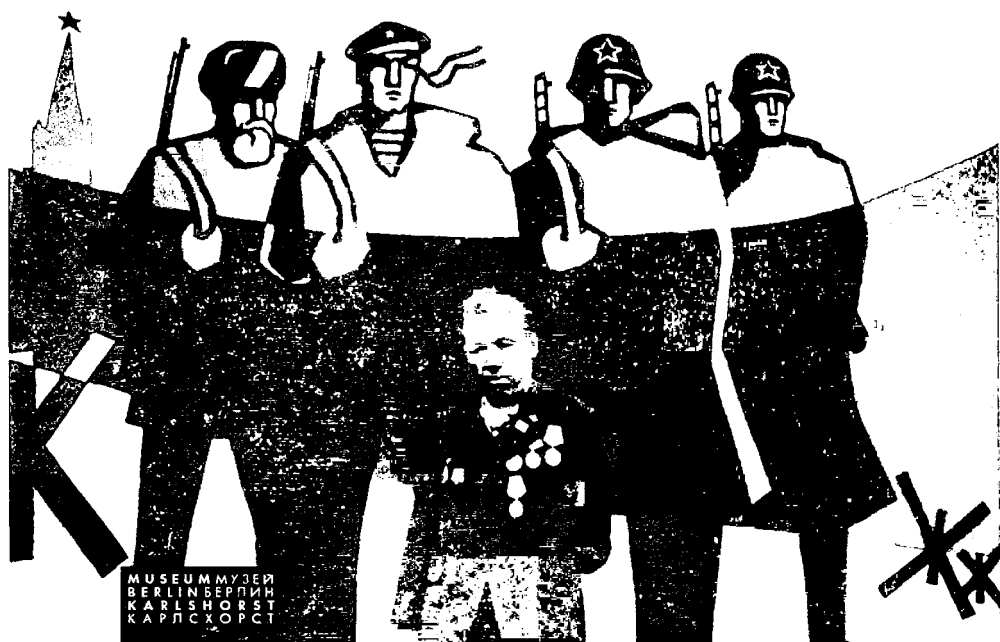
- Heinz Deutschland:* Aus Briefen Käthe und Hermann Duncckers
aus den Jahren 1939 bis 1947 (Teil I)

Erscheint in der NDZ GmbH

ISSN: 1610-093X · Preis: 10 Euro · Dritter Jahrgang

Januar
2005

TRIUMPH UND TRAUMA
Т Р И У М Ф И Т Р А У М А
S O W J E T I S C H E U N D
P O S T S O W J E T I S C H E
E R I N N E R U N G A N D E N K R I E G
C O B E T S K A J A I P O S T C O B E T S K A J A
P A M J A T Ь O B O J H E
1 9 4 1 - 1 9 4 5



MUSEUM MUZEJ
BERLIN BERLIN
KARLSHORST
КАРЛСГОРСТ

Triumph und Trauma

Sowjetische und postsowjetische Erinnerung an den Krieg 1941-1945

Eine Sonderausstellung des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst
(Eröffnung: am 4. Mai 2005; Laufzeit: ca. 4 Monate)

JahrBuch

für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Januar 2005

I

NDZ-GmbH

<i>Klaus-Peter Friedrich:</i> Das Befreiungserlebnis bei Kriegsende 1945 in Erinnerungsberichten polnisch-jüdischer Zeitzeug(inn)en	.....	4
<i>Christof Dejung:</i> Schweigend gedenken, dann rasch weitergehen. Das Kriegsende in der Schweiz und die gesellschaftlichen Folgen des offiziellen Geschichtsbildes nach 1945	.....	19
<i>Manfred Behrend:</i> Zur Geschichte der POUM	.....	35
<i>Dieter Schiller:</i> Der V. Bundestag des Kulturbundes im Februar 1958. Eine programmatische Wendung auch im politischen Vorfeld Zur 40. Linzer Konferenz der ITH	.....	46
<i>Günter Benser:</i> „Gnade oder Recht“ – Entwicklung der sozialen Sicherungssysteme	.....	61
<i>Sabine Veits-Falk:</i> Öffentliche Armenfürsorge in Österreich im 19. Jahrhundert	.....	68
<i>Patricia Flier:</i> Soziale Sicherheit in Argentinien. Die Sozialversicherung 1943-1976	.....	80
Miszelle		
<i>Jochen Weichold:</i> Die Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) – ein fast vergessenes Kapitel in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung	.....	99
Dokumente		
<i>Heinz Deutschland:</i> Aus Briefen Käthe und Hermann Dunckers aus den Jahren 1939 bis 1947 (Teil 1)	.....	107
<i>Karl Liebknecht:</i> Referat auf der März-Konferenz der Spartakusgruppe 1916	.....	125
Biographisches		
<i>Theodor Bergmann:</i> Bertha Thalheimer – Schülerin von Clara Zetkin und Rosa Luxemburg	.....	128

<i>Thomas Speckmann: Hugo Dornhofer – ein christlicher Gewerkschafter in der NS-Zeit</i>	..... 142
Leserzuschrift	
<i>Heinz Deutschland: Zum Artikel „Leuschner gegen Ley“ (JahrBuch 2004/III)</i>	..... 152
Literaturberichte	
<i>Alfred Loesdau: In Vergessenheit geratene Traditionen? Eine historiographische Betrachtung der Danziger Arbeiterbewegung</i>	..... 154
<i>Ernst Wurl: Neuerscheinungen zum 50. Jahrestag des Aufstands vom 17. Juni. Zweiter Teil: Internationale Aspekte</i>	..... 164
Rezensionen	
Marx-Engels-Jahrbuch 2003. Karl Marx/Friedrich Engels/Joseph Weydemeyer: Die Deutsche Ideologie. Artikel, Druckvorlagen, Entwürfe, Reinschriftenfragmente und Notizen zu I. Feuerbach und II. Sankt Bruno. Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam. Bearbeitet von Inge Taubert u. Hans Pelger (<i>Martin Hundt</i>)	..... 180
Barbara Haider/Hans Peter Hye (Hrsg.): 1848. Ereignis und Erinnerung in den politischen Kulturen Mitteleuropas (<i>Walter Schmidt</i>)	..... 182
Ursula Herrmann: Elise Schweichel (1831 - 1912). Schriftstellerin und Sozialdemokratin im Ringen um Frauenemanzipation (<i>Hanna Behrend</i>)	..... 184
Karin Huser: Eine revolutionäre Ehe in Bräcken. Die Sozialrevolutionärin Lidija Petrowna Kotschetkowa und der Anarchist Fritz Brupbacher (<i>Sonja Striegnitz</i>)	..... 187
Pierre Broué: Trotzki. Eine politische Biographie (<i>Nikolaus Brauns</i>)	..... 189
Ina Boesch: Gegenleben. Die Sozialistin Margarethe Hardegger und ihre politischen Bühnen (<i>Gisela Notz</i>)	..... 192
Karlheinz Schaller: „Radikalisierung aus Verzweiflung“. Geschichte der Chemnitzer Arbeiterschaft vom ersten Weltkrieg bis zur Inflation (<i>Wolfgang Uhlmann</i>)	..... 195
Friedrich-Martin Balzer (Hrsg.): Wolfgang Ruge. Für Einsteiger und Fortgeschrittene. CD-ROM (<i>Manfred Weißbecker</i>)	..... 196
Marko Demantowsky: Die Geschichtsmethodik in der SBZ und DDR. Ihre konzeptionelle, institutionelle und personelle Konstituierung als akademische Disziplin 1945-1970 (<i>Helmut Meier</i>)	..... 199
Reinhard Grimmer/Werner Irmker/Willi Opitz/Wolfgang Schwanitz (Hrsg.): Die Sicherheit. Zur Abwehrarbeit des MfS (<i>Wolfgang Wünsche</i>)	..... 202
Dierk Hoffmann/Michael Schwartz/Hermann Wentker (Hrsg.): Vor dem Mauerbau. Politik und Gesellschaft in der DDR der fünfziger Jahre (<i>Günter Benser</i>)	..... 205
Hermann Schreiber: Kanzlersturz. Warum Willy Brandt zurücktrat (<i>Harald Lange</i>)	..... 207

Annotationen

Klaus-Peter Lorenz (Hrsg.): Politische Landschaft – die andere Sicht auf die natürliche Ordnung;	
Dagmar Günther: Wandern und Sozialismus.	
Zur Geschichte des Touristenvereins „Die Naturfreunde“ im Kaiserreich und in der Weimarer Republik (<i>Ulrike Köpp</i>)	..... 209
Hermann Schreyer: Die zentralen Archive Russlands und der Sowjetunion von 1917 bis zur Gegenwart (<i>Horst Schützler</i>)	..... 210
Hermann Weber/Andreas Herbst (Hrsg.): Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918-1945 (<i>Bruno Mander</i>)	..... 212
Nikolaus Brauns: Schafft Rote Hilfe! Geschichte und Aktivitäten der proletarischen Hilfsorganisation für politische Gefangene in Deutschland (1919-1938) (<i>Manfred Behrend</i>)	..... 213
Ulla Plener: Der feindliche Bruder: Kurt Schumacher. Intentionen – Politik – Ergebnisse 1921 bis 1952. Zum Verhältnis von Sozialdemokraten und anderen Linken aus historischer und aktueller Sicht (<i>Wolfgang Heyn</i>)	..... 214
Christoph Gusy (Hrsg.): Weimars lange Schatten – „Weimar“ als Argument nach 1945 (<i>Reinhard Kühnl</i>)	..... 216
Unsere Heimat unterm Hakenkreuz. Ein Beitrag zu nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, Verfolgung und antifaschistischem Widerstand in Amtshauptmannschaft und Kreis Pirna von 1933 bis 1945 (<i>Jürgen Stroech</i>)	..... 217
Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert (<i>Wolfgang Heyn</i>)	..... 218
Sandra Markus: Bilanzieren und Sinn stiften. Erinnerungen von Unternehmern im 20. Jahrhundert (<i>Wolf G. Angmeyer</i>)	..... 219
Dietmar Ramuschkat: Die SPD und der europäische Einigungsprozeß. Kontinuität und Wandel in der sozialdemokratischen Europapolitik 1949-1955 (<i>Horst Klein</i>)	..... 220
Bewertung, Erschließung und Benutzung von SED-Beständen in den Archiven der Neuen Bundesländer. Beiträge eines Workshops am 7./8. November 2001 im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig (<i>Ursel Herschel</i>)	..... 221
Dorothee Harbers: Die Bezirkspresse der DDR (unter besonderer Berücksichtigung der SED-Bezirkszeitungen) (<i>Günter Simon</i>)	..... 223
Dieter Schiller: Der verweigerte Dialog. Zum Verhältnis von Parteiführung der SED und Schriftstellern in den Krisenjahren 1956/57 (<i>Siegfried Prokop</i>)	..... 224
Ulrich Dietzel: Männer und Masken. Ein Tagebuch. Kunst und Politik in Ostdeutschland (<i>Gerd Dietrich</i>)	..... 225
Friedrich Pospiech: Konservativ-Rechtsextreme Komplizenschaft oder: „Der Fall Dr. Staffa/Witkibund“. (Ein „Politkrimi“) (<i>Rainer Holze</i>)	..... 226
Nachsatz	..... 227
Autorenverzeichnis	..... 228
Impressum	..... 229

Das Befreiungserlebnis bei Kriegsende 1945 in Erinnerungsberichten polnisch-jüdischer Zeitzeug(inn)en

Klaus-Peter Friedrich

Absicht dieser Untersuchung ist es festzustellen, wie polnisch-jüdische Überlebende des NS-Judenmordes die Zeit ihrer Befreiung vom NS-Regime im Frühjahr 1945 erlebt haben. Der Schwerpunkt soll dabei auf dem unmittelbaren Befreiungserlebnis selbst liegen. Wenngleich sich dieses vor dem Hintergrund von Agonie und Zusammenbruch des nationalsozialistischen Lagersystems im Osten des Dritten Reiches abspielte, können davorliegende Geschehnisse, darunter die Todesmärsche zu weiter westlich gelegenen Orten, hier nicht angesprochen werden. Ebensovienig kann hier auf die Problematik eingegangen werden, wie die Befreiten in den Wochen und Monaten danach auf die neue Lage reagierten. Weitgehend außer Betracht muß ebenfalls bleiben, wie sich das Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung einerseits und zu den Sowjetsoldaten bzw. russischen Besatzern andererseits entwickelte. Dazu sei nur soviel gesagt, daß in vielen Fällen die Bedrohung von seiten der Deutschen in Anbetracht des nahen Kriegsendes nachließ, als Wachpersonal und Aufseher in den Arbeitsstätten sich um Mäßigung oder gar eine anständige und kollegiale Haltung gegenüber den KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern bemühten. Demgegenüber war das Eintreffen der Roten Armee für viele Frauen mit der Gefahr von Angriffen auf ihre körperliche Unversehrtheit verbunden, da die ihren Sieg mit Massenvergewaltigungen feiernden Soldaten häufig keine Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit der von ihnen sexuell Belästigten nahmen. Angesichts dessen trachteten Frauen danach, den Ort ihrer Befreiung möglichst umgehend zu verlassen.

Die Befreiung der polnischen Juden von der nationalsozialistischen Verfolgung erfolgte fast überall in Polen dank dem Vormarsch der Roten Armee.¹ Schwieriger war die Lage der verbliebenen Warschauer Juden, denen der polnische Nationalaufstand vom August und September 1944 die Freiheit zunächst wiederzugeben schien. Nach der Kapitulation der Aufständischen mußten sich die als Juden Verfolgten, wollten sie sich dem fortgesetzten Morden der Nationalsozialisten entziehen, fürs erste noch einmal verstecken beziehungsweise hinter einer nicht-jüdischen Identität verbergen.

Die zum Zeitpunkt des europäischen Kriegsendes kurz vor dem oder am 8. Mai

¹ Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten weit mehr als die Hälfte der europäischen Juden in der Zweiten Polnischen Republik. Nur wenige zehntausend konnten fünf bis sechs Jahre lang den nationalsozialistischen Judenmord überleben. Für die meisten von ihnen war dann der Aufenthalt im von der NS-Okkupation befreiten Polen nur eine Zwischenstation auf dem Weg nach Palästina oder Nordamerika. Dieser führte häufig über die in den amerikanischen und britischen Besatzungszonen eingerichteten Auffanglager für Verschleppte und Flüchtlinge. Eingehender zum Hintergrund siehe meine Sammelrezension von 17 in den 1990er Jahren auf deutsch erschienenen Zeugnissen in: Aschkenas, 1998, H. 1, S.226-248.

1945 Befreiten erlebten das Ende der NS-Herrschaft gewöhnlich als Jüdinnen und Juden in einem Konzentrations- oder Arbeitslager des Dritten Reiches oder als „arische“, zu Zwangsarbeit verpflichtete Pol(inn)en getarnt.

Quellengrundlage der vorliegenden Analyse ist eine Auswahl von Erinnerungsberichten von Überlebenden des nationalsozialistischen Judenmordes. Hier richtet sich das Augenmerk auf Erlebnisse, Beobachtungen und Überlegungen, die in den Erinnerungsberichten wiederholt auftauchen und von denen daher angenommen werden kann, daß sie Teil einer allgemeineren Erfahrungsebene waren.

Helena Szereszewska, geboren 1891, war 1943 aus dem Getto auf die „arische Seite“ Warschaus geflohen, wo sie dank der Hilfe polnischer Freunde und als Polin getarnt überlebte. Während des Warschauer Aufstands verließ sie Mitte August 1944 das Kloster, in dem sie unter einer katholisch-polnischen Identität Zuflucht gefunden hatte. Mit Tochter und Enkel ging sie in ein Auffanglager für die Warschauer Zivilbevölkerung,³ dann fuhren sie in Viehwaggons als „Eigentum der Reichsbahn“ quer durch das Reich. Sie mußten unterschreiben, daß sie als Flüchtlinge vor dem Bolschewismus freiwillig gekommen seien – was gewisse Vorteile mit sich brachte⁴ – und wurden schließlich zur Zwangsarbeit in das Reichsbahnlager Spindlersfeld in Berlin-Köpenick eingewiesen. Sowohl Szereszewska als auch ihre Tochter Marysia sprachen fließend Deutsch. Unter den Lagerinsassinnen waren noch weitere als Polinnen getarnte; zwei gaben vor, kein Deutsch zu können – um sich nicht der Gefahr auszusetzen, sich durch ihre Aussprache zu verraten.⁵ Viele der verschleppten Warschauerinnen nähten das Polenabzeichen nicht auf; am längsten trugen es Szereszewska und ihre Tochter: „Wir fühlten uns unter dem Schutz dieses unverkennbaren schwarzen ‚P‘ sicherer. Auf den Ärmeln unserer Mäntel konnte man noch die Spuren der Armbinde mit dem blauen [David-]Stern sehen, die wir im Getto getragen hatten.“⁶ Szereszewskas erster Eindruck von Berlin im Spätsommer 1944 war niederschmetternd: „Wir dachten, es würde unmöglich sein, hier zu überleben. Wir konnten beiderseits des Zuges Tausende zerbombte Häuser sehen, und dieser Anblick war so bedrückend, daß die Frauen blaß wurden und verzweifelt die Hände rangen [...].“⁷ Halina Aszkenazy-Engelhard nahm im August und September 1944 am Warschauer Aufstand teil.⁸ Als „Arierin“ getarnt, wurde sie nach dem Aufstand –

2 Mit diesem zeitgenössischen Begriff (*strona aryjska*) ist das Gebiet jenseits der Getto-Mauern gemeint.

3 Siehe Helena Szereszewska: *Memoirs from Occupied Warsaw 1940-1945*. Translated by Anna Marianska, London u.a. 1997 (poln. Originalfassung: *Krzyż i mezuzą* [Kreuz und Mesuz], Warszawa 1993).

4 „Freiwillige“ durften mit ihrer Familie zusammenbleiben und andere „Privilegien“ genießen: Alle Arbeiter im Lager waren wie die Deutschen versichert, bei Fieber oder Krankheit suchten sie den Arzt auf usw. Siehe Szereszewska, *Memoirs*, S.440. „Wir waren in einem Arbeitslager und nicht in einem Konzentrationslager. Wir durften uns innerhalb Berlins ungehindert bewegen und waren berechtigt, medizinische Hilfe zu erhalten.“ (ebenda, S.433).

5 Siehe ebenda, S.429f, 462.

6 Ebenda, S.423. An anderer Stelle heißt es treffend: „Es war unser Ziel, so wie jede(r) andere zu sein und mit der grauen Menge zu verschmelzen.“ (ebenda, S.434).

7 Ebenda, S.408.

8 Siehe Halina Aszkenazy-Engelhard: *Pragnęłam żyć. Pamiętnik* [Ich wollte leben. Erinnerungen], Warszawa 1991, S.115-117.

mit einer großen Zahl nichtjüdischer Warschauerinnen – zur Arbeit in einem Industriebetrieb in Berlin verschleppt. Dem Bombenkrieg ausgesetzt, verbrachten die Zwangsarbeiterinnen die Eroberung der Stadt in Schutzkellern.

Andere bemühten sich um eine „arische“ Tarnung erst in der Endphase des Krieges. Zofia Kolczycka-Flajszman, geboren 1928 in Lodz, durchlitt das sog. Getto, wurde bei seiner Auflösung nach Auschwitz verschleppt und war etwa zwei Monate im niedersächsischen Bergen-Belsen. Sie wurde dann in das Lager Elsnigk bei Köthen verschleppt, um „mörderisch[e]“ Zwangsarbeit in einer Munitionsfabrik zu verrichten.⁹ Schließlich kam sie nach Beelitz bei Berlin, wo sie am 20. April kurz vor ihrer Befreiung bei einem Luftangriff auf die Gleisanlagen verletzt wurde.¹⁰ Ein junger Soldat in Wehrmachtuniform, der sich als Tscheche zu erkennen gab, während sie sich von nun an als Polin ausgab, trug sie in einen auch von deutschen Soldaten betretenen Schutzraum, in dem sie bis zum 3. Mai ausharrte. Der aus Ostpolen stammende Henry Orenstein reihte sich in Sachsenhausen mit zwei Gefährten in eine Kolonne polnischer Häftlinge ein, weil er sich unter ihnen bessere Überlebenschancen ausrechnete.¹¹

Hunger und Krankheiten

In den letzten Kriegswochen wurde die Nahrungsmittelversorgung der KZ-Häftlinge, aber auch der Zwangsarbeiter¹² immer schlechter und hörte mitunter ganz auf. Günstig war noch die Lage für die Gefangenen, die sich mit Orenstein in Norddeutschland auf einem ziellosen Todesmarsch befanden. Sie ernährten sich seit dem 30. April von Rotkreuzpaketen und ansonsten vom Fleisch der Pferde, die sie am Straßenrand verendet auffanden und unter freiem Himmel zubereiteten.¹³ In den nationalsozialistischen Lagern waren manche schon zu erschöpft, um überhaupt noch Appetit zu empfinden.

Halina Birenbaum, die zu Beginn des Krieges noch ein Kind war und deren Weg zur Befreiung von Auschwitz über Ravensbrück nach Neustadt-Glewe führte,¹⁴ bekam, als die Lebensmittelvorräte des Lagers geplündert wurden, „[n]ach den ersten hastig verschlungenen Bissen [...] irgendwie nichts mehr hinunter.“¹⁵ Leon Zelman bestätigt aus seiner Erfahrung im KZ Ebensee, „[w]ir paar Juden konnten nicht mehr

9 Siehe Zofia Kolczycka-Flajszman: Die Einzige, in: Schwarze Jahre. Zeugen des Holocaust erinnern sich. Aus dem Polnischen ausgewählt und übertragen von Karin Wolff, Leipzig 1997, S.279-289, hier S.284. Zu diesem Band siehe auch meine Sammelrezension in Aschkenas.

10 Siehe Kolczycka-Flajszman, Einzige, S.284.

11 Siehe Henry Orenstein: I Shall Live. Surviving Against All Odds 1939-1945, New York 1989, S.238.

12 Siehe Szereszewska, Memoirs, S.459.

13 Siehe Orenstein, I Shall Live, S.240-253.

14 Siehe Halina Birenbaum: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Aus dem Polnischen von Esther Kinsky, Frankfurt/Main 1995, S.181. Siehe hierzu auch meine Sammelrezension in Aschkenas. Im Lager Neustadt-Glewe „lebten Polinnen, die nach dem Warschauer Aufstand hierher gebracht worden waren, und Ukrainerinnen“, die in einer Flugzeugfabrik körperlich schwere Zwangsarbeit leisten mußten. (ebenda, S.184).

15 Birenbaum, Hoffnung, S.195f.

gehen, kaum noch kriechen. Wir wollten gar nichts mehr. Wir wollten nicht einmal essen oder trinken.“¹⁶

Der über längere Zeit andauernde extreme Hunger war für die allermeisten jüdischen Häftlinge, die in der Lagerhierarchie ganz unten angesiedelt waren, gewöhnlich mit Krankheiten verbunden. „Je näher dieser außergewöhnliche Tag [der Befreiung] kam, desto winziger erschien mir – Welch ein Wunder! – die Hoffnung, ihn noch zu erleben“, erinnert sich der Krakauer Henryk Vogler. „In der letzten Phase verschlechterte sich mein Gesundheitszustand erheblich. Ähnlich erging es vielen anderen Gefährten. Krankheiten richteten ununterbrochen Verwüstungen an.“¹⁷ Eine wütende Fleckfieber-Epidemie prägte neben Nahrungsmittelmangel das Vegetieren in Bergen-Belsen: „Die Sterblichkeitsrate war so hoch, daß es in unserer Unterkunft geräumig zu werden begann. Doch selbst jetzt konnten wir infolge von Fieber, Läusen und Hunger nicht schlafen. Wir verhungerten buchstäblich“,¹⁸ berichtet Chava Kwinta, damals noch ein Kind, das dank der Einweisung in ein Arbeitslager im schlesischen Waldenburg die Zerstörung der Judengemeinde von Sosnowiec überlebt hatte. Auch für Roman Eichenbaum waren die letzten Tage im Lager Gunkskirchen von Krankheiten, Schmutz und Hunger geprägt – täglich starben Insassen an Typhus.¹⁹ „Durchfall und Typhus verursachten besonders gegen Kriegsende und kurz danach die weitaus größere Zahl von Opfern unter dem bedauernswerten, bis dahin überlebenden Teil der Häftlinge als alle anderweitig mit dem Lagerleben verbundenen Krankheiten“, erinnert sich Henry Wermuth an die Lage im KZ Mauthausen.²⁰ Er vegetierte Anfang Mai in einer gesonderten Baracke für die völlig ausgemergelten Gefangenen („Muselmänner“) – und wußte nicht, was draußen vor sich ging.²¹

Luftangriffe

Zweischneidig waren die Empfindungen angesichts einer zunehmenden Zahl von alliierten Luftangriffen. In Görlitz nahmen Vogler und seine Mitgefangenen die alliierten Flugzeuge über ihren Köpfen als Vorboten der Freiheit wahr.²² Zur gleichen Zeit vergrößerten sie das Leiden der KZ-Häftlinge um Birenbaum: „Unsere Angst, an den Bomben zu sterben, die für unsere Feinde bestimmt waren, wuchs immer mehr.“²³ Kwinta hing naiv dem Glauben an, die Alliierten seien darüber informiert, daß gerade ihr Zug Sklavenarbeiter transportiere: „Wir hörten, wie die Bomben explodierten, hatten aber keine Angst, [denn] wir waren sicher, daß die Piloten uns

16 Leon Zelman: Ein Leben nach dem Überleben. Aufgezeichnet von Armin Thurnher, Wien 1995, S.110.

17 Henryk Vogler: Autoportret z pamięci. Część druga [Selbstporträt aus der Erinnerung. Zweiter Teil], Kraków 1979, S.225.

18 Chava Kwinta: I'm Still Living, Toronto u. a. 1974, S.239.

19 Siehe Ray Eichenbaum: Romeks Odyssee. Jugend im Holocaust, Wien 1996, S.279. Zu Eichenbaums Lebensweg siehe auch meine Sammelrezension in Aschkenas.

20 Siehe Henry Wermuth: Atme, mein Sohn, atme tief. Aus dem Engl. von Henry Wermuth, Frankfurt/Main 1996, S.259.

21 Siehe ebenda, S.261.

22 Siehe Vogler, Autoportret, S.225.

23 Birenbaum, Hoffnung, S.187, 192.

nicht verletzten würden – sie wußten, wer in den Waggons war! Wir lachten und freuten uns über das Geräusch, das die Bomben machten.“²⁴ Orenstein schreibt über einen alliierten Luftangriff zwei Tage vor seiner Befreiung in der Nähe von Rostock: „[...] alliierte Flugzeuge erschienen, in großer Zahl flogen sie sehr tief über dem Boden. [...] Sie konnten uns sehr gut sehen und achteten sichtlich darauf, die Kolonne nicht zu treffen [...]“²⁵ Den 1938 aus Frankfurt/Main nach Polen vertriebenen Wermuth, der noch im April 1945 von Nordhausen im Viehwaggon nach Mauthausen verschickt wurde, erfüllten die Luftangriffe jedoch durchaus mit Angst: „Ich hörte die ‚feindlichen‘ Bomber über uns. Wir würden doch nicht durch diejenigen getötet werden, von denen wir die Freiheit erhofften? Die Piloten konnten natürlich nicht wissen, welche Fracht dieser Güterzug geladen hatte.“²⁶ Der 1922 in Tarnów geborene William Kornbluth, der das dortige Getto, die Konzentrationslager Krakau-Plaszów und Mauthausen überlebt hatte und von dort 1945 in eine Panzerfabrik nach St. Valentin weiterverschleppt wurde, richtete bei Luftangriffen der Alliierten auf das Werk mit seinen Leidensgefährten Stoßgebete zum Himmel: „Immer, wenn wir Schwärme von Flugzeugen über unseren Köpfen erblickten oder hörten, hatten wir Gebete auf unseren Lippen: ‚Bitte, o bitte, Gott, mache, daß diese amerikanischen Flugzeuge alles um uns herum zerstören!‘ Es war uns gleichgültig, ob diese Gebete auch unseren eigenen Tod bedeuteten. Alles andere war unserem elenden Schicksal vorzuziehen.“²⁷ Auch in der Phase der letzten Kriegstage erinnert er sich an seine vollkommen gleichgültige Reaktion auf einen alliierten Luftangriff: „Zu dieser Zeit waren unsere Gefühle so abgestumpft, daß wir uns nicht darum scherten, ob wir leben oder sterben würden. Ein Bombentreffer auf den Zug, der uns getötet hätte, wäre einem Leben unter den bestehenden Bedingungen vorzuziehen gewesen.“²⁸

Außer von Krankheiten, extremem Hunger und Luftangriffen war in den Augen des siebzehnjährigen Leon Zelman das Leben der verbliebenen Häftlinge in den letzten Kriegstagen vor allem von Gewalt und Sadismus jüdischer Kapos bedroht.²⁹ Auch Wermuth beobachtete, daß die Juden nun weniger unter den SS-Bewachern als „unter den grausamen Elementen aus dem Kreis der ‚alteingesessenen‘ Häftlinge“ litten – seinem Vater wurde zu dieser Zeit von einem Kapo eine tödliche Kopfverletzung beigebracht.³⁰

Manche KZ-Gefangene und Arbeitsklaven wurden gezwungen, fast bis zum letzten Kriegstag Arbeiten zu verrichten, die über die Kräfte dieser geschwächten Menschen weit hinausgingen. Wie Vogler in Görlitz mußte die 1928 in Lodz geborene Sara Plager-Zyskind, kurz zuvor aus dem schlesischen Mittelsteine in ein Behelfsgefängnis nach Grafenort südlich von Glatz evakuiert, noch Anfang Mai 1945 körperlich

24 Kwinta, *I'm Still Living*, S.235.

25 Orenstein, *I Shall Live*, S.251.

26 Wermuth, *Atme*, S.245.

27 William Kornbluth: *Sentenced to Remember. My Legacy of Life in pre-1939 Poland and Sixty-Eight Months of Nazi Occupation*, hrsg. von Carl Calendar, London u. a. 1994, S.135.

28 Ebenda, S.136.

29 Siehe Zelman, *Leben*, S.104, 108.

30 Wermuth, *Atme*, S.242.

schwere Arbeit beim Anlegen von Panzersperren verrichten.³¹ Auch für die 1920 im ostpolnischen Chelm geborene Felicia Berland kündigte sich die Rückkehr der Freiheit im abgeschiedenen Sudetenland erst Anfang Mai 1945 durch das Ausheben von Panzergräben an.³² Zunächst in Krakau bei einer polnischen Familie versteckt, war sie nach Auschwitz verschleppt und von dort wiederum im November 1944 in ein Lager in Oberaltstadt (Staré Město) überstellt worden.³³ Sie fertigte in Zwangsarbeit Flugzeugteile an, bis die Produktion eingestellt wurde. Doch eines Tages war die Wachmannschaft desorientiert – unter den Insassinnen wurde geflüstert, der Krieg sei aus: „Im Lager wimmelte es wie in einem Bienenstock. Alle rannten kreuz und quer herum.“³⁴

Unterdessen hatte Vogler in Erwartung der baldigen Befreiung begonnen, wieder Gedichte zu schreiben³⁵ – „[...] es scheint mir, daß wir uns ein bißchen wie in einem Rausch befanden“, erinnert er sich an diese Wochen im April 1945: „Die Lagerexistenz war für uns seit langem zu etwas Selbstverständlichem geworden, und nun fiel es schwer, sich gewahr zu werden, wie das Leben draußen tatsächlich aussah, und sich vorzustellen, daß es dort so etwas Seltsames wie Freiheit und Selbständigkeit geben mochte. Außergewöhnlich und unfassbar war die Vorstellung geworden, daß die schreckliche, gleichförmige Unterdrückung dieser Jahre plötzlich aufhört und alles innerhalb weniger Tage mit einem Knall zum Einsturz kommt.“³⁶

Die Flucht der Wachmannschaft

Wermuth bemerkte in Mauthausen am 26. April 1945 eine erfreuliche Milderung des Lagerregimes – und er genoß diese Veränderung: Die „unaufhörliche Misere der letzten paar Monate hatte irgendwie nachgelassen. [...] Die Laxheit der Wachen, die Abwesenheit der Routine, besonders des Schlagens [...] überhaupt keine Arbeit [...] hatten einen kumulativen Effekt auf den Zustand meines Geistes und meines Wohlbefindens.“³⁷ Wenige Tage später in einer „Muselmänner“-Baracke isoliert, war Wermuth damals schon zu schwach, um nach draußen zu gehen und auf dem laufenden zu bleiben. „Das SS-Personal Mauthausens war vor Tagen geflohen, und wir hatten keine Ahnung, wer sie vertrat – oder ob es überhaupt noch eine Lagerleitung gab.“ Als andere das Lager schon längst verlassen hatten, „setzten [wir] unser routinemäßiges Sterben fort.“³⁸

Für viele war eine Ansprache des Lagerleiters Teil des sich ankündigenden „Machtwechsels“. Birenbaum berichtet über den betrunkenen Kommandanten in Neustadt-Glewe, der den Insassen kurz vor der Flucht der Wachmannschaft eine

31 Siehe Vogler, Autoportret, S.226; Felicia B[erland] Hyatt: *Close Calls. Memoirs of a Survivor*, New York 1991, S.207; Sara Plager-Zyskind: *Auf immer verlorene Jahre. Ein junges Mädchen überlebt den Holocaust in Polen*, München 1993, S.242f.

32 Siehe Hyatt, *Close Calls*, S.207.

33 Siehe ebenda, S.45-56.

34 Ebenda, S.208.

35 Vogler, Autoportret, S.227.

36 Ebenda, S.227f.

37 Wermuth, *Atme*, S.250.

38 Ebenda, S.261.

Ansprache hielt, in der er sie aufforderte, angesichts des Herannahens des Feindes Ruhe und Ordnung zu bewahren.³⁹ „Niemand hörte ihm zu. Als er von dem herannahenden Feind sprach, ergriff alle ein Gefühl der Freiheit. [...] Aber solange der Kommandant auf dem Platz stand und in den Lautsprecher brüllte, solange SS-Männer und Aufseherinnen, wenn auch in Zivilkleidung, im Lager herumliefen, solange konnte ich nicht an die Freiheit glauben.“⁴⁰

Von Vogler erfahren wir, daß der Lagerkommandant Zuncker in Görlitz vor seiner Flucht den Häftlingen das Angebot unterbreitete, mit ihm und seinen Leuten nach Westen, zu den Amerikanern, zu gehen – denn anderntags würden die Bolschewiken eintreffen, die alle ermorden und alles vernichten würden.⁴¹ Im extrem überfüllten KZ Ebensee hielt – so Zelmans Bericht – der Lagerkommandant Ganz eine Ansprache, in der er ankündigte, die Häftlinge würden in einen Stollen gebracht, um sie vor der Bombardierung durch die Alliierten zu schützen, und sie aufforderte, „dieser Maßnahme zuzustimmen“. Doch die kräftigeren, argwöhnischeren nichtjüdischen politischen Häftlinge erhoben Widerspruch. Einige riefen: „Geht nicht, geht nicht!“ Angesichts dieses Widerstandes fuhren die SS-Leute auf einem Lastwagen davon.⁴² Laut Kornbluths Erinnerungen verschwanden Anfang Mai plötzlich die SS-Wachen, die ein Volkssturm ersetzte: „Mit der Ordnung war es vorbei. Die Nahrungsmittelverteilung wurde weitgehend eingestellt. Wir gingen nicht länger zur Arbeit hinaus. Alles war in der Schwebe.“⁴³

Vogler erinnert sich, daß in Görlitz die Freiheit nach der Flucht der Wachmannschaft gänzlich undramatisch, „beinahe unmerklich, ohne größeren Lärm“ zurückkehrte. „Verblüfft und berauscht“ ging er durch das Lager, „verwundert über die Möglichkeit, mich ohne Befehle und Verbote in eine gewünschte Richtung fortzubewegen, nur wußte ich nicht recht, wie ich von dieser Möglichkeit Gebrauch machen könnte.“ Für einige Zeit, „ehe die Sowjetarmee [...] einmarschierte, dauerte quasi ein Schwebezustand (*stan zawieszania*) an.“⁴⁴

Das Heraufkommen eines solchen Schwebezustands am Morgen des 2. Mai 1945 löste bei Orenstein und den auf freiem Feld Kampferenden im ersten Moment keine Reaktion aus: „[...] es war, als hätten wir es nicht gehört. Doch die Stimme wiederholte immer wieder: ‚Die Wachmänner sind verschwunden. Es gibt keine Wachmänner mehr.‘ Als wir das schließlich kapiert hatten, war unsere Reaktion sehr

39 Siehe Birenbaum, *Hoffnung*, S.194.

40 Ebenda, S.194f.

41 Siehe Vogler, *Autoportret*, S.228. Nur wenige, deren Familien im Westen waren, schlossen sich ihm an.
42 Siehe Zelman, *Leben*, S.109. Das heißt, die Politischen hatten die Absicht der SS durchschaut, die die Häftlinge in dem Stollen in die Luft sprengen wollte. Eine dramatischere Schilderung enthält der Bericht von Kornbluth: Am 5. Mai erhielten demnach die Insassen des Konzentrationslagers Ebensee von Volkssturm-Leuten den Befehl, in die im Aufbau befindlichen unterirdischen Fertigungsanlagen zu marschieren, doch die inzwischen als Helfer bewaffneten Kapos widersetzten sich und forderten die Häftlinge zum Bleiben auf. Noch während der Konflikt andauerte, kamen amerikanische Panzer über den Berg gerollt: „Im Rundfunk wurde die Zivilbevölkerung gewarnt, daß sie zur Rechenschaft gezogen würde, wenn uns etwas zustieße.“ Doch das Lager betraten die Amerikaner erst am nächsten Tag. (Siehe Kornbluth, *Sentenced to Remember*, S.139).

43 Kornbluth, *Sentenced to Remember*, S.139.

44 Vogler, *Autoportret*, S.228f.

seltsam. Keiner jauchzte vor Freude. Keiner schrie vor Erregung. Keiner sprang vor Glück hoch in die Luft. Da gab es kein Umarmen und Küssen, keine Tränen, kein Lachen. Die meisten von uns waren einfach weiterhin damit beschäftigt, unser Pferdefleisch zu kochen.“⁴⁵

Wiederum anders und in weit besserer Verfassung erlebte Felicja Berland das Kriegsende. War sie mit ihren Gefährtinnen noch im NS-Lager zum Schlafen kommandiert worden, so kam beim ersten Morgengrauen eine vom Abort zurück mit dem Schrei, die Deutschen seien verschwunden: „Wir rannten alle in unsren Nachthemden heraus, blickten um uns und erhielten die Bestätigung, daß keiner mehr da war. Die Schreie waren laut und langanhaltend. Wir konnten es nicht abwarten, bis der Himmel sich aufhellte. Wir umarmten und küßten einander. Wir wußten, daß, wenn wir alleine waren, der Krieg zu Ende war.“⁴⁶

Das Befreiungserlebnis

„Am achten Tag unseres Aufenthaltes in Gunskirchen hörten wir Rufe von draußen“, erinnert sich Eichenbaum an seine Befreiung aus der Lagerhaft: „Die Wachen sind weg! Keine SS mehr! Kein Volkssturm!“ Ich erwachte aus meinem Schlaf im Dreck und ging nach draußen. [...] als ich aus dem Haus trat, wurde ich von einer menschlichen Woge erfaßt, hauptsächlich waren es Ungarn, die aus dem Lager drängten, hinaus auf die Straße, die aus dem Lager führte. Ich war erstaunt, wie rasch ich noch gehen konnte. Ich lief schneller und schneller und kam zur Hauptstraße.“ Dort erblickte er einen Wagen der US-Armee: „Ich war befreit!“⁴⁷

Der Jugendliche Roman Frister wurde drei Tage vor Kriegsende – schwer tuberkulosekrank – im KZ Mauthausen befreit.⁴⁸ Bei der Freudenfeier über die Ankunft der Amerikaner in Mauthausen konnte er sich schon nicht mehr ohne fremde Hilfe auf den Beinen halten: „Ich hörte Freudenschreie in allen Sprachen des besetzten Europa. Ein glücklicher Turm zu Babel. [...] So hatte ich mir die Befreiung nicht vorgestellt. Ich hatte keine genaue Vorstellung, doch zweifellos hätte der feierliche Akt mit einer großen Freude verbunden sein müssen. Ich hatte nur nicht mehr die Kraft, meine Freude auszudrücken.“⁴⁹

Kornbluth war bei der Ankunft von Einheiten der US-Armee im Konzentrationslager Ebensee, wo er schließlich befreit wurde, in ähnlicher Verfassung: „Ich ging nicht hinaus, um sie zu begrüßen. Zu dieser Zeit war ich nicht mehr in der Lage zu gehen, und ich befand mich in einer Dämmer-Zone völliger Gleichgültigkeit.“⁵⁰ Nachdem die SS-Leute mit einem Lastwagen davongefahren waren, „fielen sich die Häftlinge [...] in die Arme. Wir Juden waren zu erschöpft, um uns am Jubel zu beteiligen. Wir legten uns vor unsere Baracke und beobachteten die Szene. Alles

45 Orenstein, *I Shall Live*, S.254.

46 Hyatt, *Close Calls*, S.209.

47 Eichenbaum, *Romeks Odyssey*, S.279.

48 Siehe Roman Frister: *Die Mütze oder Der Preis des Lebens. Ein Lebensbericht*. Aus dem Hebräischen von Eva und Georges Basnizki, Berlin 1997, S.467f. Zu Fristers Lebensweg siehe auch meine Sammelrezension in *Aschkenas*.

49 Frister, *Mütze*, S.461.

50 Kornbluth, *Sentenced to Remember*, S.140.

was geschah, war mir egal“,⁵¹ berichtet Zelman. „Wir wollten nur da liegen, wo wir lagen. [...] Weder begriffen wir wirklich, daß wir überlebt hatten, noch, daß wir uns jetzt selber Nahrung organisieren hätten können. [...] Einen Tag lang geschah nichts.“ Dann erschienen am 6. Mai amerikanische Truppen: „Wir lagen noch immer vor unseren Baracken, abgemagert bis auf die Knochen, unfähig, uns zu bewegen oder auch nur ein Wort zu sagen. [...] Die Soldaten sprangen von den Panzern und brachten uns ihre Jacken, ihre Lebensmittel, alles, was sie uns geben konnten.“ Doch Zelman konnte nicht essen: „Wir lagen da, unfähig, zu realisieren, was geschah, geschweige denn, es zu verarbeiten. Ich konnte mich nicht rühren, meine geschwellenen Füße nicht bewegen.“⁵² Er wurde tags darauf vom Roten Kreuz abgeholt, das ihm in einem Behelfs Krankenhaus in Bad Ischl eine „erstklassige medizinische Betreuung“ angedeihen ließ.⁵³

Gizela Fudem, geboren 1924 im südpolnischen Tarnów, überlebte das Konzentrationslager Krakau-Plaszów und wurde, halbverhungert und gänzlich abgestumpft, am 15. April 1945 in Bergen-Belsen befreit. In den letzten Kriegswochen – und auch noch danach – sollten hier zig tausend ausgezehnte Häftlinge sterben:⁵⁴ „Ich ging an den toten Körpern vorüber und sah sie kaum. Ich nahm überhaupt sehr wenig wahr und empfand sehr wenig. Ich freute mich nicht, als die britischen Truppen einmarschierten, [ich] war nicht dazu imstande. [...] Eigentlich verstand ich ohnehin von dem, was ringsum vor sich ging, nicht viel. Ich war nicht fähig, ordentlich zu denken, so wie ich nicht fähig war, mich vom Boden zu erheben, ohne zu etwas hinzukriechen, woran ich mich festhalten konnte.“⁵⁵

Auch Chava Kwinta nahm ihre Befreiung in Bergen-Belsen kaum bewußt wahr: „Ich war weiterhin in einem Dämmerzustand, in dem ich immer wieder einschlief und schwitzte, erschöpft von den Monaten des Hungers und der Angst. Erst drei Tage nach Ankunft der britischen Truppen [...] öffnete ich meine Augen weit und setzte mich aufrecht hin. Alles, was um mich herum geschah, drang nicht sofort in mein Bewußtsein vor. Ich saß und blickte auf die ungewöhnliche Geschäftigkeit in unserem Block [...]. Plötzlich wurde ich gewahr, daß um mich herum Frauen und Mädchen Nahrungsmittel zu sich nahmen, die wir seit vielen Monaten nicht mehr gesehen hatten, Dinge, deren Geschmack und Gestalt wir beinahe vergessen hatten. Und all diese Mädchen sahen so glücklich aus, schien es, und sie gingen ungehindert rein und raus ohne jegliche Beschränkung oder Vorsicht oder Angst. Alles war wie ein Traum, [...] denn es war genau so, wie ich seit Jahren geträumt hatte, daß es sein würde.“⁵⁶

Kwintas Schwester und ihre Tante mußten ihr mühsam erklären, daß sie ohne Bewußtsein krank im Bett gelegen hatte, als die Befreier gekommen waren – „[...] sie erklärten mir, daß wir frei seien. ‚Frei? FREI? Seid ihr denn noch bei Sinnen?‘

51 Zelman, *Leben*, S.110.

52 Ebenda, S.111.

53 Siehe ebenda, S.118.

54 Siehe Gizela Fudem: *Majn schejfele – mein Schäffchen*, in: *Schwarze Jahre*, S.31-49.

55 Ebenda, S.48.

56 Kwinta, *I'm Still Living*, S.12f.

reagierte ich ungläubig. Nun ging es mit meiner Gesundheit aufwärts, und ich begann zu essen. Ich brauchte eine ganze Woche, um zu begreifen, daß wir tatsächlich frei waren. Der Traum von fünf Jahren war Wirklichkeit geworden.“⁵⁷

Die sechzehnjährige Halina Birenbaum erfuhr die Rückkehr der Freiheit so, als sei sie eine Zuschauerin des Geschehens, die von der Veränderung nicht betroffen wäre. Nach der Flucht der Wachmannschaft beobachtete sie bloß – und konnte in sich „keine Freude, keine Regung verspüren. Ich war einfach neugierig, was weiter geschehen würde.“ Auch als die Sowjets eintrafen, verließ sie ihren Platz am Fenster nicht: „Plötzlich ertönte von der Straße her ein lauter Jubelschrei aus vielen Kehlen. Die Frauen, die bisher ganz in das Öffnen von Dosen und Konserven vertieft am Boden gesessen hatten, ließen alles stehen und liegen und stürzten hinaus [...]. Einige Minuten später kam ein Panzer durch das Tor gefahren, darauf saßen sowjetische Soldaten.[...] So sehr ich mich auch mit den anderen über diese wunderbare Befreiung freuen wollte – ich konnte es nicht.“⁵⁸

Ganz anders erging es dem 1927 in Lodz geborenen und 1944 von dort nach Auschwitz und dann nach Görlitz verschleppten Jehuda-Ber Flajszman. Er entfloh dem Lager mit einem Gefährten und versteckte sich in der Nähe im Wald in einem Geräteschuppen. Während sie warteten, tobte über ihnen die nächtliche Schlacht: „Gott, wie ich mich gefürchtet habe. [...] Diese Nacht war furchtbar. Gegen morgen wurde es still.“ Sie traten in der Dämmerung hinaus und erblickten ihren ersten Sowjetsoldaten, den sie sogleich stürmisch umarmen: „Ich küsse diese verschwitzte, unrasierte, schmutzige Visage, die zu einem echten Engel gehört, der uns das Leben bringt. Und die Hände küsse ich ihm [...]“⁵⁹

Die siebzehnjährige Sara Plager-Zyskind ging auf den „Platz vor der Stadthalle, um den Einmarsch der siegreichen Roten Armee in Grafenort zu sehen. [...] Ich stand mit meinen vier Freundinnen dort, und wir alle warfen ihnen Kußhände zu, klatschten und riefen, bis wir heiser waren. Die Tränen, die ich vergoß, waren Tränen unbeschreiblicher Erleichterung.“⁶⁰ Orenstein und seinen Gefährten der Marschkolonne wurde nach ihrer anfänglichen gleichgültigen Reaktion auf das Verschwinden ihrer Bewacher die neue Lage erst dann bewußt, als sie an der Straße die lange Reihe zurückgelassener Lastwagen erblickten: „Mein Herz begann, vor Freude zu hüpfen. Es war wahr. Wir waren frei. Nun riefen wir lauthals vor Lachen und umarmten einander. Wir waren frei, frei, frei! Jahrelang hatten wir, kaum noch darauf hoffend, diesen wundervollen Augenblick herbeigesehnt [...]“ Den ersten Kontakt mit britischen Truppen hatte Orenstein erst Stunden, nachdem die Bewacher Reißaus genommen hatten: Zwei Soldaten in einem Jeep verteilten kurz Zigaretten und zeigten den Befreiten die Richtung an, in die sie gehen sollten.⁶¹ „Auf diese Weise hatten uns die Westalliierten [...] als erste befreit. Das war eine Überraschung; wir hatten immer angenommen, daß es die Russen sein würden [...]

57 Ebenda, S.250.

58 Birenbaum, Hoffnung, S.195f.

59 Jehuda-Ber Flajszman: Das werde ich nicht vergessen, in: Schwarze Jahre, S.226-246, hier S.245.

60 Plager-Zyskind, Auf immer verlorene Jahre, S.250f.

61 Orenstein, I Shall Live, S.255.

alle Lager befanden sich im Osten.“⁶² Kurz darauf erschien ein sowjetischer Motorradfahrer.

Am 5. Mai 1945 brachte ein Häftling Wermuth die Nachricht vom Eintreffen der Amerikaner: „Alles war still. Ich hörte keine Ausrufe des Entzückens, kein Jubilieren.“⁶³ Die Ernährungslage änderte sich in den ersten beiden Tagen für ihn zunächst nicht, „daß heißt für diejenigen, die zu schwach waren, die Baracke zu verlassen, um sich selber zu helfen. Auch ich konnte mich nicht weit von meiner Bettstatt entfernen. Mit Hilfe eines langen Stockes bewegte ich mich, einen Fuß vor den andern schiebend, langsam vorwärts.“⁶⁴ Erst am 6. Mai ging er so nach draußen: „Es waren nur wenige Leute zu sehen. Diejenigen, die ein Ziel hatten, hatten das Lager bereits verlassen.“⁶⁵ Es dauerte noch zwei weitere Tage, bis er in einem amerikanischen Feldlazarett behandelt wurde.⁶⁶ Er erhielt nun sein „erstes richtiges Mahl“, nahm aber nur zwei Portionen von der Nudelsuppe.⁶⁷

Kolczycka-Flajszman wurde bei Berlin gleich zweimal befreit: Die Frauen flohen während eines Eisenbahntransports vor der Bombardierung der Gleise zunächst in den Wald: „Wir schliefen im Wald, aßen Gras und versteckten uns vor den Deutschen. Am 23. April 1945 eroberten die Russen das Städtchen [Beelitz]. Ich kann nicht sagen, wann ich irgendwann später in meinem Leben eine ähnliche Freude empfunden habe. Die Russen nahmen sich sofort unser an.“⁶⁸ Sie wurde zum örtlichen Krankenhaus gefahren, wo ein deutscher Arzt ihren verletzten Arm versorgen mußte. Die Sowjetsoldaten brachten die befreiten fünfundzwanzig jungen Frauen dann auf einem verlassenen Bauernhof unter: „Die älteren kochten Grütze, Mehl und Zucker lieferten die Russen. Wir wollten unverzüglich nach Polen aufbrechen, doch riet man uns ab, wegen der Kämpfe um Berlin.“⁶⁹ Am 27. April 1945 wurde Beelitz von einer Bande von SS-Leuten und sog. Werwölfen zurückerobert, die viele ermordeten. Kolczycka-Flajszman rannte vor einer solchen Hinrichtung davon, wurde angeschossen und verwundet; erst als die Sowjets am 3. Mai zurückkamen, erhielt sie eine medizinische Betreuung.⁷⁰

Eines Morgens erblickten die in Berlin Zwangsarbeit verrichtenden Frauen um Halina Aszkenazy-Engelhard nach längerer Stille die ersten sowjetischen Soldaten, die sich auf der Suche nach Deutschen ihrem Lager näherten: „Wir begrüßten sie freudig. Sie teilten uns mit, daß wir frei sind“, erinnert sich Aszkenazy-Engelhard an diesen Moment: „Man hätte erwarten können, daß dieses Wort bei uns einen Freudentaumel auslösen mußte, daß wir vor Freude verrückt spielen, tanzen und uns küssen würden.“⁷¹ Doch war dem nicht so. Wie bei vielen Verfolgten, die alle oder

62 Ebenda, S.256.

63 Wermuth, Atme, S.262.

64 Ebenda, S.263.

65 Ebenda, S.267.

66 Siehe ebenda, S.269.

67 Siehe ebenda, S.270.

68 Kolczycka-Flajszman, Einzige, S.284f.

69 Ebenda.

70 Siehe ebenda, S.285.

71 Aszkenazy-Engelhard, Pragnęłam żyć, S.146f.

den Großteil ihrer Familienangehörigen verloren hatten, stellte sich bei Aszkenazy-Engelhard eine „schreckliche Einsamkeit“⁷² ein: „Nach dem ersten Willkommensreflex überkam uns erneut Trauer.“⁷³ Ebenso wechselte bei Berland die Freude über die wiedergewonnene Freiheit rasch in Niedergeschlagenheit über: „Nachdem wir die halbe Nacht hindurch geschrien hatten, legte ich mich auf mein Bett nieder, und in diesem Moment begann ich, an meine Mutter zu denken, daran, wie ich überlebt hatte und wohin ich gehen würde. Es überwältigte mich eine tiefe Niedergeschlagenheit.“⁷⁴ Viele empfanden ähnliches. Bei Wermuth löste die Nachricht von der Ankunft der Amerikaner kein Gefühl der Freude, sondern eine tiefe Traurigkeit aus: „Die Decke über meinen Kopf ziehend, fühlte ich Tränen über mein Gesicht strömen [...]. Ein alles andere ausschließender Gedanke überwältigte mich: Ich war nun allein, ganz allein, der einzige Überlebende meiner Familie.“⁷⁵

Der jugendliche Roman Eichenbaum dachte gleich nach seiner Begegnung mit den ersten amerikanischen Soldaten mit Sorge an Bruder und Schwester, die von ihm getrennt worden waren.⁷⁶ Als ihm die Tatsache seiner Befreiung bewußt wurde, waren auch Orensteins Gedanken sogleich bei seinen Geschwistern: „Und nun, nachdem der unmögliche Traum endlich Wirklichkeit geworden war [...] konnten wir dies nicht voll genießen und uns in einem einzigen großen Schluck schmecken lassen. Wir waren einfach nicht in der Lage, alles auf einmal in uns aufzunehmen. Meine Gedanken flogen zu Fred, Felek und Hanka. Wenn sie doch nur ebenfalls am Leben wären!“⁷⁷

Ernüchtert nahm Eichenbaum seine Umwelt wahr, als er aus dem Lager hinaustrat: „Es war so ganz anders, als ich es erwartet hatte. Kein Willkommensgruß, keine Anlaufstelle. Niemand kam, mich zu begrüßen. Ich ging zur Straße und atmete tief durch. Wenn man seine Bewegungsfreiheit wiedergewonnen hat, ist das nicht gerade die einfachste Sache der Welt. Ziemlich lang noch sah ich um mich, als ob ich einen Befehl erwartete, was ich als nächstes zu tun hätte. Aber ich erhielt keinen, ich war frei. Es soll keiner glauben, daß es nach der Befreiung besser wurde, ganz im Gegenteil. Es ist ein Wunder, daß ich nach der Befreiung überhaupt überlebte.“⁷⁸

Denn Eichenbaum mußte einen Kampf auf Leben und Tod um eine Fleischkonserve überstehen, die ein ungarischer Mithäftling ihm abnehmen, er aber mit einem kranken Freund teilen wollte – und das zu einem Zeitpunkt, als die reichlichen Lebensmittelvorräte bereits geplündert wurden. Erst danach ging er in ein DP-Lager hinüber und erhielt dort „eine dicke Suppe mit Nudeln“.⁷⁹

Wie nutzten die Befreiten – sofern sie dazu überhaupt gesundheitlich in der Lage waren – ihre wiedergewonnene Freiheit?

72 Ebenda, S.156.

73 Ebenda, S.146f.

74 Hyatt, *Close Calls*, S.210. Auf S.215 erinnert sie sich: „Seltsamerweise war ich nach der Befreiung niedergeschlagen.“

75 Wermuth, *Atme*, S.262.

76 Siehe Eichenbaum, *Romeks Odyssee*, S.279.

77 Orenstein, *I Shall Live*, S.255.

78 Eichenbaum, *Romeks Odyssee*, S.279.

79 Ebenda, S.282.

Eine wiederkehrende Beobachtung der Überlebenden des NS-Judenmordes ist der in vielen Fällen unvorsichtige Umgang mit Lebensmitteln, die im Moment der Befreiung in schier unvorstellbaren Mengen zur Verfügung standen. Die befreiten Lagerinsassinnen in Oberaltstadt zerstreuten sich tagüber in der Umgebung. Sie erkundeten die nahegelegenen Orte, brachen in Häuser und Lebensmittelvorratslager ein.⁸⁰ Manche überaßen sich und starben unter Krämpfen.⁸¹ In Gunkirchen füllten sich viele der Ausgehungerten den Magen mit Fleisch und Zucker, doch vertrugen sie die Nahrung nicht und starben kurz darauf an Ruhr.⁸² „Viele starben, während sie aßen“, erinnert sich Wermuth, und resümiert: „[...] zu überleben und nach all dem Erlittenen am Essen zu sterben, war eine der traurigsten Auswirkungen des Holocaust.“⁸³ Glimpflich verlief der Übergang zur Normalität für Plager-Zyskind und ihre Gefährtinnen, die im Innenhof des Gefängnisses auf offenen Feuerstellen ein „wahrhaft königliches Mahl“ bereiteten. Einige vormalige Häftlinge aßen hemmungslos: „Sie wurden schwer krank und mußten sich übergeben oder bekamen Durchfall [...]“.⁸⁴

Für die ehemaligen Häftlinge sei, wie Berland meint, das Einbrechen und Plündern eine Möglichkeit gewesen, ihre lange unterdrückte Wut und Empörung herauszulassen.⁸⁵ Auch in Görlitz schwärmten viele befreite Lagerhäftlinge gleich in die Umgebung aus: Sie plünderten die verlassenen Häuser und Geschäfte, aus denen noch die weißen Fahnen herauslugten – die meisten Görlitzer hatten ihre Stadt verlassen, wobei sie nur das Notwendigste mitnahmen.⁸⁶ Im schlesischen Grafenort forderten die Befreier die von den Nazis Verfolgten auf, bei der Plünderung mitzutun.⁸⁷ Ebenso begann die Rote Armee im sowjetisch besetzten Berlin sogleich mit dem Beutemachen. Zwangsarbeiterinnen folgten ihrem Beispiel, indem sie sich in der Umgebung des Lagers Nahrungsmittel sowie Handwagen und Kinderwagen „besorgten“, auf denen Kleidung, Hausratsartikel, Kinderspielzeug etc. verstaubt wurden.⁸⁸ Das geplünderte Gut wurde dann auf dem Heimweg beiderseits der Straßen, die nach Osten führten, teils weggeworfen, als ihr Transport zu mühsam erschien.⁸⁹

Orenstein berichtet von Mißhandlungen und Plünderungen in und bei Rostock: „Einige der befreiten Häftlinge nahmen Rache an den deutschen Zivilisten [...], indem sie sie zusammenschlugen und beraubten, aber die meisten von uns taten das nicht.“⁹⁰ Kornbluth versichert gleichfalls, Juden hätten sich an solchen Übergriffen nicht beteiligt: „Wenngleich die Juden in den Lagern am meisten gelitten hatten,

80 Siehe Hyatt, *Close Calls*, S.214.

81 Siehe ebenda.

82 Siehe Eichenbaum, *Romeks Odyssee*, S.279f.

83 Wermuth, *Atme*, S.271f.

84 Plager-Zyskind, *Auf immer verlorene Jahre*, S.252.

85 Siehe Hyatt, *Close Calls*, S.213f.

86 Siehe Vogler, *Autoportret*, S.229.

87 Siehe Plager-Zyskind, *Auf immer verlorene Jahre*, S.251.

88 Siehe Szczesewska, *Memoirs*, S.468.

89 Siehe ebenda, S.476.

90 Orenstein, *I Shall Live*, S.259.

schlossen wir uns bei diesen Handlungen den anderen Insassen nicht an. Die Österreicher waren generell schlimmer zu uns als die Deutschen, aber mir persönlich ist kein Fall bekannt, daß ein Jude einen Österreicher angegriffen hätte. Die Raubüberfälle dauerten drei Tage an, bis die amerikanischen Behörden ihnen ein Ende setzten.⁹¹

Kornbluth berichtet von Getriebensein und Orientierungslosigkeit der Befreiten: „Ich wußte wirklich nicht, wie ich mit meiner neu entdeckten Freiheit umgehen sollte. [...] Viele der Überlebenden waren ähnlich wie ich getriebene, verwirrte Menschen. Wir wußten wirklich nicht, wonach wir suchten.“⁹² Aszkenazy-Engelhard erinnert sich, daß schon im Augenblick der Befreiung bei ihr und den Gefährtinnen Besorgnisse und Zukunftsängste aufkamen: „Wir blickten einander an. Wie geht es weiter? Was fangen wir mit uns an? Unsere nächsten Verwandten sind nicht mehr am Leben.“⁹³ Frauen sind es auch, die sich dazu bekennen, weiterhin unter Angstgefühlen gelitten zu haben. „Jede Bewegung, jedes Geräusch, und besonders der Anblick eines Mannes in Uniform rief bei mir ein Zittern hervor“, teilt Chava Kwinta über die Zeit ihrer Rekonvaleszenz mit: „Ich wußte, daß ich unter Freunden war, Menschen, die gekommen waren, uns zu helfen und zu retten, aber ich konnte meine instinktive Panik nicht beherrschen.“⁹⁴ Nicht selten wurden alte Ängste durch Übergriffe der Befreier gegen Frauen und Mädchen wiederbelebt: „Wir waren plötzlich von der Angst vor den Sowjetsoldaten überwältigt“, berichtet Helena Szereszewska, die sich mit ihrer Tochter erneut – diesmal vor den Rotarmisten – verstecken mußte.⁹⁵ Zwanzig Jahre nach den von ihr miterlebten Kriegereignissen schrieb Halina Birenbaum: „Nachts quälen mich gespenstische Bilder, der Alptraum der Verfolgungen; oft suche ich im Traum nach Verstecken und Unterschlüpfen [...]“.⁹⁶

Die Rückkehr zur Normalität faßt Kwinta eindrücklich in einem Schlüsselerlebnis zusammen, das sich ihr nach der Übersiedlung in ein nahegelegenes früheres Armeelager einprägte: „Wenn ich dort das Fenster öffnete, war mir, als ginge ich in eine neue Welt, eine Welt, in der wir frei waren, Rechte hatten und Forderungen stellten, ohne Angst, daß wir als Zielscheiben auf einer Jagd zu dienen hätten, eine Welt ohne Schreie in der Nacht und unablässigen Hunger.“⁹⁷

Schluß

Die hier ausgewerteten Erinnerungsberichte weisen in bezug auf das Erleben von Kriegsende und Befreiung eine Anzahl gleicher Erfahrungen auf. Allen gemein ist das in den ersten Frühlingswochen 1945 rasant und enorm komplizierter werdende Problem, angesichts des vor sich gehenden Zusammenbruchs des NS-Staates am Leben zu bleiben – der Strapaze von Todesmärschen, fortgesetzter schwerer körper-

91 Kornbluth, *Sentenced to Remember*, S.142.

92 Eibenda.

93 Aszkenazy-Engelhard, *Pragnęłam żyć*, S.147.

94 Kwinta, *I'm Still Living*, S.14.

95 Szereszewska, *Memoirs*, S.470.

96 Birenbaum, *Hoffnung*, S.197.

97 Kwinta, *I'm Still Living*, S.251.

licher Zwangsarbeit und den grassierenden, durch akuten Nahrungsmittelmangel und völlig unzulängliche hygienische Verhältnisse hervorgerufenen Seuchen zum Trotz. Krankheiten und die aus dem Lageralltag resultierende seelische Abstumpfung prägten für viele die letzten Tage ihrer Gefangenschaft. Daher war ein Teil der Lagerinsassen nicht mehr in der Lage, über die Flucht ihrer Bewacher Freude zu empfinden. Sie kam häufig erst dann auf, als sie den alliierten Truppen begegneten. Sie wurde aber durch die Sorge um Familienangehörige getrübt, von denen die meist noch jungen KZ-Häftlinge getrennt worden waren.

Überdies stellte sich nun mit Nachdruck die Frage, wie es mit einem selbst weitergehen sollte. War in den Lagern alles Trachten darauf abgestellt, den Tag zu überleben und bis zur Befreiung auszuharren, so machte sich kaum jemand Gedanken über den Tag danach.

In Anbetracht des auch im letzten Kriegsjahr fortgesetzten nationalsozialistischen Judenmordes strebten zahlreiche polnische Juden danach, die Unwägbarkeiten zu verringern. Dabei diente ihnen das Untertauchen inmitten polnischer Gefangener mit Hilfe einer nach außen zur Schau gestellten „arischen“ Identität dazu, die Chancen ihres Überlebens zu vergrößern.

Ulla Plener

Der feindliche Bruder:
Kurt Schumacher.

Intentionen –
Politik –
Ergebnisse
1921 bis 1952

Zum Verhältnis von
Sozialdemokraten
und anderen Linken

Aus historischer und aktueller Sicht

In der Reihe der Edition Bodoni:
*Arbeiterbewegung: Forschungen · Analysen ·
Memoiren · Biografien*

ISBN 3-929390-66-3

Schweigend gedenken, dann rasch weitergehen.

Das Kriegsende in der Schweiz und die gesellschaftlichen Folgen
des offiziellen Geschichtsbildes nach 1945

Christof Dejung

1989 war die Schweiz das einzige Land in Europa, welches zum Gedenken an den fünfzigsten Jahrestag des Kriegsausbruchs groß angelegte Erinnerungsfeierlichkeiten durchführte. Der Jahrestag zum Kriegsende sechs Jahre später, der in anderen europäischen Ländern mit offiziellen Gedenkfeiern begangen wurde, ging in der Schweiz jedoch weitgehend unbemerkt vonstatten. Diese schweizerische Erinnerungstradition an den Zweiten Weltkrieg nimmt ihren Anfang im Mai 1945, als der sich abzeichnende Frieden in Europa die offizielle Schweiz vor einige Probleme stellte. In diesem Artikel soll gezeigt werden, daß die Schweizer Behörden 1945 alles daransetzten, die Bedeutung des Kriegsendes herunterzuspielen, um von kritischen Fragen zum Verhalten der Schweiz im Krieg abzulenken.

Diese Haltung hatte gesellschaftliche Folgen: Die patriotischen Deutungsmuster der Kriegszeit bestimmten auch während des Kalten Krieges die schweizerische Politik. Elemente, die den innenpolitischen Frieden hätten stören können, insbesondere die antisemitisch ausgerichtete Flüchtlingspolitik und die Affinitäten von Teilen der gesellschaftlichen Elite zum italienischen Faschismus und zum Nationalsozialismus, wurden nach 1945 aus dem öffentlichen Bewußtsein verdrängt. Diese Erinnerungstradition wurde unter anderem dadurch stabilisiert, daß während des Kalten Krieges die endgültige Einbindung der Sozialdemokratie ins bürgerlich dominierte Politsystem erfolgte, was wiederum eine wichtige Voraussetzung für die sozialstaatlichen Neuerungen der Nachkriegsjahre darstellte. Der Schulteranschluß zwischen links und rechts erschwerte jedoch die politische Gleichstellung der Frauen. Erst ab Ende der 60er Jahre, und dann vor allem nach 1989 erodierte das offizielle Geschichtsbild, und die 1945 für ein halbes Jahrhundert verdrängten Gespenster der Vergangenheit kehrten ab Mitte der 1990er Jahre mit der Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen jüdischer Holocaustopfer auf Schweizer Bankkonten zurück.¹

Beschwörung der Kontinuität

Als sich Anfang Mai 1945 das Kriegsende in Europa abzeichnete, bemühten sich die Schweizer Behörden nach Kräften, dessen Bedeutung herunterzuspielen. Der Zürcher Regierungsrat beispielsweise wies die Gemeinden des Kantons Zürich an, auf keinen Fall Gesuche um Verlängerungen der Polizeistunde oder Tanzanlässe zu

¹ Zum Geschichtsbild der Nachkriegszeit siehe v. a. Georg Kreis: Vier Debatten und wenig Dissens, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1997, H. 4, S.451-476.

bewilligen. Auch von Beflaggungen rieten die Behörden aus Neutralitätsgründen dringend ab. „Für das Schweizervolk handelt es sich nicht um eine Siegesfeier“, schrieb der Bundesrat den Kantonen am 2. Mai 1945.² So waren es vor allem die Kirchen, die mit Dankgottesdiensten und einem abendlichen Glockenläuten am 8. Mai 1945 den Feierlichkeiten zum Kriegsende ihren Stempel aufdrückten.

In den Reden zum Kriegsende wurde dann vor allem gedankt – in wechselnder Reihenfolge, aber stets in der gleichen Besetzung: Gott, dem Bundesrat, der Armee und überhaupt all den unzähligen Männern und Frauen, die während des Krieges ihre vaterländische Pflicht erfüllt hätten. „Dank gehört unserer Armee“, erfuhren etwa die Basler Handelsschüler, „die, so winzig sie sich auch ausnahm im Kreis von Mammuthereen, mit grimmiger Entschlossenheit hinter den Stacheldrähten lag und [...] ganze Berge aushöhlte, an denen der fremde Hochmut zerschellen sollte. Und der ‚böse Nachbar‘ hat den frevelhaften Griff nach unserem Frieden nicht gewagt, weil alle auf ihrem Platz standen, auch dein Vater.“³ Auch General Henri Guisan, der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee während der Kriegszeit, kehrte in seinem Tagesbefehl vom 8. Mai 1945 die Rolle der Armee hervor: „Unsere Armee war und ist unser Schutz und Schirm. Sie hat uns vor Elend und Leid bewahrt, vor Krieg, Besetzung, Zerstörung, Gefangenschaft und Deportation“, und er verwies darüber hinaus auf höhere Mächte: „Eine wunderbare göttliche Fügung hat unsere Heimat unversehrt gelassen.“⁴

Die hohe Wertschätzung des Militärs, die sich in diesen Zitaten ausdrückt, beruhte vor allem darauf, daß die Schweiz zwischen 1939 und 1945 nicht in den Krieg hineingezogen worden war. Es gab keine zerbombten Städte, keine verkrüppelten Veteranen, keine Besatzungstruppen im eigenen Land. „Es war nicht Krieg“, wie die Historikerin Regina Wecker pointiert festhält.⁵ Die Tatsache, daß die Schweiz nicht angegriffen worden war, schien der Beweis dafür, daß die Armee ihren Schutzauftrag bestens erfüllt hatte. Die Deutungsmuster der Kriegszeit, die Emporstilisierung der Armee zur Seele der Nation und das Bild des Soldaten als Beschützer von Heimat und Familie wurden nicht durch die Grausamkeiten des modernen Krieges diskreditiert, sondern wurden mehr oder weniger unverändert in die Nachkriegszeit übernommen.⁶

Die Alliierten, deren Sieg für die Bewahrung der Schweiz letzten Endes entscheidend gewesen war, gingen bei den Dankesbekundungen im Mai 1945 leer aus. Weder der Bundesrat noch General Guisan, kaum eine kirchliche Botschaft oder ein kantonaler

2 Zit. Nach: Mario König: Die Verlegenheit vor dem Frieden. Vom schweizerischen Umgang mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, in: *Traverse, Zeitschrift für Geschichte*, 1995, H. 2, Beilage „Mai 1945“, S.2f.

3 Zit. Nach: ebenda, S.13.

4 Henri Guisan: Tagesbefehl vom 8. Mai 1945, zit. nach: Erich Gysling/Mario König/Michael T. Ganz: 1945 – Die Schweiz im Friedensjahr, Zürich 1995, S.60.

5 Regina Wecker: Es war nicht Krieg! Die Situation der Schweiz 1939-1945 und die Kategorie Geschlecht, in: Christof Dejung/Regula Stämpfli (Hrsg.): *Armee, Staat und Geschlecht. Die Schweiz im internationalen Vergleich 1918-1945*, Zürich 2003, S.29-46.

6 Christof Dejung/Regula Stämpfli: Sonderfall Schweiz? *Armee, Staat und Geschlecht 1918-1945*, in: dies. (Hrsg.), *Armee, Staat und Geschlecht*, S.11ff.

Regierungsrat – von ein paar wenigen Sozialisten abgesehen – fanden ein Wort des Dankes für die Sieger. Manche Stimme distanzierte sich sogar explizit von den Alliierten. Der freisinnigen „Solothurner Zeitung“ graute in ihrem Wort zum 8. Mai „vor dem Frieden, der angebrochen“ sei. Ohne Zweifel werde jetzt „die Versklavung des deutschen Volkes durch die Vereinten Nationen erfolgen“. Eine solche Sicht der Dinge hing zusammen mit der harschen Kritik, welche die Schweiz in jenen Monaten von alliierter Seite wegen der fortgesetzten Begünstigung Nazideutschlands einzustecken hatte. Es zeigt sich darin ein Charakteristikum der schweizerischen Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges: Man weigerte sich schlicht, Kritik am Verhalten der offiziellen Schweiz ernst zu nehmen und sich mit den dahinterstehenden, unerfreulichen Tatsachen auseinanderzusetzen.⁷

Allgemein dominierte in den offiziellen Stellungnahmen eine Beschwörung der Kontinuität. Immer wieder wurde versichert, daß das Kriegsende für die Schweiz keine Zäsur darstelle, sondern daß die Handlungen und Entscheide der Kriegszeit auch für die Nachkriegszeit als Vorbild zu dienen hätten. „Einer für alle, alle für einen“ laute die nationale Losung, erklärte die Freisinnig-demokratische Partei der Schweiz am 8. Mai. „In dieser Gesinnung möge das ganze Schweizervolk der neuen Zeit und der neuen Aufgabe entgegengehen.“⁸ Die Beschwörungen, daß das Kriegsende eine Bestätigung der Politik während der Kriegszeit sei, fanden ihren Niederschlag in der Tatsache, daß das Kriegsende in der Schweiz, im Gegensatz zu fast allen anderen europäischen Ländern, keine politischen Veränderungen mit sich brachte. Während überall in Europa Regierungen, die mit dem Nationalsozialismus kollaboriert hatten, gestürzt wurden, blieben die schweizerischen Gesinnungsgenossen weitgehend unbehelligt. So mußte 1945 kein einziger Bundesrat wegen seiner Haltung während der Kriegszeit zurücktreten. Einzig Bundesrat Marcel Pilet-Golaz, der mit seiner umstrittenen Radioansprache im Juni 1940 zur Symbolfigur des Anpassungskurses an das nationalsozialistisch geprägte „neue Europa“ geworden war, war 1944 zum Rücktritt gedrängt worden. Andere Politiker oder Militärs, die in dieser Zeit offen oder hinter verschlossenen Türen Ähnliches gefordert hatten – darunter etwa der hoch geschätzte General Guisan –, kamen ungeschoren davon.⁹

Eine Rede – und ihre Folgen

Der Zürcher Oberrichter und Präsident der Kirchensynode, Max Wolff, steckte in einer Rede zum Kriegsende vom 16. Mai 1945 die Grenze des Möglichen ab. Wolff äußerte darin die Ansicht, die „eigene Mitschuld an der Weltkatastrophe“ sei offenkundig genug: „Wer erinnert sich nicht an gewisse Kreise, auch kirchliche, die den geistigen Anfängen des Hitlerismus gleichgültig oder gar verständnisvoll gegenüberstanden? Wer kennt nicht den bodenständigen schweizerischen Antisemitismus...? Ist es nicht Tatsache, dass auch unsere Bundesregierung jene Zeugnisse

⁷ Siehe König, *Die Verlegenheit vor dem Frieden*, S.14.

⁸ Zit. Nach: Gysling u. a.: 1945 – Die Schweiz im Friedensjahr, S.62.

⁹ Siehe Mario König: *Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert. Krisen, Konflikte, Reformen*, in: *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*, Frankfurt a. M. 1998, S.58.

über die Zustände und Vorgänge in den deutschen Konzentrationslagern noch bis vor kurzer Zeit im vollen Wissen um ihre Wahrheit aus Gründen der Staatsräson unterdrückt hat? [...] Erinnern wir uns endlich an unsere Haltung in der Flüchtlingspolitik, an die unbestreitbare Tatsache, dass Tausende aus Gründen der Staatsräson von den Rettung verheißenden Grenzen der Schweiz zurück- und in den Tod getrieben worden sind!“¹⁰

Die Zürcher Kirchensynode nahm die Ansichten ihres couragierten Präsidenten indigniert zur Kenntnis. Auch sonst machte sich Wolff mit dieser Rede keine Freunde. Der militärische Nachrichtendienst interessierte sich für seine Ansichten zu Armee und Neutralität. Die Presse übergang seine Rede mit Stillschweigen oder reagierte mit einer entstellenden Polemik gegen den Verfasser. Die „Neue Zürcher Zeitung“ attestierte ihm eine „politisch-geistige Zwangshaltung“. Und eine rechtsbürgerliche Landzeitung verdächtigte Wolff, dem der Kommunismus fern lag – er stammte aus einem altzürcherischen Bürgergeschlecht und zählte politisch zu den Demokraten – gar, der kommunistischen Ideologie zu frönen: „Wir wiederholen, was wir schon einmal gesagt haben: Das Schweizervolk hat es nicht nötig, vom Präsidenten der zürcherischen Landeskirche mit dem Vorwurf beschimpft zu werden, es trage am Krieg Mitschuld. Unsere Soldaten – Oberrichter Wolff gehörte nie zu ihnen – haben ein Recht darauf, vor Beleidigungen des nur in der Rede streitbaren Herrn Oberrichters geschützt zu werden. Wenn Oberrichter Dr. Wolff kommunistischen Ideologien huldigen will, dann soll er das persönlich tun.“¹¹

Wolff setzte mit seiner Rede nichts in Bewegung, löste aber eine gehässige Polemik gegen die eigene Person aus. Dennoch ist seine Rede bemerkenswert. Der Historiker Mario König ist der Ansicht, daß „Max Wolff [...] mit seinen Ansichten die Grenzen dessen [markierte], was im Mai 1945 gesagt werden konnte. Sein Vortrag liest sich wie das Programm einer Jahre und Jahrzehnte später einsetzenden Kritik.“ Im Mai 1945 habe man von einer solchen Kritik nichts hören wollen: „Schweigend gedenken, dann rasch weitergehen: so lautete das machtvolle Gebot des Mai 1945.“¹² Für die Debatten um die Schweiz im Krieg, die in der Nachkriegszeit geführt wurden, ist die Reaktion der erwähnten rechtskonservativen Landzeitung bezeichnend. Obwohl Wolff in seiner Rede mit keinem Wort die Schweizer Armee kritisierte, wurde seine Kritik an den Bundesbehörden und an „gewissen Kreisen“, die der Sympathie für den Nationalsozialismus beschuldigt wurden, als Beleidigung der Schweizer Soldaten interpretiert. Dies legt nahe, daß die in der Kriegszeit ununterbrochen verbreitete Propagandabotschaft, wonach die Armee die eigentliche Verkörperung der Schweiz darstelle und die Schweiz eine zu allem entschlossene, widerstandsbereite Einheit sei, zumindest bei einem Teil der Bevölkerung dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen war, daß jegliche Kritik an einzelnen Exponenten

10 Zit. nach: Aufbruch in den Frieden? Die Schweiz am Ende des Zweiten Weltkrieges, Publikation zur Ausstellung im Schweizerischen Bundesarchiv Bern, 21. August - 13. Oktober 1995, Bern 1996, S.29.

11 Zit. Nach: König, Die Verlegenheit vor dem Frieden, S.15f.; Angaben zum Namen dieser Zeitung und zum Erscheinungsdatum dieses Artikels wie auch zum Erscheinungsdatum des zuvor zitierten Artikels aus der „Neuen Zürcher Zeitung“ fehlen leider in Königs Aufsatz.

12 Zit. nach: ebenda, S.16.

dieser Schweiz als direkte Kritik an der Leistung der einzelnen Soldaten interpretiert wurde. Auch die süffisante Bemerkung, daß der Herr Oberrichter Wolff während des Krieges keinen Militärdienst geleistet habe und nur in der Rede streitbar sei, verweist darauf, daß die Redaktion der zitierten Landzeitung der Ansicht war, nur ein Schweizer, der seine Wehrpflicht erfüllt habe, sei ein vollwertiger Staatsbürger. Ein Bürger, der seine Verbundenheit mit dem schweizerischen Staat nicht durch die Absolvierung des Militärdienstes unter Beweis gestellt habe, sei jedoch zu keiner Kritik an diesem Staat berechtigt. Der Vorwurf des Kommunismus schließlich verdeutlicht, daß das schweizerische Bürgertum bereits vor dem Ausbruch des Kalten Krieges den Hauptfeind wieder unter den Kommunisten suchte.

Die Reaktivierung der Geistigen Landesverteidigung

Mit Beginn des Kalten Krieges wurde Ende der 40er Jahre eine Ideologie reaktiviert, die bereits zwischen 1933 und 1943 zu einer innenpolitischen Einigung geführt hatte: die Geistige Landesverteidigung.¹³ Bis Mitte der 30er Jahre war die Schweiz ein politisch gespaltenes Land gewesen. Zwischen dem sogenannten Bürgerblock – bestehend aus Freisinn-, Bauern- und Gewerbe-Partei sowie Katholisch-Konservativen – und den Linksparteien lag ein Graben, der schier unüberwindlich schien. Höhepunkt des politischen Klassenkonfliktes war der Landesstreik von 1918, bei dem bewaffnete Streitkräfte gegen die streikenden Arbeiter eingesetzt wurden und bei dem es zu Toten und Verletzten gekommen war.¹⁴ Unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland von 1933 und der Angst vor einem erneuten europäischen Krieg kam es in der Schweiz ab Mitte der 30er Jahre zu einem politischen Ausgleich unter patriotischem Vorzeichen.¹⁵

Die Geistige Landesverteidigung ist ein sehr vielschichtiges und schillerndes Phänomen. Ein Teil der Historiker nimmt hinter der heimatümelnden und anti-urbanen Rhetorik und der ständigen Beschwörung von „eidgenössischer Wesensart“ und „Volksgemeinschaft“ einen mehr als dezenten Blut-und-Boden-Geruch wahr.¹⁶ Andere Forscher sehen die Geistige Landesverteidigung eher als „antitotalitären Basiskompromiss“ und weisen darauf hin, daß der innere Ausgleich und die geschlossene Abwehr gegen die von außen drohende Bedrohung nur zu erreichen war, indem sich die tonangebende bürgerliche Mehrheit in Regierung und Parlament bereit zeigte, innenpolitische Reformen zuzulassen und den Forderungen

13 Siehe ebenda, S.74; Kurt Imhof: Das kurze Leben der geistigen Landesverteidigung. Von der „Volksgemeinschaft“ vor dem Krieg zum Streit über die „Nachkriegsschweiz“ im Krieg, in: ders./Heinz Kleger/Gaetano Romano (Hrsg.): Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte, 1997, H. 4, S.685-708; Hansjörg Siegenthaler: Die Rede von der Kontinuität in der Diskontinuität sozialen Wandels – das Beispiel der dreißiger Jahre, in: Sebastian Brändli u. a. (Hrsg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel-Frankfurt a.M. 1990, S.414-439.

14 Siehe Willi Gautschi: Der Landesstreik 1918, Zürich u. a. 1968.

15 Siehe Josef Mooser: Die „Geistige Landesverteidigung“ in den 1930er Jahren, Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1997, H. 4, S.685-708; Hansjörg Siegenthaler: Die Rede von der Kontinuität in der Diskontinuität sozialen Wandels – das Beispiel der dreißiger Jahre, in: Sebastian Brändli u. a. (Hrsg.): Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Rudolf Braun zum 60. Geburtstag, Basel-Frankfurt a.M. 1990, S.414-439.

16 Siehe Hans Ulrich Jost: Bedrohung und Enge (1914-1945), in: Geschichte der Schweiz – und der Schweizer, Basel 1983, S.174f.

der Linken nach einem Ausbau der Sozialpolitik und nach Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit entgegenzukommen. Außerdem hätte unter den verschiedenen Auffassungen, die sich hinter dem Begriff Volksgemeinschaft fassen lassen, nach 1935 ganz klar ein verfassungspatriotischer Volkstumsbegriff, der an liberaldemokratische Traditionen anschlussfähig war, den Sieg über die Volkstümelei der rechtsextremen Erneuerungsbewegungen davongetragen.¹⁷

Die Geistige Landesverteidigung war nur möglich geworden durch einen Kurswechsel der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokraten hatten 1935 – gegen den erbitterten Widerstand des linken Parteiflügels – den Klassenkampf aus dem Parteiprogramm gestrichen und sich zur Demokratie und zur militärischen Landesverteidigung bekannt. Der Kurswechsel der Sozialdemokratie war an eine Reihe von sozialstaatlichen und politischen Forderungen geknüpft, die in der Folge weitgehend erfüllt wurden. 1943 erhielt die Sozialdemokratie gar einen Sitz in der siebenköpfigen Landesregierung zugesprochen.¹⁸ Der politische Konsens der Geistigen Landesverteidigung blieb zwar brüchig, dennoch führte er zu einer Stabilisierung der demokratischen Gesellschaft, die bis in die 30er Jahre sowohl von links wie von rechts immer wieder hinterfragt worden war.¹⁹ Die schweizerischen Kommunisten, die nach wie vor das Konzept einer revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft verfochten, hatten ab Mitte der 30er Jahre stark an Bedeutung verloren und wurden 1940 gar verboten.²⁰

Ein wesentlicher Faktor für die Aufrechterhaltung des nationalen Schulterschlusses zwischen gemäßigter Linker und den bürgerlichen Parteien war das außenpolitische Feindbild. Nachdem spätestens 1943 klar geworden war, daß die Achsenmächte den Krieg verlieren würden, schwand die Angst vor einem deutschen Angriff, und der Konsens der Geistigen Landesverteidigung zerbrach. Bürgertum und Sozialdemokratie rangen wieder mit ähnlichen Konzepten wie zu Beginn der 30er Jahre um die politische Macht. Dieser Machtkampf endete jedoch im Patt. Erst als man kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges mit dem Sowjetkommunismus ein neues außenpolitisches Feindbild entdeckte, das in vielem dem Feindbild des Dritten Reiches ähnelte, begruben die beiden politischen Lager ihre Streitigkeiten wieder und machten aus dem provisorischen Modell der Geistigen Landesverteidigung der

17 Siehe Imhof, *Das kurze Leben der geistigen Landesverteidigung*; Oliver Zimmer: *Die „Volksgemeinschaft“*. Entstehung und Funktion einer nationalen Einheitssemantik in den 1930er Jahren in der Schweiz, in: Imhof u. a., *Konkordanz und Kalter Krieg*, S.85-109.

18 Siehe Oskar Scheiben: *Krise und Integration. Wandlungen in den politischen Konzepten der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz 1928-1936*. Ein Beitrag zur Reformismusdebatte, Zürich 1987; Marco Zanoli: *Zwischen Klassenkampf, Pazifismus und Geistiger Landesverteidigung. Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz und die Wehrfrage 1920-1939*, Zürich 2003, S.227f.

19 Siehe Manfred Hertling: *Bürgerlichkeit. Eine ungesellige Geselligkeit*, in: *Eine kleine Geschichte der Schweiz.*, S.261f.

20 Im September 1940 verbot der Bundesrat sämtliche kommunistischen und anarchistischen Organisationen in der Schweiz. Gleichzeitig wurden auch verschiedene rechtsextreme Gruppierungen verboten. Siehe dazu Patrizia Leuchtmann/Gregor Spuhler: *„Die Arbeitermehrheit in Basel zerschlagen“*. Vom Sieg der linken „Einheitsfront“ zum Verbot der Kommunistischen Partei, in: *Reduit Basel* 39/45, Katalog zur Ausstellung des Historischen Museums Basel in der Stückfärberei Kleinhüningen, Basel 1989, S.63.

späten 30er Jahre eine Dauerlösung, die mehr als vier Jahrzehnte Bestand haben sollte.²¹

Ein mystifizierendes Geschichtsbild

Für einen Großteil der Bevölkerung bedeutete der Kalte Krieg einfach einen Austausch des politischen Hauptfeindes. Statt von den Nationalsozialisten sah man nun in der Nachkriegszeit die Schweiz durch die Kommunisten bedroht. Für die bürgerliche Elite brachte der Kalte Krieg hingegen weniger ein neues Feindbild als vielmehr eine Weiterführung der Revolutionsangst, von welcher das Schweizer Bürgertum seit Ende des 19. Jahrhunderts besessen war. Verschiedene Exponenten von Politik und Armee hatten noch lange nach 1939 die größte Bedrohung der Schweiz nicht im expansionswilligen Nationalsozialismus oder im italienischen Faschismus ausgemacht, sondern im Kommunismus, obwohl die Kommunisten, nach dem Schulterschluss zwischen Sozialdemokraten und Bürgertum im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung, innenpolitisch nur noch eine marginale Rolle gespielt hatten.

Nach Kriegsende grub die Linke genüßlich in der Vergangenheit ihrer politischen Gegner, die noch wenige Jahre zuvor den deutschen Vernichtungskrieg im Osten als Kreuzzug gegen den Bolschewismus begrüßt hatten. Für die Rechtsparteien kam der Kalte Krieg daher wie eine Erlösung. Die Tatsache, daß mit der Sowjetunion ein äußerer Feind zur Verfügung stand, mit dem man von den nach 1945 heftig entbrannten gesellschaftspolitischen Debatten ablenken konnte, wurde von vielen Bürgerlichen dankbar aufgegriffen.²²

Das offizielle Geschichtsbild der Nachkriegszeit, das die Schweiz als geeintes und widerstandsbereites Land darstellte, diente den schweizerischen Eliten als „Deckerinnerung“, mit der sie ihre wirtschaftliche und geistige Verbundenheit mit dem nationalsozialistischen Deutschland vergessen konnten. Unangenehme Erklärungsansätze für das Verschontbleiben der Schweiz – beispielsweise die wirtschaftliche Kooperation mit den Achsenmächten – wurden verdrängt. Aus dem sehr komplexen Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren, die letztendlich dazu beitrugen, daß die Schweiz nicht angegriffen wurde, wurden einzig die militärische Abschreckung und die nationale Geschlossenheit als erinnerungswürdige Größen ausgewählt.²³ Auch andere kritische Punkte, wie etwa die Flüchtlingspolitik oder die Sympathien hoher Politiker und Offiziere für autoritäre Regierungssysteme, wurden lange Zeit ausgeblendet, beziehungsweise sie wurden, wenn man sie aufgrund der Resultate von historischen Untersuchungen nicht mehr gänzlich ignorieren konnte, als bloße „Fussnote zu einer Heldenlegende“ behandelt.²⁴

21 Siehe Imhof, *Das kurze Leben der geistigen Landesverteidigung*.

22 Siehe König, *Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert*, S.59, 74f.

23 Siehe Christof Dejung: *Die heutigen Schlaumeier wollen alles besser wissen. Das Spannungsfeld zwischen historischer Forschung und den Erinnerungen der Aktivdienstgeneration in der jüngsten Debatte um den Zweiten Weltkrieg*, in: *Schweizerisches Bundesarchiv (Hrsg.): denn es ist alles wahr*“, *Erinnerung und Geschichte 1939–1999*, Bern 1999, S.63.

24 So der Schriftsteller Adolf Muschg im *Tages-Anzeiger* vom 24.1.1997.

Dieses mystifizierende Geschichtsbild dominierte für mehrere Jahrzehnte die offizielle Sicht auf die Vergangenheit. Von behördlicher Seite wurde es bis in die siebziger Jahre durch eine äußerst restriktive Akteneinsichtspraxis vor einer kritischen Hinterfragung durch die Geschichtswissenschaft bewahrt. In einzelnen Fällen kam es sogar zu amtlichen Intrigen gegen mißliebige Historiker, um zu verhindern, daß unter Umständen dunkle Flecken ans Licht kommen könnten.²⁵ Die Kriegszeit blieb im kollektiven Gedächtnis als Zeit haften, in der alle Schweizerinnen und Schweizer zusammengehalten und sich für die Freiheit des Landes eingesetzt hätten. In einer Erinnerungsschrift von 1975 wird dies so beschrieben: „Warum werden jene sechs Jahre von uns Schweizern als eine schwere und wieder als eine schöne Zeit empfunden? Die Gefahr schweißt ein Volk zusammen. [...] Eingeclammert in ein immer weiter sich steigendes Völkerringen, wirkte das ganze Volk bisweilen wie ein einziger Organismus, der sich bei drohender Gefahr bang zusammenzog und dann, wenn die Gefahr in die Ferne rückte, sich wieder löste und freier atmete.“²⁶

Das offizielle Geschichtsbild war allerdings zu keinem Zeitpunkt unbestritten. Die Alliierten setzten die Schweiz 1946 bei den Verhandlungen von Washington wegen ihrer wirtschaftlichen Beziehungen zu Nazideutschland schwer unter Druck. Die Schweiz hatte im Ausland kurz nach Kriegsende den Ruf eines Kriegsgewinners, Blockadebrechers, „Goldhamsters“ und Waffenhändlers. Mit dem anbrechenden Kalten Krieg verstummten jedoch diese Vorwürfe. Die USA hatten nun ein größeres Interesse daran, die Schweiz in ein antikommunistisch ausgerichtetes Westeuropa einzubinden, als in den Verfehlungen der Kriegszeit herumzustochern.²⁷ In der Schweiz selber war es zunächst vor allem die politische Linke, die das Verhalten von Politik und Wirtschaft während des Krieges kritisierte. Dabei hatte sie allerdings vor allem den eigenen politischen Nutzen vor Augen. Die Sozialdemokratie gab sich in denjenigen Bereichen, in denen sie an der Staatsgewalt partizipierte, staatsmännisch-gedämpft, wettete hingegen da, wo es noch nicht soweit war, kräftig gegen das damalige Verhalten von Bürgertum und Regierung. Die kommunistische Partei der Arbeit, die sich an der Spitze einer aufkommenden Opposition zu etablieren suchte, entwertete ihre oft berechtigte Kritik durch eine lange Zeit absolut bedingungslose Verehrung der stalinistischen Sowjetunion.²⁸

Am Ende profitierte jedoch auch die gemäßigte Linke davon, daß sie im Kalten Krieg den Mantel des Vergessens über die unliebsamen Details der Kriegszeit fallen ließ. Die Ausblendung heikler Punkte aus dem offiziellen Geschichtsbild bildete in der unmittelbaren Nachkriegszeit einen Boden für sozial- und parteipolitische Neuerungen, die zu Beginn der 30er Jahre noch absolut undenkbar gewesen wären.

25 Siehe Luc van Dongen: *La mémoire de la Seconde Guerre mondiale en Suisse dans l'immédiat après-guerre (1945-1948)*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1997, H.4, S.709-729; Sacha Zala: *Das amtliche Malaise mit der Historie. Vom Weißbuch zum Bonjour-Bericht*, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 1997, H.4, S.213.

26 Andri Peer: *Der Aktivdienst. Die Zeit nationaler Bewährung 1939-45*, Zofingen 1975, S.9.

27 Siehe Jakob Tanner: „*Reduit national*“ und Außenwirtschaft, in: Philipp Sarasin/Regina Wecker (Hrsg.): *Raubgold, Reduit, Flüchtlinge. Zur Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1998, S.85.

28 Siehe König, *Die Verlegenheit vor dem Frieden*, S.14.

Das Solidaritätsgefühl der Kriegsjahre, das vielen Schweizerinnen und Schweizern geholfen hatte, diese Zeit zu überstehen, schlug sich 1947 nieder, als annähernd 80 Prozent der abstimmenden Männer eine Gesetzesvorlage über die Einführung einer Altersversicherung annahmen. Die Altersversicherung war – und blieb – ein Symbol des nationalen Interessenausgleichs zwischen Bürgertum und Arbeiterbewegung und stellte damit eine indirekte Frucht der nationalen Gemeinschaft der Kriegsjahre dar.²⁹ Die innenpolitische Geschlossenheit wurde auch zur Grundlage für ein neues Konkordanzmodell, die so genannte Zauberformel. Diese garantierte den Sozialdemokraten ab 1959 zwei Sitze im Bundesrat.³⁰

Der politische Ausgleich wurde legitimiert und stabilisiert durch das Wirtschaftswunder der 50er und 60er Jahre. Neben einem politischen und kulturellen Konservatismus bedeutete die Nachkriegszeit für die Schweiz auch eine Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs und der gesellschaftlichen Modernisierung, die sich stark am „american way of life“ orientierte. Der neue Wohlstand und die politische Stabilität führten – vor allem vor dem Hintergrund der politischen und wirtschaftlichen Krise der frühen 30er Jahre – dazu, daß die gesellschaftliche Ordnung der Nachkriegsschweiz in der Bevölkerung eine große Akzeptanz genoß.

Die Armee im Zentrum des nationalen Selbstverständnisses

Die Armee stand auch während des Kalten Krieges im Zentrum des nationalen Selbstverständnisses. Angesichts der Unkalkulierbarkeit der Weltpolitik und angesichts der Tatsache, daß die neutrale Schweiz nicht in einen der beiden Machtblöcke eingebunden war, herrschte bei einer großen Mehrheit der Bevölkerung die Ansicht vor, daß die Schweiz letztlich auf die eigene Kraft vertrauen müsse und deshalb zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit auf eine starke Armee angewiesen sei. Dies hatte ganz direkte Auswirkungen: In kaum einem anderen europäischen Land wurden Nation und Armee derart lange als Einheit angesehen. Außerdem unternahm die Schweiz nach 1945 massive Rüstungsanstrengungen und wurde dadurch zum bestgerüsteten Staat in Westeuropa. Sowohl hinsichtlich der Anzahl der Soldaten pro Quadratkilometer als auch hinsichtlich des Bestandes an Kampfflugzeugen, Kampfpanzern und schwerer Artillerie pro Kopf der Bevölkerung nahm sie während Jahrzehnten eine Spitzenstellung ein.³¹

Die große Wertschätzung, die die Armee nach 1945 in weiten Kreisen genoß, hatte unter anderem damit zu tun, daß die Armee im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung innenpolitisch einen anderen Stellenwert erhalten hatte. Bis in die frühen 30er Jahre war die Armee regelmäßig gegen streikende Arbeiter und linke Demonstrationen eingesetzt worden. Bei der Linken galt die Schweizer Armee deshalb lange Zeit als „Leibgarde der Bourgeoisie“. Der politische Konsens der

29 Siehe ders., *Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert*, S.58, 76.

30 Von den übrigen fünf Sitzen waren zwei für die Freisinnigen, zwei für die Katholisch-Konservativen (die spätere CVP), und einer für die Bauern- und Gewerbe-Partei (die spätere SVP) reserviert. Die Zauberformel fand ihr Ende im Dezember 2003, als ein Sitz der CVP an die SVP ging.

31 Siehe Jakob Tanner: *Militär und Gesellschaft in der Schweiz nach 1945*, in: Ute Frevert (Hrsg.): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997, S.318ff., 329.

Geistigen Landesverteidigung änderte dies. Zwischen 1936 und 1942 erfolgte kein einziger Ordnungseinsatz der Armee mehr, während es zwischen 1930 und 1936 zu elf Aufgeboten gegen linke Kundgebungen gekommen war.³² „Schiessen auf Teile unserer Bevölkerung, die anders denken als die schweizerische Finanz und ihre Offiziersgesellschaft war nicht nötig,“ kommentierte der Weltkriegsveteran Max Frisch diesen Sachverhalt in seinem „Dienstbüchlein“.³³

Der 1939 zum General und damit zum Oberbefehlshaber der Schweizer Armee gewählte Henri Guisan verbreitete den Gedanke des sozialpolitischen Ausgleichs auch innerhalb der Streitkräfte. Guisan war in der Zwischenkriegszeit Mitglied der rechtsgerichteten Association Patriotique Vaudoise gewesen und bewunderte den italienischen Diktator Benito Mussolini. Er stand der parlamentarischen Demokratie äußerst skeptisch gegenüber und liebäugelte 1940 nach der Niederlage Frankreichs mit der Einsetzung einer autoritären Regierungsform. Doch im Verlaufe des Krieges suchte er das Gespräch mit sozialdemokratischen Parlamentariern und Gewerkschaftern und unterstützte nach Kriegsende verschiedene ihrer militärpolitischen Forderungen, insbesondere die Forderung, daß es Wehrmännern aus der Arbeiterschicht ermöglicht werden sollte, eine Offizierslaufbahn einzuschlagen.³⁴

Die Offiziere aus dem Umfeld Guisans vertraten während des Krieges die Ansicht, daß soziale Spannungen die Kampfkraft der Schweizer Milizarmee schwächten, weshalb es im Interesse der Armee liege, diese zu beheben. In der Festschrift zum 70. Geburtstag des Generals von 1944 wurde etwa festgehalten, es liege auch im Interesse der Landesverteidigung, daß in der Schweiz eine soziale Gerechtigkeit existiere. Die Armee müsse deshalb im Rahmen der militärischen Ausbildung alles daransetzen, den sozialen Ausgleich zu fördern: „Die Rückwirkung auf das geistige Gefüge der Armee wird nicht ausbleiben. Die soziale Gerechtigkeit ist nicht ihre letzte, sondern eine ihrer wesentlichsten Kampfquellen.“³⁵

Die Sozialdemokratie vergalt Guisan diese Aufgeschlossenheit gegenüber ihren Anliegen während des Krieges durch ihre uneingeschränkte Unterstützung. Auch nach dem Krieg blieb sie bei ihrer armeerfreundlichen Haltung und unterstützte zwei Jahrzehnte lang die militärische Aufrüstung. Indem die Arbeiterbewegung seit den 30er Jahren die demokratische Gesellschaft und die militärische Landesverteidigung bejahte und nach 1945 Jahrzehnte ein Geschichtsbild mittrug, das die militärische Verteidigungsbereitschaft ins Zentrum stellte, erfolgte eine teilweise Verbürgerlichung der Arbeiterschaft.³⁶ Es war wohl nicht zuletzt die Übernahme des bürger-

32 Siehe Walter Kern: Was kümmert uns der Hut? Ein „Frontbericht“ aus der Schweiz im zweiten Weltkrieg mit Bezügen zur Gegenwart, Zürich 1983, S.119ff.; Hans Senn: Erhaltung und Verstärkung der Verteidigungsbereitschaft zwischen den beiden Weltkriegen, Basel-Frankfurt a.M. 1991, S.77-80. Der Ordnungseinsatz 1942 richtete sich bezeichnenderweise nicht gegen streikende Arbeiter, sondern gegen Bauern aus dem Innerschweizer Ort Steinen, die gegen die behördlichen Maßnahmen zur Bekämpfung des Schwarzmarktes rebellierten.

33 Max Frisch: Dienstbüchlein, Frankfurt a.M. 1974, S.133.

34 Siehe Willi Gautschi: General Henri Guisan. Die schweizerische Armeeführung im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1994.

35 Hans Holliger: Vorwort, in: Bürger und Soldat. Hrsg. von der Schweizerischen Offiziersgesellschaft. Festschrift für Henri Guisan zum 70. Geburtstag, Zürich 1944, S.9.

36 Siehe Hertling, Bürgerlichkeit, S.337, 261ff.

lichen Männlichkeitskonzept, das das Bild des Mannes als republikanischem Staatsbürger und Bürgersoldaten beinhaltete, das die Sozialdemokraten im 20. Jahrhundert für das tonangebende Bürgertum zuerst als politische Gegner und dann als regierungsverantwortliche Staatsmänner akzeptabel machte.³⁷

Die Frauenstimmrechtsfrage zwischen Armeemythos und Antikommunismus

Im internationalen Vergleich fällt auf, daß in vielen Staaten den Frauen das Wahlrecht im Anschluß an Kriege gewährt wurde – in Großbritannien, Deutschland, den USA nach dem Ersten, in Frankreich und Italien nach dem Zweiten Weltkrieg.³⁸ Auch in der Schweiz versuchten die Befürworterinnen und Befürworter des Frauenstimmrechts³⁹ nach Kriegsende, der politischen Gleichberechtigung der Frauen zum Durchbruch zu verhelfen, allerdings mit wenig Erfolg. 1959 lehnten in einer nationalen Volksabstimmung über zwei Drittel der stimmenden Männer die Einführung des Frauenstimmrechtes ab.

Warum blieben die Befürworterinnen und Befürworter des Frauenstimmrechtes nach 1945 vorerst ohne Erfolg? Es gibt mindestens drei Ursachen: Erstens kann vermutet werden, daß die politische Gleichberechtigung der Frauen behindert wurde durch die Tatsache, daß in der Schweiz im Gegensatz zu den kriegführenden Ländern Europas die Militärbegeisterung und die damit verbundenen Geschlechterleitbilder nach 1945 nicht durch die Schrecken des modernen Krieges diskreditiert worden waren,⁴⁰ sondern bruchlos in die Nachkriegszeit übernommen wurden. Verschiedene Autorinnen vermuten aber auch, daß die große Bedeutung, die der Militärdienst der Männer nach 1945 im kollektiven Gedächtnis einnahm, mit ein Grund dafür war, daß die Schweiz bis zur Einführung des Frauenstimmrechtes 1971 eine Männerdemokratie blieb.⁴¹ Dies ist insofern plausibel, als Bürgerrecht und Wehrpflicht lange Zeit als ausschließlich männliche Domänen verstanden wurden. So spielte das Argument, daß die Frauen aufgrund der Tatsache, daß sie nicht wehrpflichtig waren, auch kein Anrecht auf die vollen politischen

37 Siehe Caroline Arni: Robert Grimms Befreiungsschlag. Eine Fallstudie zum Verhältnis von Geschlechtergeschichte und politischer Geschichte der Schweiz, in: Traverse, Zeitschrift für Geschichte, 2000, H.1, S.109-124.

38 Siehe Joan Scott: Rewriting History, in: Margret Rudolf Higonnet/Jane Jenson (Hrsg.): Behind the Lines, Gender and the Two World Wars, New Haven-London 1987, S.24.

39 Unter dem im alltäglichen Sprachgebrauch in der Deutschschweiz üblichen Begriff Frauenstimmrecht werden die umfassenden politischen Rechte der Frauen verstanden, bestehend aus Stimmrecht in Sachfragen, aktivem und passivem Wahlrecht sowie dem Recht, Initiativen und Referenden zu lancieren und zu unterzeichnen. Siehe dazu Yvonne Voegeli: Zwischen Hausrat und Rathaus. Auseinandersetzungen um die politische Gleichbehandlung der Frauen in der Schweiz 1945-1971, Zürich 1997, S.22.

40 Siehe Thomas Kühne: „... aus diesem Krieg werden nicht nur harte Männer heimkehren“. Kriegskameradschaft und Männlichkeit im 20. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.): Männergeschichte, Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt a. M.-New York 1997, S.189.

41 Siehe Wecker, Es war nicht Krieg!, S.43; Regula Stämpfli: Triumph der Geschlechtertrennung in der Schweiz 1918-1945, in: Dejung/ Stämpfli (Hrsg.), Armee, Staat und Geschlecht, S.226f.

Rechte hätten, bei der Volksabstimmung über das Frauenstimmrecht von 1959 zumindest unterschwellig eine Rolle.⁴²

Zweitens mußte in der Schweiz aufgrund des direktdemokratischen Systems die Gesamtheit der wahlberechtigten Männer darüber entscheiden, ob den Frauen die politischen Rechte gewährt werden sollten – dies im Gegensatz zu anderen Ländern, wo allein die Regierung oder das Parlament über diese Frage zu entscheiden hatte. Durch die Propaganda der Kriegszeit und das militärzentrierte Geschichtsbild der Nachkriegszeit war die Verbindung zwischen den Männern – als Wehrmänner wie als Staatsbürger – und dem schweizerischen Staat intensiviert worden, was für die Gleichberechtigung der Frauen ein zusätzliches Hindernis bedeutete. Die direkte Demokratie wurde damit für die politische Gleichstellung der Frauen zum retardierenden Moment. Das schweizerische Parlament war nämlich in dieser Frage eher progressiver als das Stimmvolk: 1959 empfahlen die eidgenössischen Parlamentarier den Stimmbürgern, ein Ja zur Vorlage über das Frauenstimmrecht in die Urne zu legen.⁴³

Drittens ist zu bedenken, daß in den meisten modernen Staaten die Gewährung des Frauenstimmrechts nur zum Teil als Lohn für die Opfer der Frauen während der Kriegszeit interpretiert werden kann. Meist hatte das Frauenwahlrecht schon vor dem Krieg auf der Traktandenliste gestanden, und der Krieg bedeutete unter Umständen gar eine Verzögerung bei der Einführung. Von der französischen Historikerin Françoise Thébaud wurde deshalb die These aufgestellt, daß die Einführung des Frauenwahlrechtes nach dem Ersten Weltkrieg in vielen Ländern auch dazu diene, die Gesellschaftsordnung zu stabilisieren. Die Einführung des Frauenwahlrechtes interpretiert Thébaud als Versuch des weisen Bürgertums, die sozialen Spannungen zu entschärfen, die durch die Forderungen der Arbeiterbewegung in Europa sowie der Schwarzen und der Einwanderer in den USA entstanden waren.⁴⁴ In der Schweiz fehlte nach 1945 aufgrund der Kontinuität der Geistigen Landesverteidigung ein politischer Faktor, der die herrschenden Machtverhältnisse hätte gefährden und die bürgerlichen Männer dazu verleiten können, die Frauen an der Macht zu beteiligen, um etwaige soziale Spannungen zu entschärfen. Die Kommunisten stellten zwar ein beliebtes bürgerliches Feindbild dar, hatten real aber kaum politisches Gewicht. Der politische Ausgleich zwischen rechts und links wurde damit für die Bestrebungen der Frauen um politische Gleichberechtigung zum Hemmschuh.

Der Zusammenhang zwischen Klassenpolitik und Geschlechterordnung wird unter anderem deutlich, wenn man berücksichtigt, daß sich Befürworterinnen und Befürworter des Frauenstimmrechtes wie auch Kritikerinnen und Kritiker der Armee in den Diskussionen, die um die militärische Landesverteidigung und das Frauen-

42 Siehe Voegeli, *Zwischen Hausrat und Rathaus*, Claudia Geiser-Prem: „Nur wer das Land verteidigt, soll es regieren“. Die Instrumentalisierung des Aktivdienstes bei der eidgenössischen Abstimmung über das Frauenstimmrecht 1959. Unveröffentlichte Proseminararbeit am Historischen Seminar der Universität Zürich, 2001.

43 Siehe *Historisches Lexikon der Schweiz*, in: <http://www.dhs.ch/exterene/protect/deutsch.html>, Stichwort „Frauenstimmrecht“ (1. Oktober 2004).

44 Siehe Françoise Thébaud: *Der Erste Weltkrieg*. Frankfurt a. M.: New York 1995, S.77-91.

stimmrecht geführt wurden, regelmäßig die Unterstellung anhören mußten, insgeheim als Wegbereiter des Kommunismus zu agieren. Schon 1931 hatte die Schweizerische Liga gegen das politische Frauenstimmrecht, die im katholisch-konservativen und rechtsliberalen Milieu verwurzelt war, in einer Eingabe an den Bundesrat die Einführung des Frauenstimmrechtes als Angriff auf die bürgerliche Kultur gesehen: „Die Frauenförderung der politischen Gleichstellung ist gerade den extremen Sozialisten und Kommunisten sehr willkommen, denn unvermeidlich wird dadurch der Erfolg ihrer Bestrebungen, die darauf ausgehen, Kultur und Christenheit und damit auch geordnete Staatswesen zu vernichten, gefördert.“⁴⁵ Auch in der Nachkriegszeit wurde das Frauenstimmrecht immer wieder als „gefährliche Verschärfung kollektivistischer Tendenzen“, als „totalitäre Neigung“, die zur schweizerischen Demokratie und Tradition in krassm Gegensatz stünden, als etwas „Revolutionäres [...], weil es an die Wurzeln der Gesellschaft greift“ angeprangert. Seine Gegner sprachen im Zusammenhang mit dem Frauenstimmrecht von „Gleichschaltung“, „Gleichmacherei“, „eigentlicher Revolution“. Diese Polemik überschritt selbst für einen Teil des bürgerlichen Lagers die Grenzen des politisch Zulässigen. Sie ist aber ein Zeichen dafür, daß für viele Gegner des Frauenstimmrechtes das strikte Festhalten an der traditionellen Geschlechterordnung Hand in Hand ging mit einem rabiaten Antikommunismus. Beides war in ihren Augen gleichbedeutend mit einer Bewahrung der vorherrschenden, „normalen“ sozialen Ordnung. Das Frauenstimmrecht schien die bestehende soziale Ordnung zu gefährden und öffnete damit – in den Augen seiner Gegner – dem Kommunismus Tür und Tor.⁴⁶

Umwälzungen in den 60er Jahren

In den sechziger Jahre nutzten sich der eidgenössische Vergangenheitsdiskurs und das martialische Selbstverständnis unter dem Durchbruch der Massenkonsum- und Freizeitgesellschaft ab. So wurde etwa die Kritik am Militärbereich immer lauter: Ab Mitte der 60er Jahre nahm etwa die Zahl der antimilitaristischen Manifestationen sprunghaft zu. Auch die Zahl der Militärdienstverweigerer sowie die Zahl von Wehrmännern, die sich der militärischen Befehlsverweigerung schuldig machten, stiegen stark an. Demgegenüber weist die Zahl der Männer, die freiwillig an militärischen Feldschießen teilnahm, nach 1965 einen deutlichen Knick nach unten auf.⁴⁷

Mit der Entspannung des Ost-West-Konfliktes und dem Aufkommen einer linken außerparlamentarischen Opposition Ende der 60er Jahre häuften sich auch die Stimmen, die die Zeit des Zweiten Weltkrieges zu hinterfragen begannen.⁴⁸ Die

45 Sozarch Ar 6.20.Z III: Eingabe an den Bundesrat 1931, S.5, zit. nach: Voegeli, Zwischen Hausrat und Rathaus, S.608; siehe auch Sibylle Hardmeier: Frühe Frauenstimmrechtsbewegung in der Schweiz (1890-1930). Argumente, Strategien, Netzwerk und Gegenbewegung, Zürich 1997, S.324ff.

46 Siehe Voegeli, Zwischen Hausrat und Rathaus, S.609-616.

47 Siehe Tanner, Militär und Gesellschaft in der Schweiz nach 1945, S.333ff.

48 Siehe König, Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S.74; Kreis, Vier Debatten und wenig Dissens.

kritische Aufarbeitung dieser Epoche und insbesondere die Untersuchung der wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen der Schweiz und den Achsenmächten gingen in den 80er Jahren weiter, und nahmen wesentliche Punkte vorweg, die ab Mitte der 90er Jahre in der Diskussion um die nachrichtenlosen Vermögen und um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg debattiert wurden.⁴⁹

Und schließlich erfolgte auch ein Bruch mit der Geschlechterordnung der Nachkriegszeit, wodurch die Frage nach dem Frauenstimmrecht wieder virulent wurde. Die neue Frauenbewegung, allen voran die „Frauen-Befreiungs-Bewegung“, die Ende der 60er Jahre aus der marxistisch ausgerichteten Studentenbewegung heraus entstanden war, stellte Forderungen, die weit über die bisherigen Forderungen der Stimmrechtsbewegung hinausgingen. Die Exponentinnen der neuen Frauenbewegung waren dezidiert der Ansicht, daß eine wirkliche Gleichstellung der Geschlechter nur durch eine grundsätzlich neue Gesellschaftsordnung möglich wäre. Durch spektakuläre Aktionen versuchte die neue Frauenbewegung die Aufmerksamkeit auf die zahlreichen Diskriminierungen der Frauen in Wirtschaft und Gesellschaft zu lenken. Insbesondere die Tatsache, daß erstmals die sexuelle Unterdrückung als zentrales Mittel der patriarchalen Gesellschaft zur Beherrschung der Frauen identifiziert wurde, ließ die Forderungen der traditionellen Stimmrechtsbewegung nach politischer Gleichberechtigung als vergleichsweise harmlos erscheinen. Die neue Frauenbewegung ermöglichte es so den Anhängerinnen des Frauenstimmrechts, sich als vernünftige Gesprächspartnerinnen der politischen Gremien anzubieten. Das Frauenstimmrecht diente als Zugeständnis zur Beruhigung der unruhig gewordenen Frauen, als Kompromißlösung, um den radikalen Forderungen der neuen Frauenbewegung nicht noch zusätzlichen Auftrieb zu verleihen.⁵⁰

Der Geschichtsmythos brückelt

Daß 1989 die Schweiz den fünfzigsten Jahrestag des Kriegsbeginns in Europa feierlich beging, war insofern nur logisch, als der Ausbruch des Krieges für die Schweiz nicht der Beginn einer Katastrophe, sondern der Anfang einer militärisch-staatlichen Erfolgsgeschichte war. Mit den sogenannten „Diamant“-Feiern dankte die Eidgenossenschaft der Kriegsgeneration, namentlich den ehemaligen Soldaten, die 1939–1945 Militärdienst geleistet hatten und – so zumindest damals der offizielle Tenor – durch diesen Einsatz die Schweiz vor einem Einmarsch der deutschen Wehrmacht bewahrt hätten. Durch diese großangelegten Erinnerungsfeiern versuchte die Bundesregierung ein letztes Mal, das jahrzehntelang gültige militärzentrierte Geschichtsbild aufleben zu lassen – dies nicht zuletzt, da wenige Monate später eine Volksinitiative zur Abschaffung der Armee zur Abstimmung stand, der man eine tüchtige Abfuhr zu erteilen gedachte, wozu die Schürung einer patriotisch-chauvinistischen Stimmung dienlich zu sein versprach. Den „Diamant“-Feiern war

49 Siehe Werner Rings: Raubgold aus Deutschland. Die „Golddrehscheibe“ Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Zürich 1985; Jakob Tanner: Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Analyse der Schweiz zwischen 1938 und 1953, Zürich 1986.

50 Siehe Voegeli, Zwischen Hausrat und Rathaus, S.643-668, 683ff.

allerdings kein Erfolg beschieden. Zum einen sagten im November 1989 über 35 Prozent der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger Ja zur Armee-Abschaffungsinitiative, was einem mittleren innenpolitischen Erdbeben gleichkam (noch wenige Monate vor der Abstimmung hatte der Bundesrat erklärt, es wäre eine Katastrophe, wenn die Armeeabschaffungs-Initiative mehr als 10 Prozent Ja-Stimmen erhalten würde). Zum anderen gelang es der linken Gegenbewegung zum „Diamant“, die unter der Bezeichnung „Klunker“ aktiv war, im öffentlichen Bewußtsein die These zu verankern, wonach die Schweiz ihr Verschontsein weniger der Armee als vielmehr der wirtschaftlichen Kollaboration mit den Achsenmächten verdankt habe.⁵¹

Nach Ende des Kalten Krieges verlor das Bild der widerstandsbereiten Schweiz, das nach 1945 fast ein halbes Jahrhundert lang die Politik mitgeprägt hatte, endgültig an Bedeutung. Zwar gab es zum fünfzigsten Jahrestag des Kriegsendes keine groß-angelegten Feierlichkeiten, doch entschuldigte sich Bundespräsident Kaspar Villiger in seiner offiziellen Rede vor dem nationalen Parlament für das Verhalten der Schweiz gegenüber den jüdischen Flüchtlingen: „Wir haben damals im allzu eng verstandenen Landesinteresse eine falsche Wahl getroffen. Der Bundesrat bedauert das zutiefst, und er entschuldigt sich dafür, im Wissen darum, dass solches Versagen letztlich unentschuldigbar ist.“⁵² Dies war ein Tabubruch, der von rechtskonservativer Seite harsch kritisiert wurde. Doch es war erst der Anfang einer Neubeurteilung der Weltkriegs-Vergangenheit.

Mit der Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen von jüdischen Opfern des Holocaust kamen die alten Gespenster wieder hervor, die aufgrund des Kalten Krieges während einem halben Jahrhundert unter Verschluss gehalten worden waren. Obwohl die meisten der Vorwürfe – der Handel der Nationalbank mit deutschem Raubgold, die Abweisung von Zehntausenden jüdischen Flüchtlingen, die Übernahme von ehemals jüdischen Unternehmen im Dritten Reich durch schweizerische Firmen, der Handel mit Raubkunst – schon seit geraumer Zeit bekannt und in verschiedenen Publikationen untersucht worden waren, kamen die Enthüllungen für viele Schweizerinnen und Schweizer wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Mit Erstaunen mußte man zur Kenntnis nehmen, daß es nun plötzlich nicht mehr nur einige wenige schweizerische Historiker und Journalisten waren, die den Finger auf die wunden Punkte der Weltkriegsvergangenheit legten, und die man wahlweise als marxistisch diffamieren oder ignorieren konnte, sondern daß nun plötzlich amerikanische Senatoren und englische Boulevardblätter fast schon im Wochentakt neue „Enthüllungen“ präsentierten, die das scheinbare Musterland Schweiz als Kriegsgewinnler und Profiteur des nationalsozialistischen Terrorregimes erscheinen ließen, so daß sich ein Journalist „genau so verduzt wie alle meine schweizerischen Landsleute“ fragte, „wie es denn gekommen sei, dass wir ein halbes Jahrhundert nach Ende des Zweiten Weltkriegs unversehens als ein Volk von

51 Siche Simone Chiquer: Der Anfang einer Auseinandersetzung. Zu den Fakten, Zusammenhängen und Interpretationen in der Debatte um die „Übung Diamant“ 1989, in: Studien und Quellen. Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, Band 24, Jubiläen der Schweizer Geschichte, Bern-Stuttgart-Wien 1998, S.193-227; Tanner, Militär und Gesellschaft in der Schweiz nach 1945.

52 Zit. nach: Neue Zürcher Zeitung, 14. Oktober 1997.

Räubern, Hehlern, Leichenfledderern, Kryptofaschisten, Steigbügelhaltern und Stiefelleckern der Nazi-Bonzen am Pranger stehen⁵³.

Aufgrund des ausländischen Druckes wurde eine international besetzte Historikerkommission eingesetzt, die im Jahr 2001 ihren Schlußbericht veröffentlichte.⁵⁴ Während linke und liberale Kreise den Studien der nach ihrem Leiter benannten Bergier-Kommission in der Regel ein gutes Zeugnis ausstellten, kritisierten rechtskonservative Kreise den Schlußbericht der Kommission als einseitig und ungerecht gegenüber den Leistungen der Kriegsgeneration.⁵⁵ Heute, eineinhalb Jahrzehnte nach Ende des Kalten Krieges und sechzig Jahre nach Kriegsende, hat das jahrzehntelang vorherrschende Geschichtsbild über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg definitiv ausgedient, und wurde durch eine neue Sicht auf die Vergangenheit ersetzt, die der Zwiespältigkeit dieser Epoche besser gerecht wird.

53 Sebastian Speich u.a.: Die Schweiz am Pranger. Banken, Bosse und die Nazis, Wien 1997, S.11.

54 Siehe Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg: Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus, Zürich 2001.

55 Siehe hierzu etwa: Arbeitskreis Gelebte Geschichte: *Erpresste Schweiz*. Zur Auseinandersetzung um die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und um die Berichte der Bergier-Kommission. Eindrücke und Wertungen von Zeitzeugen, Stäfa 2002.

Zur Geschichte der POUM¹

Manfred Behrend

Der Doppelcharakter des spanischen Bürgerkriegs 1936-1939 und die POUM (Partido Obrero de Unificación Marxista, Arbeiterpartei der Marxistischen Einheit) sind weiter umstritten. Von den Auseinandersetzungen² unter deutschen Linken zeugt eine Veranstaltung am 24. November 1996 im Berliner Karl-Liebknecht-Haus, bei welcher der Film „Land und Freiheit“ von Ken Loach gezeigt und kontrovers diskutiert wurde. Ehemalige Spanienkriegsteilnehmer verurteilten den Film, welcher künstlerisch verfremdet, doch historisch den Kampf der POUM gegen Franco, die Barrikadenkämpfe in Barcelona 1937 zwischen ihr und linken Anarchisten einerseits, Stalinisten und Teilen der Staatsmacht andererseits sowie die Disziplinierung von POUM-Soldaten durch stalinistisch geführtes Militär wiedergibt.

Verglichen mit dem Rußland von 1917 war Spanien in den 30er Jahren weiter fortgeschritten, aber ebenfalls unterentwickelt. Seine klassenbewußten Arbeiter hatten sich in sozialistischen und anarchistischen Parteien und Organisationen zusammengefunden, zum geringsten Teil in kommunistischen. Die KP Spaniens (Partido Comunista de Espana, PCE) und die Vereinigte Sozialistische Partei Kataloniens (Partido Socialista Unificado de Cataluna, PSUC) folgten der Kominternlinie. Sie agierten erst ultralinks, dann für die Volksfront.

Zur Zeit des spanischen Bürgerkriegs konkurrierten aggressiv-faschistische Mächte, die auf Neuaufteilung der Märkte und Kolonien drangen, mit nichtaggressiven, demokratisch verfaßten Bourgeoisstaaten. Beide Gruppen fürchteten die in Spanien akut gewordene soziale Revolution. Während die Faschisten das Land attackierten, kamen ihm Großbritannien und Frankreich keineswegs zu Hilfe. Sie verwehrten ihm unter dem Vorwand der Nichteinmischung Waffen und betrieben den faschistischen Staaten gegenüber eine Appeasementpolitik, um deren Angriffsdrang nach Osten abzulenken. Der Westen verriet die Spanische Republik genauso, wie er die Tschechoslowakei dem deutschen Aggressor auslieferte, um „Frieden für unsere Zeit“ sicherzustellen. Dieser Friede stärkte die Aggressoren und währte ein knappes Jahr.

Auch die UdSSR fürchtete den Krieg. Ihre Kriegsfurcht war verständlich angesichts der Tatsache, daß Stalin die Landesverteidigung vernachlässigte und fast alle begabten Heerführer der Roten Armee physisch vernichten ließ. Um die Gunst des Westens bemüht, machte sie drei Monate lang dessen Nichtinterventionspolitik mit. Dann änderte sie den Kurs, weil er nichts einbrachte. Die Gegner der Sowjetunion, Deutschland und Italien, verstärkten aber ihre Hilfe für Franco. Gegen Auslieferung des Goldschatzes stellte die Sowjetunion der Spanischen Republik Waffen und

1 Der Artikel beruht auf einem Vortrag des Verfassers am 24.5.2003 in Landshut.

2 Zu den Auseinandersetzungen der 90er Jahre siehe: Der spanische Bürgerkrieg. Mit Aufsätzen von August Thalheimer u. a., hrsg. von der Gruppe Arbeiterstimme, München 2002, S.212ff.

Berater zur Verfügung. Sie nahm sich zugleich das Recht zur Einmischung in die Belange jenes Staates. Ziel war – wie der Generalsekretär der Komintern, Georgi Dimitroff, formulierte –, Spanien in eine „Volksdemokratie“ zu verwandeln.³ Der Herd der sozialen Revolution sollte gelöscht werden. Dem stand vor allem die POUM im Wege.

Die POUM entstand am 29. September 1935 durch Fusion zweier unterschiedlicher Gruppen. Ihre Keime hatte sie im probolschewistischen Flügel des Nationalen Arbeitsgewerkschaft (Confederación Nacional del Trabajo, CNT), einer später rein anarchistischen Gewerkschaftszentrale, als dessen Delegierte 1921 Joaquín Maurín, der Sekretär des CNT-Nationalkomitees Andrés Nin und ein wenig bekannter dritter Genosse Sowjetrußland besuchten. Der in Spanien mit Todesstrafe bedrohte Nin blieb zehn Jahre in der UdSSR. Er war stellvertretender Generalsekretär der Roten Gewerkschaftsinternationale. Wegen gleichzeitiger Zugehörigkeit zur Linken Opposition wurde er aus der KPdSU ausgeschlossen und 1930 des Landes verwiesen. In Barcelona stieß er zur Spanischen Kommunistischen Opposition, die sich 1932 in Spanische Kommunistische Linke (Izquierda Comunista Española, ICE) umbenannte. Maurín leitete unterdes die im Rahmen der PCE wirkende Kommunistische Föderation Kataloniens und der Balearen. Sie löste sich von der PCE und formierte den Arbeiter- und Bauernblock (Bloque Obrero y Campesino, BOC). Dieser etwa 3.000 Mitglieder umfassende Block und die nur 700-800 Mitglieder starke, aber aktivere ICE bildeten die POUM. Maurín wurde Generalsekretär, Nin das nach ihm wichtigste Mitglied im Exekutivkomitee.

Die POUM trat dem von der Independent Labour Party, der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) und anderen linken Organisationen gebildeten Internationalen Arbeitsgemeinschaft linker sozialistischer Parteien - dem sogenannten Londoner Büro - bei, das in Opposition zur Sozialistischen wie auch zur Kommunistischen Internationale stand. Bald hatte sie auch zur KPD-Opposition und zur Internationalen Vereinigung der Kommunistischen Opposition (IVKO) Kontakt.

Die neue Partei war demokratisch, aber nicht sozialdemokratisch. Die POUM war – mitbedingt durch die zunehmende Entfremdung und das langsame Einfrieren der Kontakte Nins mit Trotzki ab 1932 – antistalinistisch, aber nichttrotzkistisch (allerdings gab es in ihr weitere Anhänger Trotzki's). Sie war heterogen. Katalanisch-nationalistisch gesinnte, wenig kritische, eine Massenpartei im Bund anstrebende ehemalige Angehörige des BOC agierten in ihr ebenso wie marxistisch gebildete frühere ICE-Mitglieder, die eine Kaderpartei aufbauen wollten. Die Bloquistas waren in Katalonien daheim, die ICE-Leute in anderen Regionen, darunter Madrid. Da letztere häufiger an die Öffentlichkeit traten, entstand ein irreführendes Bild der Gesamtpartei. Nin und Maurín vertraten wesentlich gleiche Auffassungen. Dabei näherte sich Maurín denen der früheren ICE. Zugleich übte er weiter großen Einfluß auf die Genossen vom BOC aus. Bedauerlich war, daß ein Bündnis mit dem linken Flügel der sozialistischen Spanischen Sozialistischen Arbeiterpartei (Partido Socialista Obrero Español, PSOE) nicht zustande kam. Stattdessen konnten sich

3 Zit. nach: Arno Lustiger: Schalom Libertad! Juden im spanischen Bürgerkrieg, Berlin 2001, S.30f.

stalinistische Parteien die mehrheitlich diesem Flügel zugehörige PSOE-Jugendorganisation angliedern.

Seit Ende der Monarchie 1931 hatte sich in Spanien eine vorrevolutionäre Situation herausgebildet. Andererseits gaben immer wieder konservativ-reaktionäre Kräfte den Ton an, so nach der Niederschlagung des Bergarbeiteraufstands in Asturien 1934. Die proletarischen Organisationen forderten die Enteignung der Großgrundbesitzer und Bankiers und Arbeiterkontrolle in den Industriebetrieben. Im „Wahlmanifest der Linken“, dem Volksfrontprogramm vom 15. Januar 1936, fehlten diese Punkte. Die Arbeiterparteien begnügten sich mit bürgerlichen Wirtschaftsreformen und einer Amnestie für politische Straftaten. Das geschah unter dem Druck der liberalen Bündnispartner, die der rechte Flügel der PSOE um Indalecio Prieto unterstützte. Der Amnestie wegen unterzeichnete auch POUM-Vertreter Andrade das Papier. Trotzki's Reaktion war harsch: „Die ehemaligen ‚Linken Kommunisten‘ wurden schlechtweg Anhängsel der ‚linken‘ Bourgeoisie.“ Und: „Die POUM führt nur sklavisch die Politik durch, die der 7. Kominternkongreß allen seinen Sektionen vorschrieb.“⁴ Während aber die PCE nach Bürgerkriegsbeginn versicherte, das spanische Volk wolle nur „Verteidigung der republikanischen Ordnung und die Achtung des Privateigentums“, erklärte die POUM einen Monat nach dem Volksfront-Wahlsieg vom 16. Februar 1936 das Volksfrontprogramm für überholt und propagierte eigenständige Arbeiteraktionen.⁵

Der militärfaschistische Putsch vom 17./18. Juli 1936 wurde in weiten Teilen Spaniens, vornehmlich den Industriegebieten, niedergeschlagen. Danach drangen die Proletarier ökonomisch und gesellschaftlich weiter vor, als es die POUM angeregt hatte. Statt bloßer Einführung von Arbeiterkontrolle übernahmen sie Betriebe, Handel und Verkehrswesen, wobei sie gleich der Pariser Kommune die Banken ausließen. Bauern und Landarbeiter teilten vielerorts den Boden unter sich auf oder gingen zur kollektiven Bewirtschaftung über. Mit Stalins Kollektivierung verglichen war diese moderat, obwohl es von anarchistischer Seite Übergriffe gab. Wie die landwirtschaftliche stieg die industrielle Produktion, solange Rohstoffe vorhanden waren. Eine Rüstungsindustrie entstand. Das Bildungs- und Gesundheitswesen nahm einen ungeheuren Aufschwung. Entgegen dem Willen seiner Urheber war dem Putsch die Revolution gefolgt.⁶

Zu ihr gehörte, daß in Katalonien und anderen Regionen zeitweise Komitees und Räte der Arbeiter, Bauern und Milizionäre regierten. Die Kabinette in Madrid und Barcelona mußten ihren Anordnungen zustimmen. Sie blieben aber bestehen und erstarkten wieder. Die Lage der Räte und Komitees war auch deshalb prekär, weil sie von Parteien und Gewerkschaften beschickt und nicht gewählt worden waren. Zwar

4 Der Verrat der spanischen Arbeiterpartei der Marxistischen Einheit, 23.1.1936, in: Leo Trotzki: Revolution und Bürgerkrieg in Spanien 1931-39, Bd. 1, Frankfurt/Main 1986, S.193, 195.

5 PCE nach *L'Humanité*, Paris, 3.8.1936; die POUM in *La Batalla*, Barcelona, 13.3.1936.

6 Details dazu siehe bei Pierre Broué/Émile Témime: Revolution und Krieg in Spanien. Geschichte des spanischen Bürgerkriegs. Erster Teil, Frankfurt/Main 1968, S.180ff.; Reiner Tosstorff: Die POUM im spanischen Bürgerkrieg, Frankfurt a. Main 1987, S.249ff.; Heleno Saña: Die libertäre Revolution. Die Anarchisten im spanischen Bürgerkrieg, Hamburg 2001, S.92ff., 127ff.

forderten linke Anarchisten und die POUM eine zentrale Arbeiterregierung, erwog der Sozialist Largo Caballero ein Kabinett der Gewerkschaften. Es kam aber nichts davon zustande. Entscheidend für den Mangel und seine Folgen – Steckenbleiben und Zurückdrehen der Revolution – war, daß bürgerliche Republikaner, rechte Sozialisten und Anarchisten, PCE und PSUC antirevolutionär agierten. Sie hatten das Übergewicht, und Stalins Emissäre standen auf ihrer Seite. Das Argument für ihr Vorgehen lautete, erst müsse der Krieg gewonnen werden, bevor man anderes in Angriff nehmen könne. Das revolutionäre Voranschreiten wurde abgewürgt – und dadurch den Faschisten der Sieg erleichtert.

In der kurzen Zeit ihres Wirkens hat die POUM viel für Spaniens soziale Gerechtigkeit und Freiheit getan. Überlebensnotwendig war der Kriegseinsatz.⁷ Die 30.000 bis 40.000 Mitglieder starke Partei stellte mit 10.000 Milizionären, davon 1.000 ausländischen, ein bedeutendes Kontingent aller republikanischen Organisationen. Wichtigste Einheit war die Lenin-Division, später in 29. Division der Volksarmee umbenannt, mit ihrem Schockbataillon unter Josep Rovira. Ständig unter Waffenmangel, fehlender Artillerie- und Flugzeugunterstützung leidend, focht sie bei Huesca im Aragón. Am Fuß der Sierra kämpfte die „Motorisierte Kolonne der POUM“ vor Madrid. Sie wurde erst von Hippolyt Etchebèhère befehligt, nach seinem Tod von dessen Frau Mika, der es glückte, sich aus einem feindlichen Kessel heraus nach Madrid durchzuschlagen, wo sie fortan das Moncloa-Viertel verteidigte.“ Von Katalonien kam die Kolonne „Joaquin Maurín“ dazu. Flüchtlinge aus Estremadura formierten sich zum Lenin-Bataillon. 500-600 weitere POUM-Anhänger standen bei Teruel im Kampf. Die POUM und ihre Sympathisanten hatten hohe Verluste. Ihre Tapferkeit wurde selbst von prosovjetschen Militärs gelobt, so vom Verteidiger Madrids General Kléber (Manfred Stern). Daß sich Anhänger der POUM vor Gefechten gedrückt, sind Lügen der Stalinisten. Gleichzeitig verschwiegen diese, daß die PSUC und die Anarchisten mehrmals Erfolge vermaselten oder sich von der POUM errungene Siege zuschrieben.

Dem von Regierung und PCE durchgesetzten Konzept einer „Volksarmee“ bürgerlichen Typs setzte die POUM ihr eigenes Militärprogramm entgegen. Es sah ebenfalls eine einheitliche militärische Struktur anstelle der Parteimilizen vor, aber kein Offizierskorps mit Generalstab, sondern Experten unter Kontrolle von Soldatenkomitees. Anders als bei der Volksarmee sollte es keine extrem gestaffelten Einkünfte geben, ebenso nicht die Wiedereinführung der alten Militärstrafjustiz. Die Soldaten sollten ihre politischen Rechte behalten. Ziel war eine denkende proletarisch-revolutionäre Armee, kein blindlings Befehle ausführender Schießautomat.

Generell wirkte die POUM darauf hin, den Kampf der Werktätigen zu erleichtern und deren Errungenschaften zu bewahren. Als Justizminister der katalanischen Regionalregierung (Generalitat) vereinfachte und zivilisierte Nin die anfangs willkürliche neue Gerichtsbarkeit, so durch einen Mechanismus zur Überprüfung

7 Hierzu und zum Militärprogramm der POUM siehe Tosstorff, Die Proum, S.266ff.

8 Siehe Mika Etchebèhère: La guerra mia: eine Frau kämpft für Spanien, Hamburg 1991.

von Todesstrafen, der später unter PSUC-Regie wieder abgeschafft wurde. Níns Verordnungen erleichterten Heirat und Adoption. Er führte die Volljährigkeit ab 18 Jahre ein. Für die kurze Zeit, die er amtierte, war das Ergebnis beachtlich. Joseph Goebbels erklärte damals, Nín in Katalonien sei „das wahre Gesicht des Bolschewismus“.⁹ Wird unter Bolschewismus nicht dessen stalinistisches Zerrbild verstanden, hatte der NS-Propagandaminister Recht.

Im Rundbrief der IVKO vom 26. August 1936 hieß es, die Klassenverhältnisse in Spanien seien nicht weniger reif für den „Übergang zur proletarischen Diktatur und zum Sozialismus, als sie es in Rußland 1917 waren. Als „unreif“ und als Hemmschuh erweist sich vor allem die offizielle Kommunistische Partei.“ Wachse „der Bürgerkrieg [...]“ hinüber zur proletarischen sozialen Revolution, so würde das eine gewaltige Machtverschiebung zugunsten der Kräfte der proletarischen Revolution und des Kommunismus im europäischen und im Weltmaßstab bedeuten. Es würde gleichzeitig bedeuten die tatsächliche Aufhebung der Voraussetzungen für das Monopol der KPdSU in der Führung der Kommunistischen Internationale.“¹⁰ Ähnlich beurteilte 1937 Victor Serge die Situation: „Das Ziel des Stalinismus in Spanien ist es, die Errichtung einer sozialistischen Demokratie zu verhindern, die sich dem stalinistischen Einfluß entziehen, eine neue Basis für den proletarischen Internationalismus schaffen und nebenbei zu einem Wiedererwachen des revolutionären Geistes in der UdSSR führen würde.“¹¹ Die sowjetische Politbürokratie und ihre Parteigänger in Spanien zogen hieraus mörderische Konsequenzen.

Während der ZK-Tagung der POUM im Dezember 1936 plädierte eine Minderheit um Luis Portela dafür, Kritik an der UdSSR zu vermeiden. Sie wandte sich gegen den „trozkistischen“ Kurs der Madrider Parteisektion.¹² Agenten Stalins bereiteten derweil die Vernichtung der POUM vor. Sie waren sich der Rückendeckung bürgerlicher, rechtssozialistischer und rechtsanarchistischer Partner sicher, die ihnen gern die Schmutzarbeit überließen. Angehörige der parteikommunistischen Jugend verwüsteten am 22. Oktober 1936 das Lokal der POUM-Jugend in Madrid. Die Madrider Verteidigungsjunta verwehrte der Partei unter sowjetischem Druck die Aufnahme. Sie verbot Publikationsorgane der POUM. In Katalonien bewirkte am 17. Dezember die PSUC eine neue Generalitat ohne Nín. Zuvor waren die lokalen revolutionären Komitees und das ZK der Antifaschistischen Milizen, linke Säulen der bisherigen Doppelherrschaft, aufgelöst worden. Stalinistische Ressortchefs der neuen katalanischen Regionalregierung liquidierten progressive juristische Regelungen und erreichten eine für Empfänger niedriger Einkommen verhängnisvolle Marktliberalisierung. In Madrid wurden im Frühjahr 1937 Militärhospital und Rundfunksender der POUM konfisziert, ihre Milizzeitung und ihre Rote Hilfe verboten. Die meisten Madrider Kader gingen nach Katalonien.

9 Zur Tätigkeit Níns siehe Tosstorff, *Die POUM*, S.147ff. Goebbels zit. nach: Reiner Tosstorff, *Spanischer Bürgerkrieg, Stalinismus und POUM* in: *Utopie kreativ*, Berlin, Nr. 69/70, Juli/August 1996.

10 *Der spanische Bürgerkrieg*, S.49, 60.

11 Zit. nach: Saña, *Die libertäre Revolution*, S.164ff.

12 Zit. nach: Tosstorff, *Die POUM*, S.165. Zur Verfolgung der Partei siehe ebenda, S.156 ff. und 187f.

Unter dem obersten NKWD-Repräsentanten in Spanien, General Alexander Orlow, waren in aller Stille Spitzenpositionen der spanischen und z. T. auch katalanischen Polizei mit Funktionären aus PCE und PSUC besetzt und eigene Folterhöhlen, im Volksmund fälschlich „Chekas“ genannt, installiert worden. An Regierungsinstanzen vorbei setzte die Verfolgung ausländischer Antifaschisten ein. Sie galt bald auch POUM-Genossen und Anarchisten.¹³ Im März 1937 wurden die in der Flugzeugfabrik von Sabadell beschäftigten Ausländer, darunter Mitglieder der KPDO, festgesetzt. Die Verhöre waren darauf angelegt, Material für einen Prozeß nach Moskauer Muster zu schaffen, der POUM und KPD-Opposition diskreditieren sollte.¹⁴ Anfang April weilte der NKWD-Chef für Westeuropa, Abraham Sluzki, in Valencia. Er sammelte gefälschte „Beweise“ über angebliche verräterische Handlungen der POUM, prüfte mit „Pedro“, dem späteren Generalsekretär der Partei der Ungarischen Werktätigen Ernő Gerő, Vorbereitungen zur geplanten „Maikrise“ in Barcelona und vergatterte PCE-Minister Jesús Hernández, die „rasche und wirksame Aktion gegen den Trotzismus“ zu unterstützen. Stalin sei daran interessiert.¹⁵ All das blieb damals unbekannt. Doch ließen Presseorgane wissen, was bevorstand. Mitte Dezember 1936 versicherte die „Prawda“: „Was Katalonien betrifft, so hat die Säuberung von Trotzisten und Anarcho-Syndikalisten begonnen; sie wird mit derselben Energie gehandhabt werden, mit der sie in der UdSSR betrieben wurde.“¹⁶ Im Januar 1937 forderte die spanische „Ahora“ dazu auf, die POUM als „Fraktion der fünften Kolonne“ zu vernichten: „In seiner schonungslosen Abrechnung mit der trotzkistischen Gruppe von Saboteuren und Mördern zeigt uns das sowjetische Volk den Weg, den wir einschlagen müssen.“¹⁷ In späteren stalinistischen Darstellungen war hiervon nicht die Rede. Verschwiegen wurden auch das geheime Horten von Waffen durch die Barcelonaer PSUC und deren mißlungener Streich, sich gepanzerte Fahrzeuge aus einem Regierungsdepot anzueignen, und, was eine Reihe von Indizien belegen, ein Beschluß der PSUC-Spitze im Beisein Gerös, Barcelonas Telefonzentrale zu besetzen, Tage bevor das tatsächlich geschah.¹⁸

13 Siehe besonders Patrick von zur Mühlen: Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939. Berlin/Bonn 1985, S.164ff.

14 Siehe Der spanische Bürgerkrieg, S.123ff.

15 Siehe Julián Gorkin: Stalins langer Arm. Die Vernichtung der freiheitlichen Linken im spanischen Bürgerkrieg, Köln 1978, S.115f.

16 Zit. nach: Saña, Die libertäre Revolution, S.177. Zum folgenden Zitat meint Saña, es sei falsch. Tossdorf, Die POUM, S.172 zufolge blieb die Moskauer Ankündigung in Spanien unbemerkt, bis sie auf dem Umweg über ein mexikanisches Blatt in die POUM-Zeitung „La Batalla“ gelangte.

17 Zit. nach: Saña, Die libertäre Revolution, S.182.

18 Darstellungen hierüber siehe bei Tossdorf, Die POUM, S.199ff. Über die Barrikadenkämpfe ebenda, S.203ff.; Broué/Témime, Revolution und Krieg, S.348ff.; Saña, Die libertäre Revolution, S.183ff.; Siegfried Kogelfranz/Eckart Plate: Sterben für die Freiheit. Die Tragödie des Spanischen Bürgerkrieges, Frankfurt/Main 1968, S.363ff.; Manfred Behrend: „In Spanien stand's um unsre Sache schlecht...“, in: Hintergrund, Osnabrück, I-1997, S.36ff.; Zeitzeugenberichte bei Gorkin, Stalins langer Arm, S.64ff. und George Orwell: Mein Katalonien, Zürich 1975, S.152ff. Von den Schilderungen der Gegenseite ist neben der Frank Schumanns in „Junge Welt“ vom 2.10.1981 die Fritz Teppichs in: Spaniens Himmel. Volksfront und Internationale Brigaden gegen den Faschismus 1936-1939, Berlin 1986, S.85 besonders phantasiavoll.

Unter Führung des katalanischen Polizeichefs Rodriguez Salas (PSUC) rückten am 3. Mai 1937 Ordnungskräfte der Generalitat bei der Telefónica an, um Anarchisten zu vertreiben, die das Gebäude seit Niederschlagung des Franco-Putschs besetzt hielten. Diese wiesen die Angreifer ab. In Erwartung weiterer Attacken bauten Barcelonas mehrheitlich anarchistisch gesinnte Arbeiter Barrikaden. Die POUM unterstützte sie. Ihr Exekutivkomitee traf abends mit den Regionalkomitees der Anarchisten zusammen. Es verwies auf folgende Alternative: „Entweder wir stellen uns an die Spitze der Bewegung, um den inneren Feind zu vernichten, oder die Bewegung scheidet, und wir sind vernichtet.“¹⁹ Die Anarchistenführer beschränkten sich darauf, die Entlassung von Polizeichef und Innenminister Kataloniens zu fordern. Der am 4. Mai einsetzende Barrikadenkampf zwischen Arbeitern einerseits, PSUC-Anhängern und regulären Truppen andererseits verlief für die Verteidiger erfolgreich. Barcelonas anarchistische Führer, durch Minister der Zentralregierung verstärkt, forderten den ganzen Tag über zur Feuereinstellung auf, wodurch sie die Barrikadenkämpfer demoralisierten. Die inneranarchistische Oppositionsgruppe „Freunde Durrutis“ und eine trotzkistische Sektion drangen auf Schaffung revolutionärer Machtorgane. Ohne Mitwirken der Massen war das Vorhaben aussichtslos. Am 5. Mai forderte die POUM zum Rückzug auf, wobei die Arbeiter ihre Waffen behalten sollten. Am Vormittag des 7. Mai waren die Barrikaden geräumt. Danach rückten Sturmgarden vom provisorischen Regierungssitz Valencia in Barcelona ein. Der Kampf hatte 500 Menschen das Leben gekostet, 1.000 weiteren Verletzungen zugefügt. Die Opferzahl lag höher als im Juli 1936.

Am 9. Mai 1937 gab PCE-Generalsekretär José Diaz die fortan für die ganze Komintern verbindliche Parole aus, der Kampf sei ein im Auftrag des internationalen Faschismus versuchter „trotzkistischer Putsch“ gewesen. Er verband das mit Drohungen gegen aufsässige Kommunisten in aller Welt und gegen Regierungschef Largo Caballero: „Man muß die trotzkistischen Provokateure [...] aus allen zivilisierten Ländern wegfeigen, wenn man dieses Ungeziefer wirklich liquidieren will [...] Entweder schafft die Regierung Ordnung im Hinterland, oder eine andere Volksfrontregierung muß es tun.“²⁰

Die Lüge vom „Hinterlandputsch der POUM“ wurde jahrzehntelang wiederholt, weshalb viele Millionen daran glaubten. Zu den Verbreitern gehörten Santiago Carrillo, Enrique Lister, die deutschen Zeitzeugen Karl Mewis, Kurt Hager, Heinz Hoffmann, Fritz Teppich in diversen Schriften bis 2000, auch Heinz Priess und jüngere DDR-Journalisten wie Frank Schumann.

Largo Caballeros Sturz folgte den Barrikadenkämpfen. Seit einem Spitzentreffen der PCE mit Orlow und Kominternfunktionären Anfang März 1937 war der alte Arbeiterführer diskriminiert worden. Er wurde für den Fall Málagas verantwortlich gemacht und als unfähig zur Kriegführung erklärt. Am 13. Mai forderten die kommunistischen Kabinettsmitglieder seine Demission als Kriegsminister. Für den Verbleib als Regierungschef stellten sie Bedingungen: Verbot der POUM,

19 Broué/Témime, *Revolution und Krieg*, S.351; *Der spanische Bürgerkrieg*, S.80.
20 Zit. nach: Tosstorff, *Die POUM*, S.218, und Saña, *Die libertäre Revolution*, S.91f.

Einziehung ihrer Druckereien, Verhaftung der Exekutive und aller Komitees, welche die Erhebung in Barcelona unterstützt hatten. Caballero weigerte sich, gegen eine Arbeiterpartei vorzugehen: Barcelonas Barrikaden seien nicht gegen die spanische Regierung gerichtet oder konterrevolutionär gewesen. Die rechte PSOE unter Prieto, die PCE und Bürgerliche erzwangen seinen Rücktritt, am 18. Mai erfolgte die Bildung der Regierung unter Juan Négrin. Deren Chef hatte sich der Kollektivierung widersetzt und als Finanzminister Spaniens Gold der UdSSR ausgeliefert.²¹

Das Kabinett Négrin, von der PCE „Regierung des Sieges“ genannt,²² führte die Republik in den Zusammenbruch. Im Innern wurde sie durch Abbau revolutionärer Errungenschaften, zwangsweise Dekollektivierung in Aragonien, Auflösung demokratischer Instanzen, strengste Zensur und Verbot jeder Kritik an der Sowjetunion, Einführung wichtiger Elemente ihrer Terrorjustiz, Verfolgung der POUM und anderer Linkskräfte tödlich geschwächt.

Am 11. Mai 1937 erklärte PSUC-Führer Miguel Valdès: „Man muß Nín und sein Freundes-Grüppchen ausrotten.“²³ Kurz darauf wurde das Zentralorgan der POUM, „La Batalla“, verboten, am 16./17. Juni die Exekutive der Partei verhaftet. Andres Nín schafften die Schergen nach Madrid, dann ins Haus der PCE-Mitglieder, Luftwaffenchef Hidalgo de Cisneros und Constance de la Mora, Leiterin der Madrider Zensurbehörde, zu Alcalá de Hénares, in dem eine „Checa“ installiert worden war. Nín wurde gefoltert. Er war nicht zum „Geständnis“ zu NKWD-Bedingungen bereit, folglich konnte kein entsprechender Prozeß geführt werden. Ende Juni holte ein von Orlow bestelltes Kommando Nín ab und erschöß ihn. Anschließend wurde er durch die Lüge diffamiert, die Gestapo habe ihn befreit.

Níns Gefährten waren in Valencia festgesetzt worden. Unter Druck der Öffentlichkeit wurden sie freigelassen, aber gleich wieder aufgegriffen und in ein Madrider KP-Gefängnis gesteckt. Die zahllosen Rechtswidrigkeiten beim Verfolgen der POUM, das Übergehen zuständiger Minister und Ignorieren ihrer Proteste war typisch für die reale Landesverfassung. Es gab neben dem offiziellen Staat einen zweiten, der vielfach gegen den ersten tätig war.

Insgesamt wurden rund 1.000 Mitglieder der POUM verhaftet und 50 ermordet. Wiederholt wurden Soldaten, die unter die Fuchtel parteikommunistischer Offiziere gerieten, fusiliert oder ins feindliche Feuer geschickt. Andere fanden bei anarchistischen Divisionen Aufnahme, ebenso wie die CNT Gewerkschaftern der POUM Unterschlupf gewährte.²⁴ Victor Alba, ein erklärter Gegner rechter Anarchistenführer, erkannte gleichzeitig an: „Aber wenn es nicht die CNT gegeben hätte, wären die POUMisten wie Ratten ausgerottet worden.“²⁵

21 Zum Sturz Caballeros siehe Kogelfranz/Plate, *Sterben für die Freiheit*, S.360ff.; Saña, *Die libertäre Revolution*, S.189ff.

22 Felix Morrow: *Revolution und Konterrevolution in Spanien*, Essen 1976, S.174.

23 Zit. nach: Gorkin, *Stalins langer Arm*, S.121.

24 Zur Kampagne gegen die POUM und zum Mord an Nín siehe Tosstorff, *Die POUM*, S.316ff.; Saña, *Die libertäre Revolution*, S.199ff.; Gorkin, *Stalins langer Arm*, S.164ff.; ferner *Operation Nikolai*. Neue Einsichten über Stalins Rolle im spanischen Bürgerkrieg, eine Sendung im Fernsehen von 1992, die auf Komintern- und KGB-Akten beruhte und am 24.7.1996 durch ARTE in Deutsch ausgestrahlt wurde.

25 Zit. nach: Tosstorff, *Die POUM*, S.319.

In Gefängnissen wie in Freiheit befindliche Parteimitglieder organisierten den Widerstand. Im April 1938 wurde fast die gesamte neue Exekutive verhaftet. Doch blieben die Anhänger der POUM beieinander, kamen neue, jüngere hinzu. Dank internationaler Solidarität konnte Maurín vor sofortiger Hinrichtung durch das Franco-Regime gerettet werden. Er hatte sich Juli 1936 in Galicien befunden, war nach einem mißglückten Versuch zum Übertritt ins republikanische Gebiet im September 1937 von Faschisten festgesetzt, danach identifiziert worden. Sein Austausch mit gefangenen Reaktionären kam nicht zustande, weil die PCE ihr Veto einlegte. Stalinisten verleumdten bis heute Maurín als Helfer Francos.²⁶

Ein halbes Jahr vor Ende der Republik trat in Barcelona ein Sondergericht zum Prozeß gegen die POUM-Führung zusammen.²⁷ Angeklagt waren deren Mitglieder Julián Gorkin, Jordi Arquer, Juan Andrade und Enric Adroher Pascual („Gironella“) sowie zwei ihr nicht zugehörige Genossen.

Das Verfahren vom 11. bis 22. Oktober 1938 sollte nach dem Willen seiner Betreiber mittels falscher Anklagepunkte und Zeugenaussagen, gefälschter „Beweise“ und Selbstbeichtigungen der Angeklagten realisiert werden und mit Todesurteilen enden. PCE und PSUC organisierten Meetings, bei denen „konsequente Abrechnung mit den trozkistischen Verrätern“ verlangt wurde. Auch Negrín trat für die Hinrichtung der Angeklagten ein.

Der Bericht des Untersuchungsrichters im POUM-Verfahren, eines einstigen Monarchisten, im August 1937 und die Anklageschrift vom Juni 1938 enthielten bekannte stalinistische Anwürfe. Die Anklage barg komplett jene Punkte, mit denen der POUM das Rückgrat gebrochen werden sollte: Erstens sei in Madrid ein faschistischer Agentenring aufgedeckt worden, bei dem sich ein Plan der Verteidigungsanlagen befunden habe, dazu auf der Rückseite die Mitteilung an Franco, man arbeite mit der POUM, besonders „N“, zusammen. „N“, so die Schlußfolgerung, sei „natürlich Nín“. Zweitens habe es in Perpignan und Gerona eine „poumistisch-frankistische Verschwörung“ gegeben, an deren Anlaufstelle beim Buchhändler Juan Roca ein Koffer mit die POUM belastendem Material erbeutet worden sei.

Inzwischen hatte die Partei Ermittlungen aufgenommen. Im erstgenannten Fall ergab sich, daß der „faschistische Ring“ von einem Agenten des Sicherheitschefs der Madrider Verteidigungsjunta hergestellt worden war. Die Seite mit dem berühmten „N.“ erwies sich als gefälscht. Gefangene Faschisten bestritten jede Zusammenarbeit mit der POUM. Auch bei der zweiten „Verschwörung“ hatte ein Geheimpolizist die Hand im Spiel. Der Koffer mit „POUM-Material“ war bei Roca abgestellt worden, kurz bevor die Haussuchung anließ, um ihn aufzufinden. Der Buchhändler wurde gefoltert, bis er „zugab“, mit der POUM kooperiert zu haben. Im Prozeß zu Barcelona widerrief er die Falschaussage.

26 Siehe hierzu die entgegengesetzten Darstellungen bei Fritz Teppich: *Der Fall Maurín. POUM und Franco-Partei*, Bonn 1999 (zweite erweiterte Auflage Schkeuditz 2000) und in: *Der spanische Bürgerkrieg*, S.217ff.

27 Zum Prozeß, seinen Hintergründen und seinem Resultat siehe Gorkin, *Stalins langer Arm*, S.240ff. und Tosstorff, *Die POUM*, S.339ff.

Nachdem die falschen „Beweise“ der Anklage und ihrer Helfer geplatzt waren, traten kominterntreue Offiziere als Zeugen auf, um die angebliche Zusammenarbeit der POUM mit den Faschisten zu belegen. Sie mußten einräumen, das nur vom Hörensagen zu wissen. Die Angeklagten bekannten sich zu ihren politischen Taten und klagten die Verleumder an. International lief eine Kampagne Linker und Liberaler zu ihren Gunsten. Im Gerichtssaal bezeugten ehemalige Regierungsmitglieder wie Largo Caballero, daß die Führer der POUM aufrechte Antifaschisten mit langer revolutionärer Vergangenheit seien. Im Kabinett widerstand Justizminister Gonzáles Pena dem Hinrichtungsbegehren Negríns.

Das Tribunal befand sich im Dilemma. Einesteils ließen sich die Vorwürfe wegen Spionage und Zusammenwirken mit Franco nicht aufrechterhalten. Andernteils wäre ein Freispruch aller Angeklagten für die Sowjetunion untragbar gewesen. Das Gericht fällte ein politisches Urteil, das anprangerte, was es nicht gab: den Versuch eines bewaffneten Aufstands gegen die gewählte Regierung. Es verhängte Strafen zwischen elf und 15 Jahren gegen die Komiteemitglieder und sprach die anderen Angeklagten frei.

Die POUM sorgte für größtmögliche Verbreitung des Urteils. Ercoli, d. i. Palmiro Togliatti, der ranghöchste Kominternvertreter in Spanien, hingegen nannte es skandalös. Mit Artikeln und einem in 18 Sprachen übersetzten Buch hatten die Stalinisten ihre Pseudobeweise hunderttausendfach verbreitet, doch waren diese nichts wert. Der erste Schauprozess nach Moskauer Muster außerhalb der Sowjetunion war gescheitert.

Die Spanische Republik starb im Frühjahr 1939. In Mittelspanien steckten alle Antifaschisten in der Falle, ausgenommen Regierungsmitglieder und KP-Führungskader, die rechtzeitig ausgeflogen wurden. Von Katalonien aus war die Flucht nach Frankreich möglich. Der republikanische Geheimdienstchef hatte den Mitgliedern der POUM-Exekutive zgedacht, in Francos Hand zu fallen. Doch sorgte ein sozialistischer Gefängnisdirektor dafür, daß Inhaftierte und Wachpersonal über die französische Grenze entkamen. Andere Anhänger der POUM und der anarchistischen Jugendorganisation wurden von Genossen befreit. Auch in französischen Lagern erwartete sie ein schweres Schicksal.²⁸

Die folgende Entwicklung der POUM soll kurz erwähnt werden.²⁹ Ab März 1939 bildeten sich ein rechter und ein linker Flügel mit Josep Rovira einerseits, Andrade und Wilebaldo Solano andererseits als Hauptvertretern, sowie ein Zentrum mit Gorkin und Gironella. Der in Frankreich ansässige rechte Parteiflügel bezeichnete die Fusion mit der ICE 1935 nun als falsch, die POUM als zu „trozkistisch“. Er plädierte für eine rein katalanische Organisation. Im zweiten Weltkrieg arbeitete er mit den Westalliierten zusammen, nahm aber nicht am französischen Widerstand teil. Innerparteilich befürwortete er das Deckeln von Problemen, um formell die Einheit zu wahren. Januar 1945 fusionierte er in Toulouse mit ehemals zur PSUC

28 Siehe Tosstorff, Die POUM, S.345ff.

29 Siehe ebenda, S.347ff.

übergetretenen einstigen BOC-Mitgliedern zur Sozialistischen Bewegung Kataloniens (Movimiento Socialista Catalunya).

Der linke Flügel der POUM reorganisierte sich, rund 100 Mitglieder stark, auf traditioneller Grundlage in Spanien. Er beteiligte sich am Widerstand gegen Franco, unterstützte die 1944 von Sozialisten, Republikanern und Anarchisten gebildete Nationale Allianz der Demokratischen Kräfte, war Mitgründer ihrer katalanischen und valencianischen Regionalorganisationen. Mit Anhängern Largo Caballeros rief er Kataloniens neuen Allgemeinen Gewerkschaftsbund (Unión General de Trabajadores, UGT) ins Leben und stellte deren ersten Generalsekretär. 1945/46 spaltete sich die POUM. Rechter und linker Flügel wurden eigene Organisationen. Erstgenannter hatte von Anfang an zur Sozialdemokratie tendiert.

**Im Rahmen des Themenfeldes
„Biografisch historisches Lernen/
Generationsübergreifendes historisches Lernen“
bei der Rosa Luxemburg Stiftung (RLS), Berlin,
werden im 60. Jahr der Befreiung des deutschen Volkes vom Faschismus
eine Reihe von Bildungsprojekten insbesondere für Schülerinnen
und Schüler angeboten.**

Im Zentrum stehen dabei:

- Gespräche und Lesungen mit Zeitzeugen und Akteuren der Zeitgeschichte
 - Filmvorführungen und Diskussionen,
die das Schicksal von jungen Menschen im Krieg thematisieren
- Ausstellung: „Wir hatten noch gar nicht angefangen zu leben“ -
Zur Geschichte der Kinder- und Jugend-KZ in Uckermark und Mohringen
- Förderung und Vorstellung von mit der RLS kooperierenden
Jugendprojekten und Schülergeschichtswerkstätten.

Die Arbeitsgruppe „Geschichte für die Zukunft“ bei der RLS,
der neben Lehrern, Journalisten, Studenten eine Reihe weiterer
Multiplikatoren angehören, will vor allem auch und gerade im Jahr 2005
einen Beitrag dazu leisten, dass jugendlichen Bildungsadressaten

- ein breites Angebot für lebendige Auseinandersetzung mit und Erinnerung
an Geschichte unterbreitet wird,
- interessante Lernräume für selbstbestimmtes, aktives Lernen aus der
Geschichte für die Entwicklung persönlicher und gesellschaftlich relevanter
Wertmaßstäbe eröffnet werden.

Alle Interessenten, die in der historischen Jugendbildung engagiert sind,
sind eingeladen zur gemeinsamen Diskussion und inhaltlichen
Mitgestaltung von Themenfeldern der AG „Geschichte für die Zukunft“.

Ein weiteres Arbeitstreffen ist für Mitte März 2005 in der RLS geplant.
Informationen erhalten Sie unter: 030/44310151, domaschke@rosalux.de

Der V. Bundestag des Kulturbundes im Februar 1958. Eine programmatische Wendung auch im politischen Vorfeld*

Dieter Schiller

Der Kulturbund¹ war immer ein Ort der geistigen Kommunikation und eine Vereinigung von Interessengruppen. Diese Kombination gibt ihm sein charakteristisches Profil, seine unverwechselbare Eigenart. Seit seiner Gründung hat er den Dialog gepflegt, den Dialog zwischen Intellektuellen verschiedener Fachdisziplinen mit kulturinteressierten Leuten aus allen Schichten der Bevölkerung. Das war ein Dialog über Probleme der Zeit, Streitfragen von Weltanschauung, Kunst und Wissenschaft, Naturschutz und Heimatkunde. Die im Kulturbund vereinigten Interessengruppen reichen von der Regionalgeschichte bis zu Amateurfotografie und Briefmarkenkunde. Eine Vielzahl von Arbeitsformen hat sich dabei entwickelt, ein verzweigtes Vortragswesen, eine breitgefächerte Zusammenarbeit von Wissenschaftlern und Laienforschern und nicht zuletzt ein praktisches Engagement von Mitgliedern, die es vielfach verstanden, auch ihrem privaten Hobby eine öffentliche Dimension zu erschließen. Sicher suchte dabei auch mancher eine Nische, die meisten aber wollten sich keineswegs im gesellschaftlichen Abseits sehen. Entstanden ist der Kulturbund als politische Organisation, freilich eine, die nicht parteipolitischen Zielen dienen sollte, sondern - so das ursprüngliche Konzept des Begründers Johannes R. Becher - eine „geistige Erneuerungsbewegung“ auslösen wollte.² Denn nur wenige Deutsche hatten die militärische Niederlage im Frühjahr 1945 auch als eine Befreiung vom Nationalsozialismus erlebt. Mit der Gründung des „Kulturbunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ im Sommer 1945 wurde ein überparteiliches Forum geschaffen, wo Wissenschaftler, Kirchenleute, Pädagogen, Publizisten und Künstler - also Intellektuelle verschiedenster Bereiche - Verständigung suchen konnten über Schuld, Verantwortung und Zukunftsaufgaben der Deutschen. Hier sprachen Widerständler und Emigranten miteinander, aber auch stille Opponenten und sogar Mitläufer des Naziregimes waren zunehmend einbezogen in das zähe und manchmal recht einsame Bemühen um eine nationale Selbstkritik und Selbsterziehung der Deutschen.

*Vortrag auf dem Symposium „Zwischen Hoffnung und Repression. Der Kulturbund in den fünfziger Jahren“ am 8.11.2003 in Berlin.

1 Der Kulturbund nannte sich bei seiner Gründung „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“, wurde dann in „Deutscher Kulturbund“ umbenannt und hieß schließlich „Kulturbund der DDR“.

2 Siehe u. a. Magdalena Heider: Politik-Kultur-Kulturbund. Zur Gründungs- und Frühgeschichte des Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands 1945-1954, Köln 1993; Wolfgang Schivelbusch: Vor dem Vorhang. Das geistige Berlin 1945-1948, Frankfurt am Main 1997; Dieter Schiller: Johannes R. Becher und die Krise des Kulturbundes 1949-1951. Drei Studien, Berlin 2000.

In den ersten Jahren seines Bestehens galten im Kulturbund Demokratie, Sozialismus und Christentum noch als gleichrangige Leitbegriffe für eine „weltanschaulich-moralische Neugeburt unseres Volkes“.³ Diese Pluralität der politischen Haltungen und der Weltansichten konnte er freilich nicht aufrechterhalten. Eingebunden in die politischen Strukturen des östlichen Staatswesens, engagiert gegen eine Wiederaufrüstung Westdeutschlands und für ein friedliebendes und demokratisches - d.h. ein neutralisiertes - einheitliches Deutschland, geriet auch der Kulturbund in die Schützengräben des Kalten Krieges. Als schließlich der Sozialismus nach sowjetischem Muster angesagt war, verkam die programmatische Überparteilichkeit allmählich zur Worthülse. Der Kulturbund unterwarf sich dem Postulat von der führenden Rolle der herrschenden Einheitspartei und propagierte den Marxismus-Leninismus in seiner jeweils offiziellen Lesart.

Das bedeutete keineswegs, daß die Mitglieder auf diese Lehre verpflichtet gewesen wären. Aber ein großer Teil optierte in jener Nachkriegszeit und vor allem in den 50er und 60er Jahren durchaus freiwillig und aus innerer Überzeugung für sozialistische Gedanken und Verhältnisse. Er war darum auch bereit, sich mit speziellen Aktivitäten ins gesellschaftliche Leben der im Jahr 1949 gegründeten Deutschen Demokratischen Republik einzubringen. Das geschah allerdings bei vielen aus einem Veränderungswillen heraus, der über die offiziellen Doktrinen und die politische Praxis des - wie es später hieß - realen Sozialismus hinauswies. Deshalb geriet der Kulturbund bei der Parteiführung der SED zumindest zeitweise in den Ruf, Sprachrohr der kritischen Intelligenz zu sein. Ganz falsch war das nicht, denn das von Becher eingebrachte Prinzip des Dialogs und der geistigen Auseinandersetzung ist niemals völlig verleugnet und aufgegeben worden, auch nicht zu Zeiten massiver politischer und ideologischer Repression. Weniger auf der zentralen Ebene, mehr dagegen in den Kommissionen, Fachgruppen, Arbeitskreisen und Gesellschaften haben sich Reste einer Kultur des Dialogs und demokratischer Selbstbestimmung innerhalb der sachbetonten Alltagsarbeit bis zuletzt gehalten. Eine solche Besinnung auf die Wurzeln der Lebenskraft des Kulturbundes verlangt freilich auch, jene Perioden seiner Geschichte kritisch zu befragen, in denen sich die entscheidenden programmatischen Wendungen vollzogen haben. Eine der wichtigsten lag am Ende der 50er Jahre, vor dem V. Bundestag. Mit ihr wurde eine Entwicklungsetappe des Kulturbundes abgeschlossen und eine tiefgreifende Existenzkrise mehr schlecht als recht überwunden. Daß der Bundestag im Februar 1958 zum „Wendepunkt in der Geschichte des Kulturbundes“ werden müsse, hatte Bundessekretär Karl-Heinz Schulmeister schon im Vorfeld betont.⁴ Auf dem Kongreß selbst bekräftigte der scheidende Präsident Johannes R. Becher - den Ministertitel trug er zu dieser Zeit nur noch nominell -, eine neue Entwicklungsphase des Kulturbundes

3 Siehe Johannes R. Becher: Publizistik II, 1939-1945. (Gesammelte Werke Band 16. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Akademie der Künste der DDR), Berlin u. a 1978, S.495f.

4 Siehe Magdalena Heider/Kerstin Thöns (Hrsg.): SED und Intellektuelle in der DDR in den 50er Jahren. Kulturbund-Protokolle, Köln 1991, S.70.

solle nun eingeleitet und ein „Kulturbund höheren Typs“ angestrebt werden.⁵ Der Anklang an die damals allgegenwärtige Formel von der Partei neuen Typs war da sicher mit Bedacht gewählt. Denn die angestrebte programmatische Wendung war grundsätzlicher Natur und zielte auf eine lückenlose Übereinstimmung mit der Politik der Sozialistischen Einheitspartei als der führenden politischen Kraft im Staat, der sich als Arbeiter- und Bauern-Macht verstand.

An dieser Stelle wird ein Blick auf die Vorgeschichte dieser Wendung nötig. Der gesamtdeutsche antifaschistisch-demokratische Anspruch des Kulturbundes war schon Ende der 40er Jahre gescheitert. Trotz großer Anstrengungen gelang es nicht, im westlichen Teil Deutschlands einen größeren Mitgliederstamm zu gewinnen und einen nennenswerten Einfluß auf das kulturelle Leben auszuüben. Mit der Orientierung auf eine sozialistische Entwicklung in der DDR hatte sich zu Beginn der 50er Jahre eine Neuorientierung in der Arbeit des Kulturbundes vollzogen, die zu einer starken Differenzierung in der Mitgliedschaft und zum Verlust eines Teils seiner Mitglieder führte.⁶ Denn der offiziell vertretenen These, eine zielstrebige und erfolgreiche Etablierung sozialistischer Verhältnisse werde auch den Weg zu einer Wiedervereinigung Deutschlands als friedliebender, demokratischer Staat verkürzen, stand die Auffassung vieler Mitglieder aus den Reihen der Intelligenz gegenüber, das Ziel der nationalen Einheit dürfe nicht durch eine forcierte sozialistische Umgestaltung in der DDR gefährdet werden. Dennoch heißt das nicht unbedingt, daß Vertreter solcher Auffassungen sich ihrem eigenen Verständnis nach mehrheitlich im politischen Dissens zur Programmatik des Kulturbundes gesehen hätten. Die „demokratische Erneuerung“, die im Namen der Organisation festgeschrieben war, wurde zunehmend im Sinne der gesellschaftlichen Grundorientierung im Osten verstanden und mehrheitlich durchaus als Korrektiv, wenn nicht als wünschenswerte Alternative zur Entwicklung in Westdeutschland betrachtet. Die kapitalistische Restauration in der Bundesrepublik, die damit verbundene Westintegration und die Akzeptanz der westlichen Atomrüstung, vor allem aber die von der Adenauer-Regierung betriebene Remilitarisierung hatten auch im Kulturbund dazu geführt, daß sich eine wachsende Zahl seiner Mitglieder mit der Friedenspolitik und der nationalen Konzeption der Regierung der DDR solidarisierte, selbst solche, die in innenpolitischen Fragen starke Vorbehalte hegten. Politische Repressionen, Rechtsunsicherheit, ein ausufernder Bürokratismus und die rigiden Einschnitte in den bereits erreichten Standard des sozialen Lebens, besonders während des sogenannten „beschleunigten Aufbaus des Sozialismus“ seit Herbst 1952, hatten allerdings zeitweilig zu schweren Mißstimmungen geführt. In internen Untersuchungen sprach man von der „Vergrämung“ und von einer alarmierenden

5 Siehe Johannes R. Becher: Publizistik IV 1952-1958 (Gesammelte Werke Band 18. Hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Akademie der Künste der DDR), Berlin u. a, 1981, S.618.

6 Siehe Dieter Schiller: Vom neuen zum harten Kurs. Wie der Kulturbund zur demokratischen Erneuerung zum Deutschen Kulturbund wurde (1952-1958), in: Heterogenität und Konsistenz. Zur Herausbildung und Entwicklung des Kulturbundes in der DDR. (Pankower Vorträge Heft 30), Berlin 2001, S.12-31.

„Mißstimmung“ der Intelligenz.⁷ Der „neue Kurs“ im Sommer 1953 konnte einiges auffangen, er weckte Hoffnungen auf eine Demokratisierung und die Lockerung des ideologischen Drucks im öffentlichen Leben der DDR. Die ärgsten kulturpolitischen Restriktionen schienen mit der Gründung des Ministeriums für Kultur um die Jahreswende 1953/54 eingedämmt, der kulturelle Spielraum erweiterte sich sichtlich, und eine Hoffnung auf längerfristiges Tauwetter keimte auf.⁸

Natürlich war der Kulturbund weit davon entfernt, die Gesamtheit der künstlerischen und wissenschaftlichen Intelligenz in der DDR zu vereinen und zu vertreten. Aber die Kampagnen gegen die Atomrüstung und den Abschluß der Pariser Verträge wurden von seinen politischen Führungskräften genutzt, um weit über den aktuellen Mitgliederstand hinaus und sogar mit bemerkenswerten Erfolgen - z.B. in den Klubs der Intelligenz - Loyalität und Staatsräson gegenüber der Regierung der DDR einzufordern. Diese Tendenz verstärkte sich im Jahr 1955 angesichts der faktischen Anerkennung der zwei deutschen Staaten durch die Außenminister der Siegermächte und die - nach Ratifizierung der Pariser Verträge - vollzogene Übergabe der vollen Souveränitätsrechte durch die Sowjetische Besatzungsmacht an die Regierung der DDR. Denn damit war klargestellt, daß mit einer kurzfristigen Vereinigung der beiden deutschen Teilstaaten nicht mehr zu rechnen war. Der XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 löste mit seinen Enthüllungen über die Verbrechen der Stalin-Ära natürlich auch im Kulturbund tiefe Erschütterungen aus. Sicher geglaubte Überzeugungen kamen ins Wanken, und lange gehegte Zweifel an den ideologischen Dogmen der führenden Partei im Staat wurden bestätigt. Der Begriff der demokratischen Erneuerung erhielt von neuem einen kritischen Akzent. Die innerhalb der SED stark diskutierte Frage, ob die - als Folgen des Personenkults um Stalin verharmlosten - Vorgänge in der Sowjetunion und in dem von ihr geführten politischen Lager nicht vielmehr eine prinzipielle Korrektur des sozialistischen Systems erforderten, spielte in den Gliederungen des Kulturbundes eine herrächtige Rolle. Dazu trug auch bei, daß der Kulturminister und Kulturbund-Präsident Johannes R Becher am parteiintern längst begrabenen „neuen Kurs“ vom Sommer 1953 festgehalten hatte und in seinem Verantwortungsbereich Bestrebungen tolerierte oder gar unterstützte, die auf Weltoffenheit und geistige Souveränität zielten - soweit und sofern sie die ideologischen und sozialen Grundlagen des Staates nicht in Frage stellten.

Daß sich die wichtigsten Zentren einer Parteiopposition innerhalb der SED im Verantwortungsbereich der Leitung des Kulturbunds entwickelten, ist sicher kein Zufall. Im Aufbau-Verlag und in der Redaktion der Wochenzeitung „Sonntag“ bündelten sich die Bemühungen um eine Erneuerung der Partei und ihrer Führungsgremien. Sie reichten letztlich bis in den engeren Kreis des Politbüros hinein, waren jedoch recht heterogen. Der einzige Versuch einer programmatischen

7 Siehe dazu Siegfried Prokop: *Intellektuelle im Krisenjahr 1953. Enquete über die Lage der Intelligenz der DDR. Analyse und Dokumentation*, Schkeuditz 2003.

8 Siehe Dieter Schiller: *Hoffnung auf Tauwetter. Von der Kritikerkonferenz zum Schriftstellerkongreß (April 1955 bis Januar 1956)* (hefte zur ddr-geschichte 78), Berlin 2003.

politischen Plattform, vom Cheflektor im Aufbau-Verlag Wolfgang Harich auf einer „nationalkommunistischen“ Grundlage entworfen,⁹ kann deshalb keineswegs als repräsentativ für alle Bemühungen dieser Art gelten. Mehr oder weniger gemeinsam war den kritischen Geistern innerhalb und außerhalb der SED das Interesse für die Vorgänge in Volkspolen und im volksdemokratischen Ungarn. Der ungarische Aufstand und seine blutige Niederschlagung im Herbst 1956 wurden als ein tiefer Schock erlebt.

Das Wechselbad der Gefühle in diesem schwierigen Jahr darf jedoch nicht in Vergessenheit geraten lassen, daß der XX. Parteitag der KPdSU vor allem eine Aufbruchsstimmung geweckt hat. Die stalinistische Verknöcherung der marxistischen Lehren schien durchbrochen zu sein, das Defizit an Demokratie in der sozialistischen Gesellschaft überwindbar. Mit dem Konzept der friedlichen Koexistenz der gesellschaftlichen Systeme wurde auch eine Eskalation der militärischen Konfrontation als vermeidbar begriffen. Es war eine Zeit, in der Ernst Blochs Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ - die ersten beiden Bände waren 1954 und 1955 erschienen¹⁰ - zum Ereignis wurde, weil es gleichsam den philosophischen Untertext zu den oft verwirrenden politischen Vorgängen lieferte und Perspektiven der Erneuerung sozialistischen Denkens und Handelns jenseits stalinistischer Dogmatik und repressiver Gewalt zeigte. Aber auch Blochs Antipode Georg Lukács, dessen Bücher von Harich im Aufbau-Verlag herausgebracht worden waren, legte mit seiner Rede „Der Kampf des Fortschritts und der Reaktion in der heutigen Kultur“¹¹ vor der Politischen Akademie der Ungarischen Partei der Werktätigen im Juni 1956 den strategischen Entwurf eines langfristigen und demokratischen Übergangs zu sozialistischen Verhältnissen dar. Daß dieser im Kreis der führenden Leute des Kulturbundes großes Interesse fand, geht aus dem Umstand hervor, daß er im Septemberheft der hauseigenen Monatszeitschrift „Aufbau“ abgedruckt wurde, in deren Redaktionsbeirat unter anderen auch Johannes R. Becher, Alexander Abusch und Erich Wendt saßen. Über die prinzipielle Bedeutung des Beitrags dürften sie keinen Zweifel gehabt haben. Daß sie vom Abdruck der Rede von der Redaktion nicht unterrichtet worden sind, ist kaum vorstellbar - das heißt aber: Sie haben diesen Abdruck gebilligt.

Nach der Verhaftung von Wolfgang Harich und Walter Janka¹² geriet der Kulturbund ins Kreuzfeuer politischer Kritik der leitenden Parteiorgane der Einheitspartei. Schon im März 1957 hatte ein - für das Politbüro bestimmter - „Bericht über die Entstehung und Entwicklung der konterrevolutionären Gruppe des Wolfgang Harich in der Parteiorganisation des Aufbau-Verlages“ festgestellt, Becher habe die Plattform Harichs geduldet und ihre Debatte innerhalb der

9 Siehe Wolfgang Harich: Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Zur nationalkommunistischen Opposition 1956 in der DDR, Berlin 1993.

10 Siehe Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Erster Band, Berlin 1954; Zweiter Band, Berlin 1955; Dritter Band, Berlin 1959.

11 Siehe Aufbau. Kulturpolitische Monatsschrift 1956, H. 9, S.761-776.

12 Siehe Walter Janka: Die Unterwerfung, München u.a. 1994.

Parteiorganisation des Verlags ermöglicht.¹³ Das war ein direkter Angriff der Verfasser des Berichts auf die Leitung des Kulturbunds. Sie wurde für die politische Situation im Aufbau-Verlag und in der Redaktion des „Sonntag“ verantwortlich gemacht, die beide inzwischen parteioffiziell zu Zentren konterrevolutionärer Bestrebungen erklärt worden waren. Zeitweise muß im Politbüro schon eine Auflösung des Kulturbundes im Gespräch gewesen sein,¹⁴ doch entschied sich die Parteiführung im Sommer 1957 für eine andere Strategie: Gefordert wurde nun die Wendung zur „sozialistischen Erziehung der Intelligenz“ und die „Durchsetzung der sozialistischen Kulturpolitik“.¹⁵ Das heißt aber, der Kulturbund hatte sich an der restriktiven kulturpolitischen Praxis zu orientieren, wie sie sich nach dem ungarischen Aufstand in der Parteiführung der SED durchgesetzt hatte und dann von der Kulturkonferenz im Oktober 1957 festgeschrieben wurde.¹⁶ Diese Konferenz bedeutete nicht mehr und nicht weniger als eine rigorose Disziplinierung der Intelligenz, mit der die Hoffnungen auf ein ideologisches und politisches „Tauwetter“ im kulturellen Bereich nach dem XX. Parteitag der KPdSU endgültig beendet und das Bekenntnis ideologischen Fehlverhaltens und Versagens von prominenten Kulturschaffenden - unter ihnen vor allem Johannes R. Becher - erzwungen worden war.

Die demokratische Erneuerung, erklärte der Sekretär des Zentralkomitees der SED Kurt Hager im Juli 1957 auf der 32. Tagung des ZK der SED, sei in der DDR vollzogen, nun gehe es darum, alle Schichten der Intelligenz zu aktiven Erbauern des Sozialismus zu machen. Hager stellte kritisch fest, die Mehrheit der Intelligenz sei noch nicht im Kulturbund vereinigt. Absurderweise verband er die Forderung, diese Mehrheit zu gewinnen, mit einer heftigen Attacke gegen die Reste des antifaschistischen Pluralismus im Kulturbund. Denn nichts anderes war gemeint, als er politischen Neutralismus und ideologische Koexistenz innerhalb der Mitgliedschaft attackierte. Ausdrücklich wies auch Alfred Neumann, der als Mitglied des Politbüros den Bericht an das Zentralkomitee vortrug, die Vorstellung zurück, daß die bürgerliche Intelligenz im Kulturbund eine Heimstätte für ihre bürgerliche

13 Siehe Bericht über die Entstehung und Entwicklung der konterrevolutionären Gruppe des Wolfgang Harich in der Parteiorganisation des Aufbau-Verlages, SAPMO-BArch DY 30 J IV 2/2/534. - Zur Haltung Bechers siehe Dieter Schiller: Selbstbesinnung, Selbstzensur, Selbstzerstörung. Zum politischen Dilemma Johannes R. Bechers in seinen letzten Lebensjahren, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1993, H. 12, S.1071-1078.

14 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/186,61f. - In seiner Diskussionsrede auf der 33. Tagung des ZK der SED sagte Becher, es bedeute den Untergang einer Organisation, wenn man alle paar Monate frage, ob der Kulturbund weiterleben solle oder nicht. Dieser Satz fehlt in der überarbeiteten Fassung. Siehe Carsten Gansel (Hrsg.): Der gespaltene Dichter Johannes R. Becher. Gedichte, Briefe, Dokumente 1945-1958, Berlin 1991, S.216.

15 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/178,73. Kurt Hager auf der 32. Tagung des ZK der SED 10.-12.7.1957.

16 Siehe Dieter Schiller: Der verweigerte Dialog. Zum Verhältnis von Parteiführung der SED und Schriftstellern im Krisenjahr 1956, Berlin 2003, S.159-182.

Ideologie finden müsse.¹⁷ Unter bürgerlicher Ideologie verstand er dabei offenbar jede Abweichung von der aktuellen Parteilinie. Schließlich warf der Erste Sekretär des Zentralkomitees Walter Ulbricht der Kulturbundleitung ein „Abbremsen von Diskussionen“ vor - der ideologische „Aufweichungsprozess“ sei noch nicht überwunden worden.¹⁸ Selbstkritik und eine grundlegende Änderung der Arbeit wurden von den Führungskräften des Kulturbundes gefordert.

Auf einer Tagung der SED-Parteigruppe des Präsidialrates des Kulturbundes am 9. September 1957 - sie diente der Vorbereitung des anstehenden Bundeskongresses - suchte man, sich diesen Forderungen der Parteiführung der SED zu stellen. Bundessekretär Schulmeister erklärte, im Bestreben, möglichst viele Angehörige der Intelligenz in die Diskussionen einzubeziehen, administrative Überspitzungen in der Kulturpolitik zu beseitigen und das Vertrauen der Intelligenz in den Staat zu festigen, sei die sozialistische Orientierung verlorengegangen.¹⁹ Aus heutiger Sicht könnte man das als einen vorsichtigen Versuch werten, auf die realen Probleme aufmerksam zu machen, die mit der geforderten Gewinnung der Mehrheit der Intelligenz verbunden waren und die auch durch eine noch so eifrige Propagierung der Parteipolitik nicht aus der Welt geschafft werden konnten. Wenn Schulmeister dann die Kritik auf die Formel brachte, der Kulturbund sei Ende 1956 als Interessenvertretung von Schichten schwankender Intellektueller gegenüber der Partei aufgetreten,²⁰ dann attackierte er vor allem die Relikte des demokratischen Gründungskonsenses, deren Beseitigung obrigkeitlich angemahnt worden war. Die Wendung, welche hier gefordert wurde, war eine Wendung vom Prinzip des geistigen Dialogs zur politischen und ideologischen Indoktrination. Es ist nicht zuletzt der Gliederung des Kulturbundes in relativ selbständige Interessengruppen zuzuschreiben, daß sie nie ganz durchgesetzt werden konnte.

Welche Schwerpunkte den Ablauf des Bundeskongresses bestimmen sollten, wurde - wie üblich - auf der oberen Parteiebene der SED entschieden. Wie es scheint, gingen hier allerdings die Meinungen zunächst noch auseinander. Kurt Hager, Sekretär des ZK für Propaganda und Wissenschaft, schlug vor, den Kongreß nicht nur auf die Intelligenz zu orientieren, sondern alle am kulturellen Leben Interessierten anzusprechen, vor allem die Kulturvermittler. Das Kongreßthema solle die Kulturpolitik im ganzen sein, gesprochen werden müsse über das Wesen und die Ziele der sozialistischen Kulturentwicklung. Hager betonte, mit deutlich veränderter Wortwahl gegenüber seiner Rede vor dem ZK-Plenum im Juli, auch in der Etappe des Sozialismus solle es keinen Bruch geben mit dem, was den Kulturbund wertvoll und wichtig gemacht hatte. Demgegenüber wandte sich Paul Wandel, Sekretär des ZK für Kultur, entschieden gegen Leute, die verklärt auf jene Zeiten schauten, als

17 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/177,166. Alfred Neumann: Bericht des Politbüros an die 32. Tagung des ZK der SED.

18 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/179,144. Walter Ulbricht: Schlußwort zur 32. Tagung des ZK der SED.

19 Siehe Heider/Thöns, SED und Intellektuelle, S.72.

20 Siehe ebenda, S.74.

Ferdinand Friedensburg und Ernst Lemmer noch Mitglieder des Präsidialrates waren und Theodor Heuß im Kulturbund noch Referate hielt. Heute - meinte er - wäre es nicht mehr erfreulich, wenn der Kulturbund eine Tribüne für solche Persönlichkeiten böte. Menschen, die bürgerlich-demokratische Auffassungen und Illusionen über die Entwicklung in Deutschland hätten, seien rasch ins Lager der Konterrevolution gelangt. Weil der Kulturbund *die* Kulturorganisation der Republik sei, solle er seine Arbeit auf die Organisation der Intelligenz konzentrieren.²¹ Verbindlich wurde Hagers Orientierung. In der Sitzung des Präsidialrates vom 13. September 1957 machte sich Schulmeister in seinem einführenden Referat Hagers Argumentation zu eigen, verband sie freilich mit einer Bekräftigung der programmatischen Überparteilichkeit der Organisation. Dahinter stand die Einsicht, daß die meisten Mitglieder nicht bereit waren, diese Überparteilichkeit preiszugeben. Mit ihr, betonte Schulmeister deshalb, würde der Kulturbund sich selbst aufgeben. Auch in Zukunft werde er eine umfassende geistige Erneuerungsbewegung bleiben, nun aber eine für den Sozialismus, und in diesem Sinne auch Partei ergreifen.²² Der Kulturbund selbst müsse erneuert und zu einer geistigen Kraft werden, welche die Intelligenz von den Ideen des Sozialismus begeistert.²³ Damit wurde freilich dem Begriff der Überparteilichkeit ein völlig neuer Inhalt untergelegt, ein Inhalt, der nur sehr bedingt im aktuellen Konsens der Mitgliedermehrheit begründet war und - was die politische Tagespraxis betraf - ihn sogar bewußt in Frage stellte. Die Vorbehalte müssen so massiv gewesen sein, daß sie ausdrücklich erwähnt wurden. Im allgemeinen, heißt es bei Schulmeister, gebe es mehr Zustimmung als Einwände und Ablehnung zur sozialistischen Orientierung.²⁴

Diese sozialistische Orientierung im Sinne der aktuellen Parteipolitik der SED stand im Präsidialrat nun zwar nicht mehr in Frage. Doch selbst hier verstummten die nachdenklichen Fragen einiger kritischer Geister nicht. Karl-Heinz Schulmeister und Klaus Gysi hatten in ihren Referaten die Prozesse gegen Wolfgang Harich, Walter Janka und andere zu rechtfertigen versucht. Ohne auf die Urteile direkt einzugehen, griffen Robert Havemann und Karl Kleinschmidt die These von der Mitverantwortung der Kulturbundleitung auf, gaben ihr aber eine eigentümliche Wendung, die den Vertretern der Parteiführung der SED gar nicht in den Kram paßte. Zu der Tragödie sei es gekommen, meinte Havemann, weil Leute wie Harich glaubten, es sei sinnlos, über ihre Ansichten zu sprechen. Die Vertrauensatmosphäre für freimütige Aussprachen habe gefehlt. Havemann, noch weit von jedem Dissidententum entfernt, gestand - im Sinne der offiziellen Sprachregelung - zu, wer mit dem Gegner zusammenarbeite, sei kein Gesprächspartner mehr. Das zielte eindeutig auf Harichs Verbindung mit dem Ostbüro der SPD. Aber froh könne man nicht sein, wenn Harich nun im Gefängnis sitze. Als Lehre aus den Vorgängen forderte Havemann, zu begreifen, die Zahl der Menschen, die fremd und

21 Siehe ebenda, S.96.

22 Siehe ebenda, S.117.

23 Siehe ebenda, S.118.

24 Siehe ebenda, S.117.

verständnislos, ohne wirkliches Vertrauen und bestenfalls loyal sind, sei größer als vermutet. Man müsse eingehen auf ihr Denken, auf sie hören, mit ihnen reden, sie überzeugen. Tatsächlich aber riskiere jeder, der nur einen Piep sagt, daß ihm über den Mund gefahren wird und staatsfeindliche Ansichten unterstellt werden.²⁵ Die Reaktion von Kurt Hager war schroff. Wer tätig sei in der DDR, von dem müssen gewisse gesellschaftliche Einsicht und Verantwortungsgefühl verlangt werden. Besonders im Fall Harich und Janka sei die Hauptlehre nicht, mehr Vertrauen zu zeigen, sondern mehr Wachsamkeit. Der Kulturbund habe nicht rechtzeitig Schluß gemacht mit Diskussionen.²⁶ Das letzte Wort blieb das jedoch nicht, denn zumindest einer der Redner, der Vorsitzende der Kulturbund-Fraktion in der Volkskammer und wenig später zum stellvertretenden Kulturminister ernannte Erich Wendt, hatte ein Gespür dafür behalten, daß man es dabei nicht belassen konnte. Zwar meinte auch er, Harich sei zu viel vertraut worden, man habe ihn zu lange geduldet. Aber er setzt den Akzent so, daß eine Basis der Verständigung erhalten blieb. Der Kulturbund, sagte er, sei ein Forum für die verschiedensten Ansichten, das sei gut so und solle es bleiben. Nur dürfe es keine Foren der Neutralität geben, ohne die Stimme der sozialistischen Intelligenz. Verschiedene Ansichten sollten Raum haben, freilich keine feindlichen, hier liege die Grenze.²⁷ Wo genau diese Grenze gezogen werden sollte, sagte er nicht, sie festzusetzen lag im Ermessen der Parteioberen. Auch Wendts Einwurf lief letztlich auf den Vorwurf hinaus, es werde geduldet, daß bestimmte Gruppen die Unabhängigkeit der „Klubs der Intelligenz“ vom Kulturbund nutzten, um eine Politik der Unabhängigkeit von der DDR zu betreiben.

Wenige Wochen später befürwortete Ulbricht auf der 33. Tagung des ZK der SED zwar einen freien Meinungs-austausch, und er bezog dabei Meinungen ausdrücklich ein, die nicht mit denen der Parteiführung übereinstimmten. Nur Konterrevolutionäre, meinte er, schlagen wir.²⁸ Das hörte sich für die damalige Zeit verhältnismäßig konzilient an, war es aber nicht. Denn er beschuldigte gleichzeitig den Philosophen Ernst Bloch, wichtigster Repräsentant und Ideologe einer konterrevolutionären Gruppe und ein Feind der Arbeiter- und Bauern-Macht zu sein. Die Führung des Kulturbundes mußte eine scharfe Rüge Ulbrichts einstecken, weil Bloch noch immer Mitglied im Präsidium des Kulturbunds sei, ohne daß man sich mit ihm auseinandersetze.²⁹ Das war eine unmißverständliche Aufforderung an die zögernden Genossen in der Kulturbund-Leitung, das Kesseltreiben gegen Bloch endlich auch in ihren Reihen zu eröffnen. Übrigens erklärt sich von dieser Rüge her auch Hagers schroffes Auftreten. Denn er war nicht nur der politisch Verantwortliche für den Kulturbund in der Parteiführung, sondern hatte auch das

²⁵ Siehe ebenda, S.130, 147.

²⁶ Siehe ebenda, S.134, 144.

²⁷ Siehe ebenda, S.150.

²⁸ Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/186,117f. Walter Ulbricht: Schlußwort zur 33. Tagung des ZK der SED vom 16.-19.10.1957.

²⁹ Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/184,182. Walter Ulbricht: Über Grundfragen der ökonomischen und politischen Entwicklung der DDR. Referat auf der 33. Tagung des ZK der SED.

Gespräch mit Bloch gesucht und sich - bei aller Kritik - lange Zeit für ihn eingesetzt. Jetzt mußte er die Scharte ausweiten, daß er im Präsidialrat zwar Havemann entgegengetreten war, Blochs Schweigen aber geduldet hatte.³⁰

Als Modell für den solcherart angestrebten „offenen Meinungs Austausch“ über geistige Probleme der Zeit wird in den Dokumenten zur Vorbereitung des Bundestages immer wieder auf Ulbrichts Gespräche mit Intellektuellen in Leipzig und Berlin verwiesen. Diese Aussprachen, die damals tatsächlich von vielen als ein Fortschritt in den Beziehungen zwischen Partei und Intelligenz aufgefaßt wurden, verliefen nach einem bestimmten Schema: Bekenntnis zur DDR, Nennung offener Fragen oder Beschwerden der Intellektuellen, Antwort der Parteiführung, womit diese Fragen und Probleme dann als grundsätzlich geklärt galten. Die Zuhörer hatten sich nun nur noch zu diesem Standpunkt des Parteichefs emporzuarbeiten und darauf zu warten, was dann in der Alltagspraxis tatsächlich akzeptiert werden würde.

Dementsprechend wurde in der „Konzeption für die Vorbereitung und Durchführung des V. Bundestages des Kulturbunds“ vom 29. November 1957 nicht nur die führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer Partei auch auf dem Gebiet der Kultur festgeschrieben und die Forderung formuliert, der Kulturbund müsse zur sozialistischen Organisation der Intelligenz werden. Sondern es wurde auch zur wichtigsten Aufgabe des Kulturbundes erklärt, der Intelligenz ihre gesellschaftliche Funktion und Verantwortung bewußt zu machen und sie für die Mitarbeit beim sozialistischen Aufbau zu gewinnen. Wichtigstes Mittel dafür sei der Meinungsstreit. Es komme darauf an, die Ideen des Marxismus-Leninismus zu propagieren, doch dürfe man sich nicht von Kräften isolieren, die den sozialistischen Aufbau bejahen, ohne Marxisten-Leninisten zu sein.³¹ Da 65 Prozent der Delegierten des Kongresses als Mitglieder der SED ihrer Parteidisziplin unterworfen waren, erwartete man keinen Widerspruch.

Auf der Präsidialratstagung vom 13. Dezember 1957 wurde denn auch nicht - wie zu erwarten gewesen wäre - über die Kongreßvorbereitung gesprochen, sondern über Ernst Bloch. Der Kulturbund hatte sich - was ihm zur Ehre gereicht - bis dahin aus den ideologischen Scherbenengerichten weitgehend heraushalten können. Jetzt gab es kein Entkommen mehr, und der Fall war umso tiefer und schmerzender. Bloch hatte, nach den öffentlichen Attacken und der Suspendierung vom Lehrbetrieb mit dem Rücken zur Wand stehend,³² im Präsidialrat einen Brief Ulbrichts zitiert, in welchem dem Philosophen - nach langen Passagen scharfer politischer Kritik - abschließend doch Hochachtung entgegengebracht und versichert wurde, er habe auch weiterhin die Möglichkeit, in Zeitschriften oder öffentlichen Diskussionen

30 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/185, 277; SAPMO-BArch DY 30 IV 2/1/186,89-91. Kurt Hager: Diskussionsreden auf der 33. Tagung des ZK der SED.

31 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/17, 62-71.

32 Siehe „Hoffnung kann enttäuscht werden“. Ernst Bloch in Leipzig. Dokumentiert und kommentiert von Volker Caysa u. a., Frankfurt am Main 1992.

seine philosophischen Anschauungen zu vertreten.³³ Mit diesem Zitat wollte Bloch wohl demonstrieren, daß er sich auch nach der Suspendierung den Mund nicht verbieten lasse und auf der Zusage bestehe, mit seinen Anschauungen in der Öffentlichkeit präsent bleiben zu dürfen. Doch Klaus Gysi warf Ernst Bloch nun in seinem Einleitungsreferat zur neuen Präsidialratstagung vor, eine einseitige Kürzung des Ulbricht-Briefes zu seinen Gunsten vorgenommen zu haben. Das war natürlich Unsinn, denn die Kritik an Bloch stand ja in allen Zeitungen, die Hochachtung ihm gegenüber nicht. Bloch wehrte sich, so gut er konnte, gegen die diffamierenden Vorwürfe, er verführe die Jugend, propagiere einen dritten Weg und verfälsche den Marxismus. Er fühlte sich nicht als Abtrünniger, wollte aber nicht dulden, daß sein Werk erniedrigt, beschimpft und beleidigt wird. Mit Recht sprach er von einer Hexenjagd gegen ihn und löste damit wiederum gespielte Empörung bei den Parteivertretern Wendt, Abusch und Hager aus, die diesmal ganz die Debatte bestimmten. Besonders herausgestellt wurde, daß er - vor dessen Verurteilung - für Harich eingetreten war und vor der Abstimmung im Präsidialrat über eine Resolution zu Janka den Saal verlassen hatte. Hager erklärte, Bloch habe im entscheidenden Moment, als in einem beträchtlichen Teil der Intelligenz und im Kulturbund konterrevolutionäre Stimmungen herrschten, geschwiegen und keine klare Stellungnahme gegen Harich und Janka abgegeben. Eine Gewissensprüfung stehe bis heute aus. Becher, der seine eigene Selbstbezeichnung schon hinter sich hatte,³⁴ forderte den Philosophen auf, es ihm nachzutun und nicht damit zu kokettieren, ein innerer Emigrant zu sein. Sein Schweigen solle er brechen, um nicht einer Opposition als Fahne zu dienen.³⁵

Was hatte das alles mit einem Bundestag des Kulturbundes zu tun? Insofern viel, als auf diese Weise demonstriert wurde, daß kein allgemeines Bekenntnis zum Sozialismus, sondern eins zur politischen Praxis der Partei, einschließlich der juristisch unhaltbaren Anklagen gegen jede Opposition zur gegenwärtigen Parteiführung, gefordert wurde. Es ging noch einmal um die programmatisch festgeschriebene Überparteilichkeit des Kulturbundes, auf die sich kritische Intellektuelle - unter ihnen möglicherweise auch tatsächliche politische Gegner - im Kulturbund und anderen Organisationen berufen konnten.

Es hieß zwar, der Kulturbund sei eine überparteiliche Massenorganisation, keine im engeren Sinne marxistische, aber er stehe auf dem Boden der Politik der DDR-Regierung.³⁶ Hager präziserte, bei offener parteilicher Stellungnahme für den Sozialismus sei der Kulturbund keine enge, parteimäßige Organisation, sondern das

33 Siehe Walter Ulbricht an Prof. Dr. Ernst Bloch, 11.2.1957, in: „*Hoffnung kann enttäuscht werden*“, S.152-154.

34 Zur Haltung Bechers siehe Schiller, *Selbstbesinnung*, S.1071-1078.

35 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/2.026/39. Präsidialratssitzung am 13.12.1957 „Die kulturpolitische Situation und die weitere Arbeit des Kulturbundes“. Johannes R. Becher: Diskussionsrede.

36 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/2.026/39, 25f. Klaus Gysi: Referat auf der Präsidialratssitzung am 13.12.1957. - Fast gleicher Wortlaut in: SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/138,166. Klaus Gysi: Diskussionsrede auf dem V. Bundestag des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands vom 7.-9.2.1958.

große Forum für die Sammlung der Intelligenz und die kulturell interessierten Kreise. Überparteilich sei er in bezug auf die Zusammensetzung, nicht in bezug auf die Stellung zum Arbeiter- und Bauern-Staat. Das aber schließe Zweifel an der Richtigkeit der Politik der Partei, eine Orientierung auf Liberalismus und Liberalisierung und die offene Kritik an Maßnahmen der Staats- und Parteiführung aus.³⁷

Damit war die Katze aus dem Sack und die demokratische Programmatik der Anfangszeit auch verbal endgültig liquidiert. Der Begriff der demokratischen Erneuerung mußte gestrichen werden, da er Anlaß zu Fehldeutungen geben konnte. Der Beschluß zur entsprechenden Änderung des Namens in „Deutscher Kulturbund“ war zu diesem Zeitpunkt im Politbüro längst gefallen.³⁸

Nicht alle Kulturbundmitglieder wollten das akzeptieren. Arnold Zweig zum Beispiel forderte in seinem Beitrag auf dem Bundestag im Februar 1958 ausdrücklich, sich auf das Wort „demokratische Erneuerung“ zu besinnen. Denn es gehe darum, durch Deutschland eine Zone der Kriegsfeindschaft, eine Zone gegen den Atomtod zu legen. Dazu brauche es geistige Vorbereitung, Anleitung zum Widerstand, also Organisationen wie den Kulturbund. Damit wollte Zweig die Bestrebungen fördern, einen Volksentscheid für eine atomwaffenfreie Zone in Mitteleuropa durchzuführen, einen Beschluß dazu legte er dem Kongreß vor.³⁹ Er unterstützte die Sicherheitspolitik der DDR und des sozialistischen Lagers, für die damals der Plan des polnischen Außenministers Adam Rapacki eine zentrale Bedeutung besaß. Aber was die innenpolitische Komponente der Bundesarbeit betraf, so wollte er sein Mißbehagen durchaus durchblicken lassen. Auf dem Bundestag des Kulturbundes blieb er damit isoliert, so wenig er es unter der Mitgliedschaft war. Im großen und ganzen war man auf diesem Bundestag bereit, um einen der Redner, den Architekten Prof. Hanns Hopp, zu zitieren, die Formel vom Übergang des Kulturbunds in eine neue Phase seiner Arbeit zu akzeptieren: von der demokratischen Erneuerung Deutschlands zum Aufbau des Sozialismus.

In seinem Referat auf dem V. Bundestag vertrat Johannes R. Becher - zugegeben: in einer recht gestelzten Formulierung - die Ansicht, der Kulturbund könne den Beweis für seine Daseinsberechtigung nur dann erbringen, wenn es ihm gelinge, maßgeblich an der weiteren Bereicherung und Vertiefung der kulturellen Errungenschaften der DDR Anteil zu nehmen.⁴⁰ Sein dialogisches Konzept gab Becher auch in der veränderten Situation nicht preis. Statt des parteiüblichen Klischee-Worts vom Meinungsstreit sprach er von der geistigen Auseinandersetzung als einer kollektiven Art des Philosophierens, die vervollkommenet werden müsse. Eine solche geistige Auseinandersetzung, betonte Becher, sei kein Monologisieren, selbstredend könnten

37 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/2.026/39. Kurt Hager: Diskussionsrede auf der Präsidialratssitzung vom 13.12.1957.

38 Siehe SAPMO-BArch DY 30 J IV 2/2/569. Politbürositzung vom 3.12.1957. Reinschriftprotokoll. TOP Vorbereitung des 5. Bundestages des Kulturbunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands.

39 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/138, 114-118. Arnold Zweig: Diskussionsrede auf dem V. Bundestag des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands vom 7.-9.2.1958.

40 Siehe Becher, Publizistik IV, S.615.

auch Ansichten geäußert werden, die falsch oder unzulänglich sind.⁴¹ Die Partner eines solchen gesellschaftlichen Dialogs sollten also einander ernst nehmen. Gänzlich vom hierarchischen Denken freimachen konnte sich Becher dennoch nicht. Auch für ihn blieben die von der offiziellen abweichenden Meinungen falsch oder unzulänglich. Und ganz und gar innerhalb der politischen Sprachregelungen verharrte er mit der Feststellung, geistige Auseinandersetzung dürfe nicht zu einem Forum werden, wo Gegnern das Wort gegeben wird.

Becher war ein gebrochener Mann, aber sein Image als Wortführer des Kulturbundes wollte er nicht preisgeben. Sein programmatisches Referat wurde zu einer Art von intellektuellem Eiertanz. Daß die sozialistische Kultur die höchste Form der menschlichen Kultur sei,⁴² mochte er - im Unterschied zu seinem Lehrer Georg Lukács - verinnerlicht haben. Ganz im Sinne der aktuellen politischen Polemiklinien stellte er den unversöhnlich feindlichen Gegensatz zu „faschistisch-klerikalen Entartungen auf künstlerischem Gebiet“ heraus - was immer das im einzelnen sein mochte. Zum Gefolgsmann der Verfechter repressiver Kunstnormen machte er sich allerdings, als er abstrakte Malerei, die „Deformierung und Demontage der menschlichen Gestalt“, die „Verfälschung der Welt und des Menschenantlitzes“ attackierte. Es gehe da nicht um die Frage einer Technik, sondern um weltanschauliche Fragen.⁴³ Das war ein böser Rückfall in das Klischee der Diffamierung der künstlerischen Moderne als Dekadenz, als Methode geistiger und moralischer Zersetzung. Allerdings warnte er - nun vorsichtiger geworden - zugleich vor dem Fehler, Künstler schon als dekadent zu bezeichnen, wenn in ihren Werken noch dekadente Züge vorhanden seien - vorausgesetzt freilich, sie machten nicht aus der Not der Dekadenz eine modische Tugend.⁴⁴ Ohne ein solches Zugeständnis an die sozialistische künstlerische Avantgarde wäre die ideologische Reaktivierung und Neubewertung der - lange Zeit unterschätzten und abgewerteten - proletarisch-revolutionären deutschen und internationalen Kulturtraditionen kaum zu begründen gewesen, die im Zuge der Vorbereitung auf die Kulturkonferenz von 1957 vorgenommen worden war. Im Schlußwort präziserte Becher deshalb, er sei nicht gegen jede Kunst, die von der Realität abstrahiert, sondern gegen gegenstandslose Kunst, gegen das Abstrahieren vom Gegenstand und den Terror der abstrakten Begriffe.⁴⁵

Zur Illustration dieser Probleme hatten die Regisseure des Kongresses natürlich auch ein negatives Beispiele parat, an dem ideologische Wachsamkeit exemplarisch demonstriert werden sollte. In einem Lehrbrief der Zwickauer Ingenieurschule war zu lesen, Aufgabe der Kunst sei nicht Abbildung der Wirklichkeit, und die moderne abstrakte Kunst stelle etwas Neues und Höheres in der Kunstgeschichte dar. Dagegen war schon vor dem Kongreß eine Pressepolemik organisiert worden, in der,

41 Siehe ebenda, S.624.

42 Siehe ebenda, S.620.

43 Ebenda, S.620.

44 Siehe ebenda, S.656.

45 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/138, 207. Johannes R. Becher: Schlußwort zum V. Bundestag.

wie es höchst aufschlußreich hieß, die Arbeiter parteilich reagiert hätten, die Intellektuellen sich jedoch nicht hätten festlegen wollen.⁴⁶ Das Beispiel war mit Bedacht gewählt worden, weil gerade die Haltung zur künstlerischen Moderne einen wesentlichen Differenzpunkt in den Kultur- und Kunstanschauungen zwischen großen Teilen der naturwissenschaftlichen, medizinischen und vor allem der künstlerischen Intelligenz auf der einen Seite und der offiziell propagierten sozialistischen Kultur mit dem Leitbegriff des sozialistischen Realismus auf der anderen Seite ausmachte. Mit einem Paradigmenwechsel auf diesem Gebiet hoffte man auf der Führungsebene der SED offenbar, auch eine Neuorientierung in Weltanschauung und Lebenspraxis der Intelligenz durchsetzen zu können. Im Auftrag des ZK der SED sprach der neu ernannte Leiter der Kulturkommission beim Politbüro Alfred Kurella⁴⁷ auf dem Bundestag über die Wendung in der Kulturpolitik, welche das Ziel verfolgte, Kunst und Volk wirklich zusammenzubringen und dabei eine gegenseitige Erziehung und Annäherung zu erreichen. Von den Intellektuellen forderte er Parteinahme. Allerdings reiche es nicht aus, sich der neuen Sache des Sozialismus mit Begeisterung anzuschließen; notwendig sei, sich ein theoretisches Verständnis des historischen Prozesses zu erarbeiten.⁴⁸

Es würde freilich zu kurz greifen, den V. Bundestag lediglich als einen Kotau vor der Parteiideologie zu verstehen. Viele Teilnehmer lebten und handelten vielmehr aus dem Gefühl heraus, Zeitgenossen eines großen historischen Aufbruchs zu sein. Immerhin hatte der Start des Sputniks im Oktober 1957 die vielgerühmte amerikanische Technik desavouiert. Die Vorstellung, daß der Sozialismus in historisch überschaubarer Zeit den Westen überholt, erschien auch skeptischen Betrachtern als eine vielleicht allzu kühne, aber doch nicht völlig unrealistische Perspektive. Hinzu kam, daß die Vorgänge in der Dritten Welt auf neue Wege in Richtung auf eine sozialistische Zukunft hoffen ließen. Doch auch im Kulturbund selbst gab es gute Gründe zum Aufatmen. Viele Delegierte und Gäste des Bundestages dürften mit Erleichterung registriert haben, daß Staatssekretär Alexander Abusch - der amtierende Kulturminister - davon sprach, nach den bitteren Erfahrungen im Herbst 1956 finde die innere Klärung und scharfe Selbstkritik nun mit diesem Kongreß einen bestimmten Abschluß. Das Entscheidende sei heute die sozialistische Perspektive, das Verständnis des geschichtlichen Prozesses. Im Licht der Perspektive erhalte das Faktische ein neues Gesicht.⁴⁹

Das klang - als Orientierung auf einen Neubeginn - recht überzeugend. Nach den Wirren der vergangenen Jahre war es für die Delegierten des Bundestages vor allem wichtig, daß der Kulturbund nun nicht mehr bevorzugter Prügelknabe war, sondern

46 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/138, 62-66. Bundesfreund Löffler, Zwickau: Diskussionsbeitrag auf dem V. Bundestag.

47 Siehe Dieter Schiller: Kurellas Kulturkommission - Auftrag und Scheitern (1957-1962), Berlin 2001.

48 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/138, 132-139. Alfred Kurella: Diskussionsrede auf dem V. Bundestag.

49 Siehe SAPMO-BArch DY 30 IV 2/9.06/138, 176-188. Staatssekretär Alexander Abusch: Diskussionsrede auf dem V. Bundestag.

beauftragt wurde, einen wesentlichen Teil der Verantwortung für die sozialistische Erziehung und Führung der Intelligenz zu übernehmen. Vom Abstellgleis wieder auf die Hauptstrecke geleitet zu werden, aufs Neue als Partner bei der Ausübung der sogenannten kulturell-erzieherischen Funktion des Arbeiter- und Bauern-Staates akzeptiert zu sein, das ließ hoffen, der Kulturbund werde auch künftig einen eigenständigen Platz in der kulturellen Öffentlichkeit des Landes behaupten können.

Förderkreis

Erinnerungsstätte der deutschen Arbeiterbewegung Berlin-Friedrichsfelde e. V.

Der Förderkreis konstituierte sich im Oktober 2000. Ihm gehören Wissenschaftler, Politiker und interessierte Bürger aus Berlin und dem Bundesgebiet an.

Zu seinen erklärten Zielen gehören

- . die denkmalpflegerischen Arbeiten zum Erhalt der Gedenkstätte der Sozialisten zu unterstützen,
- . den kulturpolitischen und historischen Wert dieser Gedenkstätte ins öffentliche Bewußtsein zu rücken,
- . die Diskussion um die Vielgestaltigkeit und Widersprüchlichkeit von Erinnerungsarbeit und Totenehrung zu fördern.

Auf Antrag des Förderkreises hat die Stiftung Deutsche Klassenlotterie über 460.000 Euro für Sanierungsarbeiten an der Gedenkstätte der Sozialisten und auf dem Zentralfriedhof zur Verfügung gestellt. Im Herbst 2004 konnte mit den Sanierungsarbeiten begonnen werden. Sie können die Denkmalpflege- und Sanierungsarbeiten des Förderkreises unterstützen.

Spenden Sie unter dem Stichwort

„Gedenkstätte der Sozialisten“

auf das Konto Nr. 647 854 107 bei der Postbank Berlin,
BLZ 100 100 10.

Der Förderkreis ist als gemeinnützig bestätigt.

Die Spende wird vom Finanzamt anerkannt.

Zur 40. Linzer Konferenz der ITH

„Gnade oder Recht“ – Entwicklung der sozialen Sicherungssysteme

Günter Benser

Seit geraumer Zeit bemüht, mit ihrer Themenwahl eine Brücke zwischen Geschichte und Gegenwart zu schlagen, hat sich die Linzer Konferenz der ITH (International Conference of Labour and Social History) 2004 den sozialen Sicherungssystemen zugewandt. Nicht nur aus deutscher Sicht ist dies eine Thematik von hoher Aktualität. Allerdings haben sich die Historiker der Arbeiterbewegung mit den sozialen Sicherungssystemen, deren sperrige Quellensituation wenig einladend wirkt, bisher kaum befaßt, allenfalls mit den sie begleitenden politischen Auseinandersetzungen.

Leider war es der von *Winfried Garscha* geleiteten Vorbereitungsgruppe nicht gelungen, einen Referenten zu gewinnen, der mit einem übergreifenden Vortrag den großen Bogen zu spannen vermochte – von der durch Familie, Kommunen oder religiöse Gemeinschaften abgestützten Fürsorge über die berufsständischen Unterstützungskassen hin zu universalistischen Sicherungssystemen und zum Sozialstaat in seinen unterschiedlichen Ausgestaltungen in einzelnen Staaten. So mußten sich die Konferenzteilnehmer dieses Bild aus der Summe der Einzelbeiträge selbst formen. Dies wurde ihnen jedoch spürbar erleichtert – zum einen durch eine sinnvolle Strukturierung des Konferenzablaufs, zum anderen durch eine Einführung von *Brigitte Pellar* (Österreich), die – gestützt auf die in der Konferenzvorbereitung gesammelten Erfahrungen – wesentliche Akzente setzte. So definierte sie öffentliche soziale Sicherungssysteme als ein Sicherungsnetz für die gesamte Bevölkerung, auf dessen Leistungen ein Anspruch besteht. Sie nahm auch gleich vorweg, mit welchen Lücken bei der Behandlung der Thematik zu rechnen sei. So konnten aus dem Bereich der sozialen Bewegungen, wie zum Beispiel attac, keine Referenten gewonnen werden. In territorialer Hinsicht macht sich vor allem das Fehlen von Beiträgen aus den romanischen Ländern (Frankreich, Italien, Spanien) wie auch aus Rußland bemerkbar. Eine Typisierung der sozialen Sicherungssysteme nahm *Pellar* in bezug auf deren Finanzierung vor. Sie verwies: 1. auf das nur minimal durch Steuern finanzierte, primär private Fürsorge erfordernde, am wenigsten gerechte Modell, wie es in den USA besteht. 2. auf das steuerfinanzierte, mit hoher Transferrate und Verteilungsgerechtigkeit ausgestattete, doch extrem von der politischen Konjunktur abhängige System, wie es in Schweden und anderen nordischen Ländern geschaffen wurde. 3. auf das Umlagesystem mit Selbstverwaltung, das von der traditionellen Arbeiterbewegung mitgestaltet wurde,

wie es typisch für Deutschland und Österreich ist, doch bei zunehmend prekären Arbeitsverhältnissen in besondere Schwierigkeiten gerät.

In einem ersten, von *Pellar* moderierten, Komplex – überschrieben „Von der Gnade zum Recht – Das Beispiel Österreich“ – kamen die Ursprünge heutiger sozialer Sicherungssysteme zur Sprache. Der Bezug zu Österreich war nicht nur eine Reverenz an die Gastgeber, sondern ein historisch begründeter Einstieg. Denn Österreich übte seinerzeit neben Deutschland eine Art Pilotfunktion bei der Herausbildung jener sozialen Sicherungssysteme aus, mit denen nicht mehr wie zuvor Almosen an Bedürftige verteilt wurden, sondern die Versicherten garantierte Leistungen beanspruchen konnten, und die nach verbindlichen Gesetzen auf territorialer Basis organisiert wurden. *Alexander Prenninger* (Österreich) referierte über das „Problem der sozialen Krankenversicherung in der ‚Take-off- Periode am Beispiel Salzburg (1888-1919)“, *Sabine Veits-Falk* (Österreich) über „Staatliche Armenfürsorge in Österreich im 19. Jahrhundert“ und *Robert Grandl* (Österreich) über „Die Geschichte der Sozialversicherungsselbstverwaltung in Österreich. Von den Anfängen bis 1918“. Diese Beiträge ergänzten einander. Als Krankenkassensystem beginnend, wurde seit 1887/88 in Österreich eine Versorgung aufgebaut, die bis 1917/18 im wesentlichen konstant blieb, jedoch nur Berufstätige in Industrie und Gewerbe erfaßte. Wie in Deutschland, so kamen auch in Österreich wesentliche Anstöße hierzu aus dem konservativen Lager, das am Eindämmen sozialer Kämpfe interessiert und dabei bestrebt war, die finanziellen Kosten sozialer Fürsorge seinen politischen Gegnern – der liberalen Bourgeoisie und den Arbeitern – aufzulasten. Doch blieben daneben konkurrierende Vereinskassen und andere absichernde Institutionen noch lange bestehen. Eine noch längere Geschichte als die Krankenversicherung weist die Armenfürsorge auf, die als staatliche Fürsorge bis zu den josephinischen Reformen zurückreicht. Neben karitativen Hilfen kamen jedoch auch drakonische Maßnahmen zum Einsatz wie Zucht- und Arbeitshäuser, rigide „Vagabunden“-Gesetze u.a. Da letztlich die Kommunen zuständig waren, gewann das Heimatrecht enorme Bedeutung. Ging es bei der Selbstverwaltung der Kassen historisch gesehen vor allem um die Vertretung der Interessen der Versicherten als Forderung der Arbeiterbewegung, so tendierte die spätere Entwicklung immer mehr zur paritätischen Mitbestimmung aller zahlenden Gruppen. Solange das allgemeine Wahlrecht nicht erkämpft war, blieben die mitverwalteten Kassen überhaupt eine der ersten Möglichkeiten der Partizipation von Arbeitern am öffentlichen Leben, weshalb um deren Ausgestaltung auch erbittert gestritten wurde. Wie *Grandl* an Beispielen nachwies, klappte dabei zwischen den formalen Rechten der Arbeitenden und den Möglichkeiten realer Wahrnehmung eine beträchtliche Lücke. Erst spät – nach dem Anschluß Österreichs – wurde unter den Bedingungen der NS-Herrschaft mit der Übernahme deutschen Rechts eine einheitliche Rentenversicherung geschaffen. Doch schon mit ihren begrenzten sozialen Sicherungssystemen waren anfangs deutschsprachige Länder nahezu allen anderen Staaten voraus und übten eine Vorbildwirkung aus.

Den zweiten Komplex – zusammengefaßt unter dem Begriff „Wege in die Moderne“ – moderierte *Prenninger*. Hier wurden Beiträge über die Situation und die Entwicklungen in Südafrika, Indien und China geboten. In Südafrika begann der Aufbau sozialer Sicherungssysteme nach europäischem Vorbild in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts, jedoch nur für die weiße Bevölkerung, zunächst aber noch nicht als Rentenversicherung. *Wessel Visser* (Südafrika) schilderte die Schwierigkeiten des ANC, nunmehr ein nichttrassistisches soziales Sicherungssystem aufzubauen, und zwar unter den Bedingungen geringer Wachstumsraten und hoher Arbeitslosigkeit gerade unter der farbigen Bevölkerung.

Zhang Minjie (China) behandelte den Übergang von der Familiensicherung zur sozialen Sicherheit und skizzierte die Umriss des sozialen Sicherheitssystems in China seit 1950. Vor der Errichtung der Volksrepublik hatte überhaupt kein soziales Sicherungssystem in China existiert. Insofern stellte das mit dem Gesetz von 1951 eingeführte Versicherungssystem trotz seines begrenzten Leistungsniveaus einen Meilenstein in der sozialen Entwicklung Chinas dar. Die Unterstützungen bei Geburt, Krankheit, Alter und Tod wurden vor allem über die staatlichen, halbstaatlichen und kooperativen Unternehmen an die dort Beschäftigten gegeben. Die vorherrschende bäuerliche Bevölkerung hingegen war (und ist) von diesem System nicht erfaßt. Sie blieb weitgehend auf die Großfamilie angewiesen und war deshalb von der verordneten Einkindfamilie besonders betroffen. Mit dem 1984 einsetzenden Übergang zur sozialistischen Marktwirtschaft wuchs der Handlungsbedarf auf sozialem Gebiet enorm, denn nun bildete sich auch eine große Bevölkerungsgruppe Arbeitsloser ohne Einkommen heraus, und die Kluft zwischen arm und reich vertiefte sich erheblich. Erst im Ansatz und auf einem sehr niedrigen Level greift hier die staatliche Fürsorge. *Zhang* ging davon aus, daß es noch geraume Zeit brauchen wird, bis ein leistungsfähiges soziales Sicherungssystem in China geschaffen werden kann. Er hielt – auch angesichts einer Überalterung der Bevölkerung – die Aufhebung der Einkindpolitik für dringend geboten.

Bei einem Vergleich zwischen Indien und China vor allem auf dem Felde der Altersfürsorge erkannte *Rajagopal Dhar Chakraborty* (Indien) wesentliche Parallelen. Er belegte mit Zahlen, wie stark in beiden Ländern noch immer die Alten von ihren erwachsenen Kindern abhängig sind und welche Probleme sich mit dem Zerfall der Großfamilien auf tun, wie sehr das Land hinter der Stadt hinterherhinkt. Er zog daraus die Schlußfolgerung, daß der Staat die Familie fördern sollte, weil deren Rolle im sozialen Netz auf abschbare Zeit unverzichtbar ist. In der Diskussion wurden mit Berufung auf die unvermeidlichen Generationskonflikte und auf den unumkehrbaren Übergang zur Kleinfamilie Bedenken angemeldet, daß die Großfamilie die Perspektive sein könnte. Aber hier war wohl auch eine ungenügende Unterscheidung zwischen langfristigen und mittelfristigen Trends im Spiele. *Wang Xueyu* (China) führte den Anwesenden ebenfalls die riesige Dimension der sozialen Frage in China vor Augen, wo ca. 30 Millionen Menschen unterhalb der Armutsgrenze leben (nach internationalem Standard wäre die Zahl noch größer). Er verwies auf ein von der chinesischen Zentralregierung vorgelegtes Weißbuch und auf die Anstrengungen zur Installierung einer Anti-Armut-Politik. Zur Zeit liegt die Verantwortung bei den

Kommunen. Somit ergeben sich erhebliche Leistungsunterschiede zwischen den prosperierenden Metropolen und dem flachen Land. Es war wohl niemand unter den Zuhörern, der nicht wenigstens ahnte, welche Dimensionen die sozialen Probleme in den bevölkerungsreichsten Staaten unseres Erdballs angenommen haben und daß deren Lösung oder Verschleppung nicht ohne Auswirkungen auf Europa bleiben wird.

Marjaliisa Hentilä (Finnland) leitete die Diskussion zum dritten Komplex „Modelle sozialer Sicherung – Gemeinsamkeiten und Unterschiede“. Thematisiert wurden einerseits die skandinavischen oder besser nordischen Modelle und als Gegenstück die Modelle der USA und Argentiniens. *Nils Edling* (Schweden) verglich die Modelle der Arbeitslosenversicherung nordischer Staaten (einschließlich Islands) unter folgenden Gesichtspunkten: 1. nach dem Zeitpunkt ihrer Einführung und Ausgestaltung, 2. nach ihren Haupttriebkraften, 3. nach ihrer Leistungsfähigkeit, 4. nach der Ausprägung ihres universalistischen Charakter und 5. nach ihren heutigen Problemlagen. Es war wohl für manche eine überraschende Erkenntnis, daß die Gewerkschaften wiederholt als Gegner der allgemeinen Pflichtversicherung aufgetreten sind. Sie fürchteten die Minderung ihres Einflusses, denn zuvor war nicht selten der Ausbau des sozialen Netzes über die öffentliche Unterstützung der Gewerkschaftsfonds gelaufen. *Tapio Bergholm* (Finnland) thematisierte das finnische Kinderunterstützungssystem und im Zusammenhang damit die Rolle der Frau bei der Entwicklung des Wohlfahrtsstaates, wobei er auch Parallelen zu anderen Ländern zog. Er verdeutlichte, wie kompliziert sich die Beziehungen zwischen den durch Steuern abgedeckten und den an Löhne und Lohnnebenkosten gebundenen Finanzierungen gestalten können. Seine Schlußfolgerung lautete, daß kurzfristige Lösungen oft zu unabsehbaren Konsequenzen führen. *Seppo Hentilä* (Finnland) unternahm einen umfassenden Vergleich der nordischen Sozialsysteme, weshalb sein Beitrag besser an die Spitze dieses Diskussionskomplexes gehört hätte. Er lehnte sich an die Typologie von Anderson an, wie sie analog eingangs schon von Pellar vorgestellt worden war. Auf die Rolle der Sozialdemokratie eingehend, stellte er fest, daß sich diese wiederholt bereits unter konservativen Regierungen eingeleitete Reformen gutgeschrieben hat, daß jedenfalls der skandinavische Sozialstaat kein rein sozialdemokratisches Produkt ist. Für dessen Blütezeit war charakteristisch: ein umfassendes Gesundheitssystem, Umverteilung durch Steuern, geringe Arbeitslosigkeit, hoher Anteil der Frauenarbeit, wenig Armut. Dies war möglich dank hoher Wachstumsraten und Vollbeschäftigung, wodurch die Zahlungsverpflichtungen relativ gering gehalten werden konnten. Mit dem Schwinden dieser Voraussetzungen seit den 80er Jahren geriet dieses System in die Krise. *Seth Wigderson* (USA) stellte den Erfahrungen nordischer Länder die Beispiele Großbritannien, Kanada und USA gegenüber. Ausgangspunkt war für ihn der von der Labourregierung nach dem zweiten Weltkrieg übernommene Beveridge-Plan, mit dem ein egalitäres, umfassendes soziales Sicherungssystem angesteuert wurde, das spätestens unter der Thatcher-Regierung endgültig zur Strecke gebracht wurde. Für die USA bildeten vor allem die im Rahmen des New Deal Mitte der 30er Jahre eingeführten sozialen Leistungen einen Einstieg, der allerdings schon bald von der

Geschäftswelt massiv bekämpft wurde, so daß zum Beispiel das Projekt der Rentenversicherung trotz energischen Engagements vor allem der sich am Beveridge-Plan orientierenden CIO schon bald wieder aufgegeben wurde. In Kanada kam es erst spät zu den europäischen Verhältnissen vergleichbaren sozialen Absicherungen, so wurde erst 1965 ein Pauschalrentensystem eingeführt, das sich als Übergang von der Gnade zum Anspruch charakterisieren läßt. In den genannten drei Ländern bestand tatsächlich ein enger Zusammenhang zwischen der Kraft der Arbeiterbewegung und der Ausgestaltung des sozialen Sicherungssystems. *Patricia Flier* (Argentinien) behandelte vor allem die Entwicklung in Argentinien nach dem Ende des peronistischen Wohlfahrtsstaates, in dem es ein verfassungsmäßig garantiertes Recht auf sozialen Schutz vor wirtschaftlichen Risiken gegeben hatte. Beim Übergang vom System der Kapitaldeckung zur Umlageverteilung seit 1968 sei dieses System zusammengebrochen.

Spätestens bei der Behandlung dieses Komplexes wurde manchem Konferenzteilnehmer bewußt, daß den interessanten Beiträgen zwar viele wertvolle Informationen zu entnehmen waren, daß aber größere historische Zusammenhänge ausgeblendet blieben. So war es nur folgerichtig, daß Fragen gestellt wurden, wie es um den Einfluß solch gravierender geschichtlicher Vorgänge auf die sozialen Sicherungssysteme bestellt ist wie Weltwirtschaftskrisen, Kriege, politische Machtkämpfe, soziale Zusammenstöße und Revolutionen, Auseinandersetzung zwischen zwei Weltsystemen und kalter Krieg. Alle Teilnehmer waren sich im klaren, daß diese Einflüsse sehr hoch anzusetzen sind.

Im letzten, von *Jürgen Hofmann* (Deutschland) moderierten Komplex kamen unter der Überschrift „Tradition und Transformation“ jüngste Entwicklungen vor allem in ehemals „realsozialistischen“ Ländern zur Sprache. *Merita Vaso Xhumari* (Albanien) stellte die Entwicklung der Altersversorgung in Albanien, Kosovo und Mazedonien vor, wo sich noch traditionelle Leistungsansprüche und nach westlichem Beispiel umgestellte Versicherungssysteme vermischen. Der Umbau sozialer Sicherungssysteme wurde hier wesentlich vom IWF und von der Weltbank initiiert und organisiert, die dabei nicht zuletzt eigene Interessen verfolgten. Überdies sind nach dem Untergang der Jugoslawischen Föderation komplizierte Rechtsansprüche aus früheren Versicherungsleistungen entstanden. Die beim Subregional Office der ILO in Budapest beschäftigte *Elaine Fultz* kommentierte diese Entwicklung sachkundig und kritisch und zog dazu vergleichsweise die Entwicklung in anderen ost- und südosteuropäischen Ländern heran. Ihre Bestandsaufnahme fiel sehr ernüchternd aus. Denn generell ist es nicht nur zu einer erheblichen Absenkung des Leistungsniveaus und zum Anstieg der Verwaltungskosten gekommen, sondern auch zu hohen Kreditaufnahmen und Abhängigkeiten von der Weltbank und den internationalen Finanzmärkten. Von einer gelungenen Umstellung könne derzeit noch nicht gesprochen werden.

Abschließend wurden noch zwei Beiträge zur deutschen Problematik gehalten. *Martina Rupp* (Deutschland) untersuchte die Altersvorsorge in der BRD und der DDR in den 50er und 60er Jahren, wobei sie jedem der deutschen Staaten die Bezeichnung Sozialstaat zubilligte, allerdings mit unterschiedlichem Selbstverständ-

nis und unterschiedlicher Leistungskraft. An diese im ganzen ausgewogene Beurteilung knüpfte *Stefan Bollinger* (Deutschland) an. Er warf die Frage auf, ob das soziale Sicherungssystem und das umfassende Verständnis der DDR von Sozialpolitik nur ein Kapitel Vergangenheit ist, oder ob es nicht auch eine Herausforderung an die heutige Bundesrepublik darstellt. Erstaunlicherweise wurden in der Diskussion seine bewußt etwas provokant vorgetragenen Thesen im Unterschied zu den Ausführungen über das Rentensystem der BRD kaum auf- und gleich gar nicht angegriffen – ein Vorgang, der vor Jahren noch schwer vorstellbar gewesen wäre.

Insgesamt wurde von den Referenten allerdings der Brückenschlag in die Gegenwart oder gar zu Schlußfolgerungen für die Zukunft zu selten gewagt, oft bedurfte es dazu erst der Nachfrage. Solchen Erwartungen entsprach am ehesten eine von dem Journalisten und Historiker *Peter Huemer* (Österreich) moderierte Podiumsdiskussion, an der sich *Josef Wöss* vom Österreichischen Gewerkschaftsbund, *Brigitte Pellar* vom Institut für Gewerkschafts- und AK-Geschichte der Wiener Arbeiterkammer, *Harald Steindl* von der Wirtschaftskammer Österreich und *Sascha Liebermann* von der Universität Dortmund beteiligten. Hier wurde über aktuelle Aspekte des Abbaus oder der Verteidigung sozialer Sicherheit debattiert, mit Argumenten, die uns auch aus der deutschen Debatte vertraut sind. Für Furore sorgte da nur *Liebermann*, der für eine generelle Grundsicherung als staatsbürgerliches Recht und ohne Bedürftigkeitsnachweis mit weitreichenden Konsequenzen für den Arbeitsmarkt plädierte, eine Vision, die zwar verführerischen Reiz besitzt, sich bei näherer Betrachtung jedoch als schwer machbar erweist.

Was die Konferenz hingegen an konkreten Informationen, an Wissen über Ursprünge, Unterschiede, Trends, Zusammenhänge zutage gefördert hat, ist für die aktuelle Diskussion durchaus von Bedeutung. Als Erkenntnis ließe sich festhalten, daß die sozialen Sicherungssysteme eine große Vielfalt aufweisen und längerfristig gesehen einer hohen Dynamik unterliegen. Von der gängigen Annahme, daß soziale Absicherungen immer und überall von der kämpfenden Arbeiterbewegung erstritten wurden, sind allerdings erhebliche Abstriche zu machen. Denn historisch waren hier vielfältige ökonomische, politische, soziale und ideologische Interessen im Spiele und unterschiedliche gesellschaftliche Kräfte am Werke. Nicht zu übersehen sind auch die Einwirkungen dominanter Bilder von Arbeit, Familie und Geschlechterbeziehungen. Auf die Wechselwirkung mit den großen historischen Umbrüchen und Herausforderungen ist schon hingewiesen worden. Es herrschte weitgehend Übereinstimmung, daß der Sozialstaat eine grundlegende Errungenschaft darstellt, daß er zur europäischen Identität gehört und daß seine Preisgabe gesellschaftszerstörende Folgen zeitigen würde.

Mit besonderer Spannung war die diesjährige Generalversammlung der ITH erwartet worden, denn es stand ein Vorschlag des früheren Präsidenten *Helmut Konrad* zur Diskussion, der darauf hinauslief, die Tätigkeit dieses in Österreich beheimateten internationalen Verbundes im Jahre 2006 zu beenden. Die Abstimmung der Mitglieder fiel eindeutig gegen diese Initiative und für den Fortbestand

der ITH aus. Die Generalversammlung verständigte sich über die nächsten Tagungsthemen. Sie bestätigte das für 2005 bereits anvisierte Thema: „Arbeiterbiographien und Prosopographie“. Im Jahre 2006 soll das Umsichgreifen des Rechtsextremismus' untersucht werden, wobei vor allem die Frage interessiert, wieso sich Werktätige rechtsextremen Bewegungen zuwenden und rechtsextremistische Parteien wählen. Im Anschluß an die Generalversammlung erfolgte die Verleihung des Herbert-Steiner-Preises und des René-Kuczynski-Preises.



Jutta Seidel

Paul Nette:
»...daß mir weiter
nichts fehlt
als die Freiheit«

Eine
Häftlingsbiographie
in Briefen

Gefängnisbriefe
1934 bis 1944



In der Reihe
der Edition Bodoni:
Arbeiterbewegung:
Forschungen · Analysen
· Memoiren · Biografien

ISBN 3-929390-60-4

Öffentliche Armenfürsorge in Österreich im 19. Jahrhundert*

Sabine Veits-Falk

In den 1880er Jahren erfolgte in Österreich der „take-off des österreichischen Sozialstaats“¹. 1887 wurde die Unfall- und ein Jahr später die Krankenversicherung als Pflichtversicherung eingeführt – allerdings mit begrenzter personeller Reichweite. Ende des 19. Jahrhunderts prägte aber noch immer die traditionelle Ambivalenz zwischen Unterstützung und Repression den Umgang mit Armut in Österreich. Während ein auf dem Versicherungsprinzip beruhendes, sogenanntes erstes soziales Netz im Aufbau begriffen war, wurde der Hauptanteil der Armenfürsorge von dem in den Händen der Kommunen und Länder liegenden zweiten sozialen Netz und der privaten und kirchlichen Fürsorge getragen.² Ein Gemisch aus öffentlicher, privater und kirchlicher Unterstützung stellte die Versorgungsgrundlage dar. Und, wie einige Quellen eindrücklich vor Augen führen, mußten auch noch Ende des 19. Jahrhunderts Menschen betteln gehen, um das Überleben zu sichern.

Armenfürsorge in Österreich in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

Im frühen 19. Jahrhundert wurde die „staatliche“ Armenfürsorge in Österreich großteils über die im späten 18. Jahrhundert eingeführten „Josephinischen Pfarrarmeninstitute“ geregelt, die auf eine Privatinitiative des südböhmischen Adligen Johann von Buquoy³ zurückgingen. Nach einer kurzen Anlaufzeit führte Kaiser Joseph II. dieses Modell zur Organisation des Armenwesens zuerst in Wien und Niederösterreich und 1783 dann in der gesamten Monarchie ein (in Salzburg erst 1827).⁴

Diese „Institute“ waren keine Einrichtungen im Sinne von geschlossenen Institutionen, sondern eine Organisationsform zur gezielten Sammlung und Verteilung von

* Überarbeitete Fassung des bei der 40. Linzer Konferenz der ITH „Gnade oder Recht“ - Entwicklung der sozialen Sicherungssysteme (16. bis 19. September 2004) gehaltenen Vortrags.

1 Emmerich Tálos: Staatliche Sozialpolitik in Österreich. Rekonstruktion und Analyse (Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 5), Wien 1981, S.13.

2 Siehe Gerhard Melinz: Armutspolitik und Sozialversicherungsstaat: Entwicklungsmuster in Österreich (1860 bis zur Gegenwart), in: Österreich in Geschichte und Literatur, 2003, H. 2b-3, S.136-161, hier S.136.

3 Zur Person von Johann von Buquoy (1741-1803) als einem Vertreter des aufgeklärten Reformkatholizismus siehe Margarete Buquoy: Das Buquoy'sche Armeninstitut – Vorläufer der staatlichen Fürsorge, in: Zeitschrift für Ostforschung, 1982, S.255-270, hier S.255f.; dies.: Die Armen auf dem Lande im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Eine Strukturanalyse am Beispiel der Buquoy'schen Herrschaft Gratzen in Südböhmen, in: Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder, 1985, H. 1, S.37-78, hier S.41.

4 Siehe Sabine Veits-Falk: „Zeit der Noth“. Armut in Salzburg 1803-1870 (Salzburg Studien 2), Salzburg 2000, S.169-172; Barbara Malle: Entwicklung und Tendenzen in der Armenversorgung, der Armengesetzgebung und der Armenpolitik von Joseph II. bis zur Einführung der reichsrechtlichen Fürsorgebestimmungen im Jahre 1938, masch. rechtswiss. Diss., Graz 1991.

Almosen. Sie sollten der Versorgung der einheimischen Armen und der Bekämpfung der vagabundierenden Bettler dienen. Dabei wurde der Kirche die ihr traditionell zugeordnete Rolle der tätigen Nächstenliebe übertragen und zugleich in personeller Hinsicht organisatorisch und religiös-emotional herangezogen. Die Pfarrarmeninstitute standen unter der Leitung des Pfarrseelsorgers und wurden von ehrenamtlichen, gewählten „Armenvätern“ betreut. Als Einteilungsmodus dienten ursprünglich die Pfarrsprengel. Um 1800 war Wien in 32 Pfarrbezirke eingeteilt, in denen 70 bis 80 „Armenväter“ tätig waren.⁵

Als finanzielle Basis der Pfarrarmeninstitute diente zwar das Vermögen der unter Joseph II. 1783 aufgehobenen Bruderschaften, die laufenden Kosten wurden aber durch freiwillige Subskriptionen (Personen verpflichten sich zu regelmäßigen Zahlungen), Gelder aus Sammelbüchsen und Opferstöcken, minimale Prozentsätze (1–2 Prozent) von Nachlässen oder Versteigerungen sowie Straf gelder und Vergütungsabgaben finanziert.⁶ Die beabsichtigte Konzentrierung der finanziellen Mittel und das Bestreben, die Unterstützungen zu anonymisieren, konterkarierte vor allem die Bevölkerung auf dem Land, indem sie weiterhin individuelle Almosen reichte. Eine wichtige Maßnahme in Richtung Säkularisierung des Armenwesens bedeutete 1798 die Miteinbindung der Kommunen – neben dem Pfarrer und den Armenvätern – in die Rechnungslegung. Die Pfarrarmeninstitute stellten somit die Basis der öffentlichen, allmählich von der Kirche entkoppelten Armenversorgung im 19. Jahrhundert dar und führten nach 1848 auch die politischen Gemeinden als Träger der Armenversorgung ein.⁷

Die Pfarrarmeninstitute der Habsburgermonarchie versorgten ihre Armen hauptsächlich in Form der „offenen Armenfürsorge“. Neben Geld- und Naturalgaben stellte das sogenannte Einlagewesen eine zentrale Unterstützungsform auf dem Land dar. Damit bezeichnete man das Quartierwechsellern meist alter, arbeitsunfähiger Menschen, die auf einzelnen Höfen für unterschiedlich lange Zeit Unterkunft und Verpflegung gegen leichte Arbeiten – sofern sie dazu imstande waren – erhielten. Die zeitliche Dauer richtete sich nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Hofes. Das konnten nur ein einziger Tag oder auch mehrere Wochen sein.⁸

5 Siehe Martin Scheutz: Ausgesperrt und gejagt, geduldet und versteckt. Bettlervisitationen im Niederösterreich des 18. Jahrhunderts, St. Pölten 2003, S.69f.; Elisabeth Rachholz: Zur Armenfürsorge der Stadt Wien von 1740 bis 1904. Von der privaten zur städtischen Fürsorge, masch. phil. Diss., Wien 1970, S.63; Ernst Mischler: Armenpflege, in: ders./Josef Ulbrich: Oesterreichisches Staatswörterbuch. Handbuch des gesamten österreichischen öffentlichen Rechtes, Bd. 1, Wien 1895, S.64-80, hier S.65f.

6 Friedrich Kleinwächter: Oesterreich, in: Arwed Emminghaus (Hrsg.): Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten, Berlin 1870, S.420-455, hier S.432f.

7 Siehe Scheutz, Ausgesperrt und gejagt, S.70; ders.: „in daz brod betteln ausgegangen“. Armut, Bettel und Armenversorgung in Niederösterreich während des 18. Jahrhunderts, in: Österreich in Geschichte und Literatur, 2003, H. 2b-3, S.136-161, hier S.131f.

8 Siehe Veits-Falk, Armut in Salzburg, S.164-169; siehe auch Gerhard Ammerer: Zur Versorgung von alten, arbeitsunfähigen Personen auf dem Lande – Überlegungen und Hinweise zu kommunalen Defiziten von Regionalbeamten und Betroffenen, in: Helmut Bräuer (Hrsg.): Arme – ohne Chance? Protokoll der internationalen Tagung „Kommunale Armut und Armutsbekämpfung vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart“ vom 23. bis 25.10.2003 in Leipzig, Leipzig 2004, S.159-190.

Die Einlage oder ähnliche Systeme waren in den Alpenländern weit verbreitet. Leider fehlen bis dato noch vergleichende Untersuchungen darüber, wo und wie diese Versorgungsform gehandhabt und wann sie in den jeweiligen Regionen erstmals praktiziert wurde. Die Einlage dürfte wohl als Parallelentwicklung zu den zahlreichen Spitalsgründungen in ländlichen Zentralorten im Spätmittelalter entstanden sein und galt allgemein als die unmenschlichere Versorgungsvariante.⁹ In Bayern wurde sie „Von-Haus-zu-Haus-geben“ genannt, aber auch der Begriff „Reihumspeisen“ verwendet.¹⁰ In der Schweiz, in Vorarlberg und in Liechtenstein war die Bezeichnung „Versorgung nach der Rod“ (= in einer bestimmten Reihenfolge) oder volkstümlich „umi-essa“ gebräuchlich.¹¹ Ein ähnliches Modell existierte schon im Hochmittelalter in Skandinavien.¹²

Von vielen zeitgenössischen Autoren als quasi „natürliche Versorgungsform“ gepriesen – nach dem Motto „jeder ist für seine eigenen Armen zuständig und kommt an die Reihe“ – förderte auch die Regierung dieses System, da es als kommunale Angelegenheit die Sphäre der Gemeinde betraf und damit den Staat entlastete.¹³ In der Realität konnte die Einlage aber bei weitem nicht den tatsächlichen Bedarf decken, vor allem kleine Bauern waren nicht imstande, den Versorgungspflichten nachzukommen. Daher wurde das Betteln als vorübergehende Existenzsicherung noch bis ins ausgehende 19. Jahrhundert geduldet. Zum Teil verwiesen sogar die Gemeinden als unterstützungswürdig anerkannte Arme auf die Straße, um sich der Gewährung von Unterstützung zu entziehen. 1874, in dem Jahr, in welchem das Salzburger Landes-Armengesetz wieder einmal dem Betteln ein Ende bereiten sollte, forderte zum Beispiel der Armenvater des Dorfes Bramberg im Pinzgau (im heutigen Bundesland Salzburg) einen Inwohner und Vater von fünf Kindern auf, „sich seine Subsistenz durch Bitten von Haus zu Haus zu suchen“.¹⁴ Das Einlagewesen hielt sich in Österreich bis ins 20. Jahrhundert. Trotz häufiger Aufforderungen, z. B. des Salzburger Landtags ab den 1860er Jahren, auf diese

9 Siehe Sabine Veits-Falk: Öffentliche Armenfürsorge in Bischofshofen. Von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, in: Fritz Hörmann (Hrsg.): Chronik Bischofshofen, Bd. 1, Bischofshofen 2001, S.323-338, hier S.331-334.

10 Gerd Göckenjan: Alter und Armut. Armenpflege für alte Leute im 19. Jahrhundert, in: ders. (Hrsg.): Recht auf ein gesichertes Alter? Studien zur Geschichte der Alterssicherung in der Frühzeit der Sozialpolitik, Augsburg 1990, S.105-141, hier S.126.

11 Sabine Veits-Falk/Alfred Stefan Weiß: „Armselig sieht es aus, die Not ist nicht zu beschreiben.“ Armut als soziales und wirtschaftliches Problem des 18. und 19. Jahrhunderts, dargestellt am Fallbeispiel Liechtenstein, in: Arthur Brunhart (Hrsg.): Bausteine zur Geschichte Liechtensteins, Bd. 2, Neuzeit: Land und Leute, Zürich 1999, S.207-241, hier S.230.

12 Siehe mit weiteren Literaturhinweisen den Artikel von H. Ehrhardt „Armut und Armenfürsorge“: Sonderformen in Skandinavien, in: Lexikon des Mittelalters, Stuttgart 1999, Bd. 1, Sp.990-992.

13 Siehe Ammerer, Versorgung alter Personen auf dem Land, S.174; zur Praxis der Einlage siehe auch Peter Klammer: Auf fremden Höfen: Anstiftkinder, Diensthöfen und Einleger im Gebirge, Wien-Köln-Weimar 1992, S.191f.

14 Archiv im Heimatmuseum Bramberg. Schreiben aus Zell am See an die Gemeindevorsteherung Bramberg vom 5. Februar 1874.

demütigende Versorgungsform zu verzichten¹⁵, hielten die Gemeinden aber trotzdem weiterhin daran fest, da sie keine besseren finanzier- und durchführbaren Alternativen wußten. Zum April 1939 wurde die Einlage gesetzlich aufgehoben. Eine wichtige, jedoch aufgrund der Aufnahmekapazität bescheidene Funktion, kam den Einrichtungen der geschlossenen Armenfürsorge zu, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem überwiegenden Teil noch die Tradition der Multifunktionalität der alten, z. T. im Hoch- und Spätmittelalter gegründeten Hospitäler aufrechterhielten. Spitäler, Bruderhäuser, Armenhäuser usw. wurden meist von Städten, Märkten oder Zentralorten bzw. kirchlichen oder privaten Trägern verwaltet, meist auf Grundlage von Stiftungen von Bürgerinnen und Bürgern.¹⁶ Ein regelrechtes Netz von Hospitälern umspannte Europa.¹⁷ Wesentliches Element dieser Einrichtungen waren die täglichen Gebete der Insassen, die diese zum Totengedenken der Stifterinnen und Stifter zu verrichten hatten. Dies bezeugen Hausordnungen sowie Visitations- und Jahresberichte österreichischer Einrichtungen bis ins beginnende 20. Jahrhundert. Die Spitäler dienten hauptsächlich der Versorgung von großteils alten, nicht mehr arbeitsfähigen, einheimischen Personen, aber auch von Menschen mit körperlichen oder geistigen Behinderungen, unheilbar Kranken oder den „klassischen Armen“ wie Witwen und Waisenkindern. Ökonomisch besser Situierte konnten sich einkaufen oder Personen, die das Bürgerrecht besaßen, bekamen kraft dieses Privilegs bessere, sogenannte „Pfründenplätze“. Nicht immer erhielten die Bewohnerinnen und Bewohner auch eine Verpflegung, fallweise mußten sie sogar für ihre Institution oder den Eigenbedarf in den jeweiligen Städten betteln gehen.¹⁸ Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wandelte sich jedoch in den großen Städten der Charakter der geschlossenen Einrichtungen, vor allem bei der Gründung neuer Anstalten. Eine funktionale Spezialisierung und Differenzierung der Spitäler erfolgte. 1784 ließ Joseph II. – um ein prominentes Beispiel zu nennen – das alte Wiener Großarmenhaus durch umfangreiche Adaptierungsarbeiten in ein neues „Allgemeines Krankenhaus“ umbauen. Somit war aus einer multifunktionalen Armen- und Alten-Versorgungseinrichtung eine medizinische Institution geworden.¹⁹ Im gleichen Jahr wurden daneben ein Gebärd- und Findelhaus²⁰ sowie ein

15 Siehe Elisabeth Mayer: Sozialhilfe in Salzburg. Gesetzgebung und Praxis in der Zeit der ausgehenden Monarchie, in: Jahrbuch der Universität Salzburg 1979-1981, S.52-72, hier S.59.

16 Als Beispiel einer Privat-Stiftung siehe Sabine Veits-Falk: Die Matthias Bayrhammer'sche Armen- und Suppenstiftung in Seekirchen: Nur für „sittlich würdige Armen“, nicht aber für „alte Lumpen und unverbesserliche Säufer“, in: Elisabeth Dopsch/Heinz Dopsch (Hrsg.): 1300 Jahre Seekirchen. Geschichte und Kultur einer Salzburger Marktgemeinde, Seekirchen 1996, S.705-714.

17 Siehe die Übersichtskarten der Hospitalgründungen bei Dieter Jetter: Das europäische Hospital. Von der Spätantike bis 1800, Köln 1986, S.220-231.

18 Siehe Scheutz, Ausgesperrt und gejagt, S.61f.; Alfred Stefan Weiß: „Aus Unglück arm geworden“. Lebensbedingungen in Bürgerspitälern während der Frühen Neuzeit (mit einem Ausblick ins 19. Jahrhundert) – Beispiele aus Kärnten und Salzburg, in: Bräuer (Hrsg.), Arme – ohne Chance, S.191-221; Beate Falk: Die Bewohner des Spitals. Arme Alte, Kinder, Sieche und Geistesranke sowie Pfründner, in: Andreas Schmauder (Hrsg.): Macht der Barmherzigkeit. Lebenswelt Spital, Konstanz 2000, S.43-57.

19 Siehe Bernhard Grois: Das Allgemeine Krankenhaus in Wien und seine Geschichte, Wien 1965.

Irrenhaus, das im sogenannten „Narrenturm“ untergebracht war, errichtet. Diesem Beispiel folgten auf heutigem österreichischen Staatsgebiet weitere Neugründungen, wie z. B. in 1788 in Linz und Graz oder 1789 in Klagenfurt.

Daneben wurde der sozialdisziplinierende Zugriff auf die Untertanen verschärft, indem im 18. Jahrhundert kombinierte Besserungs- und Bestrafungsanstalten zur Vermittlung einer neuen Arbeitspädagogik eingerichtet wurden, die nicht selten zugleich Arme, Waise und sogenannte „Irre“ „verwarhten“.²¹ Die ältesten Anstaltsgründungen gehen in das 16. Jahrhundert zurück (Bridewell bei London 1555 und Amsterdam 1595/97). In diesen Zucht- und Arbeitshäusern sollten rigorose Lebens- und Verhaltensnormen, Isolation, harte Arbeit, Essensentzug, Kontrolle, Strafe und Gottesdienst Faulheit, sündhaften Müßiggang und Ungehorsam der Insassen in Fleiß und Anspruchslosigkeit wandeln. In Österreich wurde eine Reihe von Zucht- und Arbeitshäusern im 18. Jahrhunderts errichtet, z. B. 1725 in Innsbruck, 1735 in Graz, 1754 in Salzburg und Klagenfurt und 1775 in Linz.²²

Neben den öffentlichen Einrichtungen existierte bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine schwer überblickbare Fülle an privaten Stiftungen und kirchlichen Armenfürsorgeeinrichtungen. Ein Großteil der Armen, der in keinen Quellen aufscheint und daher heute nicht mehr faßbar ist, blieb unversorgt. Das Betteln sicherte als oft geduldeter „Zusatzverdienst“ noch immer vielen Menschen das Überleben.

Die 1860er Jahre als Zäsur

Die „soziale Frage“ wurde in Österreich im Vergleich mit ökonomisch fortschrittlicheren Staaten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem brisanten Thema. Bedingt durch wirtschaftliche und technische Neuerungen wurde nun die Habsburgermonarchie während der „konstitutionellen Ära“ auch mit Problemen des Pauperismus konfrontiert, der unter anderem aus Bevölkerungswachstum, zunehmender Binnenwanderung und Urbanisierung resultierte. Die Umwälzungen der wirtschaftlichen Verhältnisse lösten zahlreiche Menschen aus ihren traditionellen sozialen Bindungen heraus, sowohl im ländlich-bäuerlichen als auch städtisch-handwerklichen Milieu. Soziale Risiken wie Alter, Invalidität, Unfall und Krankheit erhielten für diese Menschen in ihrem neuen Umfeld und unter den proletarisierten Lebensbedingungen der größeren Städte einen neuen Charakter. Die bestehenden Einrichtungen konnten mit den althergebrachten Mitteln nicht mehr

20 Siehe Verena Pawlowsky: Mutter ledig – Vater Staat. Das Gebär- und Findelhaus in Wien 1784-1910, Innsbruck 2001.

21 Siehe Scheutz, Armut, Bettel und Armenversorgung, S.129-131.

22 Siehe Hannes Stekl: Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser 1671-2001, Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug, Wien 1978, S.82f., Taf.1; Gerhard Ammerer: Heimat Straße. Vaganten im Österreich des Ancien Régime, Wien-München 2003, S.186-220; ders./Alfred Stefan Weiß: Zucht- und Arbeitshäuser in Österreich um 1800 – Recht, Konzept und Alltag, in: Gerhard Ammerer/Falk Bretschneider/Alfred Stefan Weiß (Hrsg.): Gefängnis und Gesellschaft. Zu (Vor-)Geschichte der strafenden Einsperrung (Comparativ Jg. 13, H. 5/6), Leipzig 2003, S.149-176.

adäquat und zufriedenstellend darauf reagieren, und auch die Industrie verfügte nicht über ausreichend Arbeitsplätze für die Arbeitssuchenden.²³

In den 1860er Jahren wurde in Österreich auch den Kommunen eine bedeutende Rolle in der öffentlichen Armenfürsorge eingeräumt. Das provisorische Gemeindegesetz von 1849, die daran anknüpfende Reichsgemeindeordnung von 1862 und das Heimatgesetz von 1863 übertrugen die Armenpflege nun auch de jure in den Kompetenzbereich der Gemeinden.²⁴ Ab der Jahrhundertmitte wurden die Pfarrarmeninstitute, die eine Grundlage für die kommunale Armenfürsorge geschaffen hatten, in den einzelnen Ländern der Habsburgermonarchie sukzessive aufgehoben²⁵ und neue Landes-Armengesetze erlassen, denen nähere inhaltliche Ausführungen vorbehalten waren (z. B. in Böhmen 1868, in Oberösterreich 1869, in Kärnten 1870, in der Steiermark 1873, in Salzburg 1874, in Niederösterreich 1882)²⁶. Nach den jeweiligen Vorgaben der Länder waren die Gemeinden nun in der Praxis für die Armenpflege zuständig, hatten somit auch die finanzielle Hauptlast zu tragen, während die Länder in erster Linie Spezialbereiche wie die „Kranken-, Irren-, und Siechenpflege“ finanzierten.

Nur wer das Heimatrecht besaß, hatte Anspruch auf öffentliche, offene oder geschlossene, Unterstützung. Bis zur Jahrhundertmitte war das „Domicilium“ – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die Gemeinde der Geburt oder des zehnjährigen Aufenthalts, bei Ehepaaren die Trauungsgemeinde. Die gesetzlichen Bestimmungen dieses Heimatprinzips wurden bereits 1552 in der Polizeiordnung Ferdinands II. erstmals formuliert. Kaiserin Maria Theresia führte dann die Regelung des zehnjährigen Aufenthalts ein, die bis 1849 Geltung hatte. Damit sollten die Soziallasten, die Ballungsgebiete mit starker Zuwanderung wie z. B. Wien hätten tragen müssen, wenn die zu Versorgenden nicht auf das ganze Land verteilt worden wären, aufgeteilt werden.²⁷

Mit dem neuen Gesetz von 1863 fiel der zehnjährige Aufenthalt als Voraussetzung für das Heimatrecht, es bedeutete für die von Armut betroffenen Menschen eine außerordentliche Verschärfung. Im Fall von persönlicher Not oder familiärer

23 Siehe auch Melinz, Armutspolitik und Sozialversicherungsstaat, S.138f.

24 Siehe Helmut Lackner: 75 Jahre österreichischer Städtebund (1915 bis 1990), Linz 1990, S.3-5.

25 Siehe Mischler, Armenpflege, S.321: Aufhebung der Pfarrarmeninstitute in Niederösterreich 1870, Oberösterreich 1869, Kärnten 1870; für Wien siehe Maximilian Steiner: Zur Reform der Armenpflege in Oesterreich, Wien 1880, S.24: 1842 wurde die Leitung des Armenwesens dem Magistrat der Stadt Wien übertragen, die Regierung beschränkte sich auf die Oberaufsicht. Durch die 1848 gewährte Gemeindeautonomie übernahm der Magistrat die Kontrolle über die Institute. Mit Landtagsbeschluß von 1864 wurden die Pfarrarmeninstitute aufgehoben und die Kassen den Gemeinden übertragen, 1873 erfolgte deren Auflösung; siehe auch Scheutz, Ausgesperrt und gejagt, S.73.

26 Siehe Hannes Stekl: Soziale Sicherung und Soziale Kontrolle. Zur österreichischen Armengesetzgebung des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Bericht über den 14. österreichischen Historikertag in Wien 3.-7. April 1978, Wien 1979, S.136-151 hier S.145.

27 Siehe Ammerer, Versorgung alter Personen auf dem Land, S.171f.; zu den genaueren Bestimmungen in den Kronländern siehe Harald Wendelin: Schub und Heimatrecht, in: Waltraud Heindl/Edith Saurer (Hrsg.): Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremden gesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750-1867, Wien u.a. 2000, S.173-243, hier S.181.

Bedürftigkeit stellte genausowenig wie vorher der ständige Wohnsitz die Grundlage für eine Anspruchsberechtigung für Armenunterstützung dar, sondern die „Zuständigkeit“, nur mit dem gravierenden Unterschied, daß das Recht auf Unterstützung nun nicht mehr mit einem Aufenthalt von zehn Jahren „ersessen“ werden konnte, sondern die Gemeinden ohne Berufungsmöglichkeit der Bewerber über die Aufnahme in den Heimatverband verfügten.²⁸

Zuständig für eine Unterstützung war nun eine „Heimatgemeinde“, meist die Geburtsgemeinde, die bei Frauen bei einer Eheschließung auf jene des Ehemanns überging. Im Zeitalter des Aufbruchs zur mobilen (teil)industrialisierten Gesellschaft, klafften mit diesen Bestimmungen aktueller Wohnsitz bzw. Aufenthaltsort und Zuständigkeit für eine Versorgung im Armutsfall – somit wirtschaftliche Tätigkeit und rechtliche Zugehörigkeit – immer mehr auseinander. Ein wachsender Personenkreis konnte an seinem Aufenthaltsort keine Unterstützung beziehen. Neben einer – bis heute – fehlenden einheitlichen gesamtstaatlichen Gesetzgebung, erwies sich diese Beschränkung auf Gemeindeangehörige unter Ausschluß der Nichtzuständigen als der größte Mangel des österreichischen Armenwesens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In den Landgemeinden besaßen noch bis zu 60 Prozent der Menschen in ihrem Wohnort das Heimatrecht,²⁹ in den größeren Städten sank dieser Anteil bis 1900 im Durchschnitt auf 30,7 Prozent, einzelne Städte lagen sogar unter diesem Wert.³⁰ Zahlreichen Menschen, die am Aufenthaltsort keinen Unterstützungsanspruch hatten, gewährten lokale subsidiäre private und kirchliche Fürsorgeeinrichtungen zumindest eine geringe Unterstützung. Das Vereinsgesetz von 1867 bildete dabei eine wesentliche gesetzliche Voraussetzung für die Möglichkeit zur Selbsthilfe.

1896 sah sich der Staat schließlich gezwungen, das Gesetz von 1863 zu novellieren³¹: Das Heimatrecht, als Zutrittsberechtigung zur lokalen Armenunterstützung, konnte jetzt nach einem zehnjährigen, ununterbrochenen Aufenthalt wieder in der Wohnsitzgemeinde „ersessen“ werden und wurde auf Antrag und gegen Bezahlung einer Heimatsrechtstaxe vom Gemeinderat verliehen. Durch das geänderte Gesetz stieg der Prozentsatz der Heimatberechtigten wieder an, z. B. in der Stadt Salzburg von 29,3 Prozent im Jahr 1900 auf 43 Prozent im Jahr 1910.³²

28 Siehe Peter Gutschner: Von der kommunalen Armenpflege zur staatlichen Versicherung. Altersversorgung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Thomas Weidenholzer/Erich Marx (Hrsg.): Hundert Jahre „Versorgungshaus“ Nonntal. Zur Geschichte der Alters- und Armenversorgung der Stadt Salzburg, Salzburg 1998, S.31-66, hier S.42; Rudolph Korb: Die Northwendigkeit einer Reform des österreichischen Heimatrechts, in: Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung, 27.10.1881, S.177-179, hier S.177; Steiner, Reform der Armenpflege, S.16-22.

29 Siehe Stekl, Soziale Sicherung, S.146.

30 Siehe Helmut Lackner, 75 Jahre österreichischer Städtebund, S.5; in Graz betrug der Anteil z. B. nur 19,2 Prozent, in Klagenfurt 23,5 Prozent, in Linz 23,7 Prozent, in Salzburg 29,3 Prozent und in Wien 38,0 Prozent.

31 Siehe auch Gerhard Melinz/Susan Zimmermann: Sozialpolitisierung der Fürsorge oder radikale Sozialreform? Kommunale Wohlfahrt in Budapest und Wien vor 1914, in: Wiener Geschichtsblätter, 1992, H. 2, S.84-100, hier S.89.

32 Siehe Gutschner, Kommunale Armenpflege, S.51.

Das Heimatrecht blieb bis 1938 Grundlage der kommunalen Fürsorgepraxis. Mit der Einführung der fürsorgerechtlichen Bestimmungen des Deutschen Reiches und der deutschen Gemeindeordnung durch die Nationalsozialisten wurde der enge Konnex zwischen Heimatrecht und Armenversorgung aufgelöst und die Gemeinde aus einem Personenverband zur Aufenthaltsgemeinde.³³ Im Vergleich mit Deutschland erfolgte dies zu einem späten Zeitpunkt.

In Deutschland hing die Armenfürsorge ebenso wie in Österreich von der Verleihung des Einwohner- bzw. Heimatrechts durch die Gemeinden ab, allerdings gab es im 19. Jahrhundert große Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden. Die norddeutschen Staaten, allen voran Preußen und Sachsen, reagierten nach der preußischen Agrarreform auf eine zunehmend mobile Bevölkerung mit den Freizügigkeitsgesetzen von 1842. Durch das neue Armengesetz ging die Verantwortung für die Armen vom Heimat- auf den Wohnort über.³⁴ Die süddeutschen Staaten waren verfassungspolitisch liberaler, dafür aber wirtschaftspolitisch traditioneller orientiert als die norddeutschen und hielten im Bereich der Armenfürsorge am Heimatprinzip fest. Zwar wurde es in Bayern 1850 ein wenig durchlöchert, doch auch nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 änderte sich die Zuständigkeit für die Armenpflege nicht. Als Sonderrecht behielt Bayern das Heimatrecht bis 1914 – also nicht ganz so lange wie Österreich – bei.³⁵

In Österreich konnten, wie in fast allen europäischen Ländern auch, von Armut Betroffene öffentliche Unterstützung nur nach dem Subsidiaritätsprinzip beanspruchen: Erst wenn es keine sorgenden Verwandten oder nahestehenden Personen mehr gab, konnte auf die öffentliche Armenfürsorge zugegriffen werden.³⁶ Nach dem Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch von 1811 waren Familienmitglieder bzw. Ehepartner füreinander sorgepflichtig.³⁷ Ähnliche Bestimmungen sah z. B. auch das Preußische Landrecht vor.

Die wachsenden Probleme der Armut, die ungelöste soziale Frage und die Angst vor dem Erstarken der Sozialdemokratie ließen in den Städten Österreichs einen wachsenden Reformdruck auf die Armenverwaltung entstehen. Die Praktiken der

33 Siehe Melinz, *Armutspolitik und Sozialversicherungsstaat*, S.137; siehe auch Thomas Weidenholzer: *Vom Pfründner-Spital zu den „Vereinigten Versorgungsanstalten“*. Aspekte einer Geschichte des Alters in Salzburg im 19. Jahrhundert, in: ders./Marx (Hrsg.), *Hundert Jahre „Versorgungshaus“ Nonntal*, S.199-256, hier S.243.

34 Siehe Florian Tennstedt: *Sozialgeschichte der Sozialpolitik in Deutschland*. Vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Göttingen 1981, S.43f.; Christoph Sachße/Florian Tennstedt (Hrsg.): *Bettler, Gauner und Proleten. Armut und Armenfürsorge in der deutschen Geschichte*, Reinbek bei Hamburg 1983, S.154-160.

35 1850 wurde in Bayern ein Gesetz über die Unterstützung und Verpflegung hilfsbedürftiger und erkrankter Personen aufgrund der wachsenden Mobilität der Arbeiter und Dienstboten erlassen, siehe Reinhard Heydenreuther/Ingo Krüger/Hermann Rumschörtl: *Armenfürsorge und Dascinsvorsorge. Dokumente zur Geschichte der Sozialgesetzgebung und des Sparkassenwesens in Bayern*, München 1992, S.98f.

36 Siehe Kleinwächter, *Oesterreich*, S.14.

37 Siehe *Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten Deutschen Erbländer der Oesterreichischen Monarchie*, Wien 1881, §139, §154.

Armenfürsorge waren in den meisten Städten nach ähnlichen Mustern ausgerichtet. In den Landeshauptstädten wurde die offene Armenfürsorge nach dem sogenannten Elberfelder System betrieben (eingeführt z. B. in Salzburg 1893, in Linz 1894, in Graz 1896), ebenso operierten in Wien ehrenamtliche Armenfürsorgeräte.

Das Elberfelder System kam aus Deutschland, aus dem industrialisierten Wuppertal, war dort weit verbreitet und in der Stadt Elberfeld entwickelt worden. Das konservative Modell orientierte sich an den kirchlichen Leitbildern der Barmherzigkeit und war streng hierarchisch aufgebaut – von ehrenamtlichen „Armenräten“ über die Bezirksinspektoren zur Armensektion im Gemeinderat.³⁸ Florian Tennstedt bezeichnet das System als eine Säkularisierung der Grundsätze kirchlicher Armenpflege: „aggressiv (die Armen aufsuchen, nicht warten, bis sie kommen), lokal begrenzt, kasuistisch (der Verschämte und der Freche, der Arbeitswillige und der Arbeitsscheue, der arbeitsunfähige Greis und das verwahrloste Kind werden jeweils anders behandelt) und erzieherisch (es werden nicht nur Gaben gereicht, sondern es wird zu Arbeit und Sparsamkeit angehalten)“.³⁹ „Armenräte“ suchten die Armen in ihren Wohnungen auf, um über den persönlichen Kontakt moralischen Einfluß auf die Betroffenen ausüben zu können. Während die „Würdigen“ in den Genuß geregelter Unterstützungen kamen, drohte den „Unwürdigen“ das Arbeitshaus.

Der Erfolg des Elberfelder Systems war anfangs durchschlagend.⁴⁰ Die Zahl der unterstützten Personen und die Unterstützungsfälle konnten deutlich verringert werden. Trotz höherer Leistungen an die Armen reduzierten sich die Ausgaben für das Armenwesen. Die neue Armenordnung schien ein lückenloses System der Betreuung, Überwachung und Versorgung geschaffen zu haben. Mit einer Mischung aus fürsorglicher Barmherzigkeit und dem moralischen Imperus nach Arbeitsamkeit versuchte man, das Armutsproblem zu lösen. Für die „soziale Frage“ erklärte man sich unzuständig. Der Erfolg schwand mit der Novellierung des Heimatrechts 1896, die zu einem sprunghaften Anstieg der Unterstützungsberechtigten führte.⁴¹

Ergänzt wurden diese Formen der offenen Versorgung durch eine massive armenpolizeiliche Ausgrenzung. Das Gesetz gegen Landstreicher und Arbeitsscheue 1873 und das Zwangsarbeitsgesetz aus dem Jahr 1885 interpretierten Mobilität und Subsistenz nach wie vor als einen Ausdruck von Arbeitsscheu und Landstreicherei.⁴² Anhänger einer weniger repressiven Vorgangsweise versuchten das Problem mit der

38 Zum Elberfelder System siehe auch Das Elberfelder Armenpflege-System. In: Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung 1882, Nr. 39, S.179-181, hier S.180; Sachße/ Tennstedt (Hrsg.), Armenfürsorge, S.286-289; für Salzburg z. B.: Armen-Ordnung für die Landeshauptstadt Salzburg, Salzburg 1892, S.19; Josef Pollak: Das erste Jahr der neuen Armenpflege in Salzburg, Salzburg 1894; Ernst Hanisch/Ulrike Fleischer: Im Schatten berühmter Zeiten. Salzburg in den Jahren Georg Trakls (1887-1914), Salzburg 1986, S.184.

39 Tennstedt, Sozialgeschichte der Sozialpolitik, S.95.

40 Siehe z. B. für Salzburg Alois Lackner: Die ersten vier Jahre der neuen nach Elberfelder Muster eingerichteten Armen-Pflege in Salzburg, Salzburg 1897; Josef Pollak: Gegen den Hausbettel, Salzburg 1892, S.9.

41 Siehe Weidenholzer, Vereinigte Versorgungsanstalten, S.223f.

42 Siehe Melinz: Armutspolitik und Sozialversicherungsstaat, S.138.

Errichtung von Naturalverpflegsstationen lösen: Unabhängig vom Zuständigkeitsprinzip sollten sie allen erwerbs- und mittellosen, jedoch arbeitsfähigen „Reisenden“ gegen vorherige Arbeitsleistung für einen bestimmten Zeitraum Unterkunft, Verpflegung und Arbeitsleistung bieten.⁴³ Die „hardliners“ favorisierten hingegen die Internierung von Arbeitsunwilligen in Zwangsarbeitshäusern. Obwohl schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschiedene Provinzial-Arbeitshäuser errichtet worden waren, wurden erst 1873 die gesetzlichen Grundlagen für den Vollzug und die Dauer des Aufenthalts in diesen Zwangs- und Besserungsanstalten festgelegt.⁴⁴ Noch 1870 bezeichnete Friedrich Kleinwächter, Dozent der politischen Ökonomie in Prag, in einem Artikel über das Armenwesen in Österreich, Zwangsarbeitshäuser als geeignetstes Mittel „um arbeitsscheue Menschen zwangsweise zur Arbeit anzuhalten und daran zu gewöhnen“.⁴⁵

Armenfürsorge nach 1880

Die liberale Ära wurde in Österreich Ende der 1870er Jahre durch ein Bündnis, das feudal-konservative, föderale und katholische Kräfte umfaßte, abgelöst, die Regierung Taaffe (1879-1893). Da die Arbeiterschaft keinen Zugang zum Wahlrecht hatte und die Wahrnehmung politischer Rechte (wie z. B. Pressefreiheit) stark beeinträchtigt war, trat sie noch nicht als Akteur der Politik der sozialen Sicherung auf. Christliche Sozialreformer wurden im Umfeld einer weitgehend entrechteten Arbeiterschaft und in Opposition zu den Liberalen zur treibenden Kraft bei der Etablierung der staatlich geregelten Sicherung in Österreich. Sie favorisierten eine ständisch orientierte Gesellschaftsordnung. Beweggründe zum Handeln waren für sie neben der prekären sozialen Lage der Arbeiterinnen und Arbeiter und der Unzulänglichkeit der Gesetzgebung hauptsächlich auch die Angst vor einer Gefährdung der sozialen Ordnung durch eine organisierte Arbeiterschaft.⁴⁶

Mit der Einführung der Unfall- (1887) und Krankenversicherung (1888) in Österreich gewährten nun Sozialversicherungen ein Mindestmaß an Hilfe gegenüber den gängigen Risiken des Lebens in einer immer mehr industriell geprägten Gesellschaft gegen die Folgen von Krankheit, Unfällen, Invalidität, Alter und schließlich gegen Arbeitslosigkeit, um ein Absinken in die Armut zu verhindern. In Deutschland erfolgte zuerst die Einführung der Krankenversicherung 1883, dann ein Jahr später der Unfallversicherung (umgekehrt wie in Österreich), 1889 folgte die Invaliditäts- und Altersversicherung.⁴⁷ Die Unfall- und Krankenversicherung wurde

43 Siehe Stekl: Soziale Sicherung, S.147; siehe auch Friedrich Probst: Die Naturalverpflegsstationen in Oesterreich, in: Statistische Monatsschrift, 24, 1894, S.65f.; Stekl, Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser, S.49; Gerda Gröger: Öffentliche Armenfürsorge und wohltätige Einrichtungen in Linz im 19. Jahrhundert, masch. phil. Dipl., Wien 1997, S.83-87.

44 Siehe Gröger, Öffentliche Armenfürsorge in Linz, S.75.

45 Veits-Falk, Armut in Salzburg, S.183.

46 Siehe Emmerich Tálos: Soziale Sicherung im Sozialstaat: Entwicklung – Herausforderungen – Strukturen, Baden-Baden 1994, S.15f.

47 Siehe Gabriele Metzler: Der deutsche Sozialstaat. Vom bismarckschen Erfolgsmodell zum Pflegefall, Stuttgart-München 2003, S.16-37; Tennstedt, Sozialgeschichte der Sozialpolitik, S.181-187.

als Pflichtversicherung eingeführt. Zum Kreis der Versicherten zählten aber in erster Linie Arbeiter in Fabriken, Hüttenwerken und Werften. Gewerbliche sowie land- und forstwirtschaftliche Betriebe wurden nur erfasst, wenn Dampfkessel oder Triebwerke eingesetzt waren. Die Unfallversicherungspflicht war außerdem nur auf jene Menschen beschränkt, die mit diesen Maschinen arbeiteten. Größer war hingegen der Personenkreis der Krankenversicherung. Auch Arbeiterinnen und Arbeiter im Kleingewerbe und Handel zählten dazu, ausgenommen waren die land- und forstwirtschaftlichen Betriebe.⁴⁸ 1907 trat dann auch die Pensionsversicherung für Privatangestellte und 1920 die Arbeitslosenversicherung in Kraft.

Trotz ihres beschränkten Wirkungskreises sind die ersten Sozialversicherungsgesetze auch erste Meilensteine in der Entwicklung des modernen Sozialstaats. Nun existierte zumindest ein prinzipieller, wenn auch eingeschränkter Rechtsanspruch auf Versicherungsleistungen. Neue soziale Institutionen auf dem Prinzip der Selbstverwaltung entstanden. Durch die Einbeziehung bestimmter Berufsgruppen in ein Versicherungssystem und die allmähliche Abdeckung bestimmter Risiken begann der Staat, die öffentliche Armenfürsorge langsam zu entlasten. Die Einführung der Sozialversicherungen bedeutete somit einen Bruch, jedoch ohne daß die Armenfürsorge als eigenständiger Bereich sozialer Sicherung aufgegeben wurde.⁴⁹

Maximilian Steiner faßte 1880 in einer Schrift zur Reform der Armenpflege den Leitgedanken folgendermaßen zusammen: „Die staatliche Armenpflege ist berufen, gegen die Ursachen der Verarmung anzukämpfen, während die communale Armenpflege nur die Folgen der bereits eingetretenen Verarmung zu mildern sucht.“⁵⁰

Mit der Verwirklichung der ersten Sozialversicherungsgesetze Ende der 1880er Jahre wurde die kommunale Armenfürsorge zum „Unterbau“ eines modernen Systems sozialer Sicherheit, allerdings unter Beibehaltung des Einzelfall- und Subsidiaritätsprinzips. Aufgrund der staatlichen beschränkten Leistungen blieb die Fürsorgetätigkeit von Gemeinden und Ländern die Grundlage für diejenigen, die in Armut leben mußten.⁵¹

Die Aufteilung der Sozialhilfe zwischen Gemeinden und Staat, und zusätzlichen karitativen Vereinsaktivitäten, ist in Österreich allerdings bis in die Gegenwart aktuell. Die österreichische Bundesverfassung regelt im Kompetenzartikel die Aufteilung der staatlichen Funktionen zwischen Bund und Ländern. Armenwesen, Jugendfürsorge und Krankenanstalten fallen demnach in die Zuständigkeit des Bundes zur Grundsatzgesetzgebung und des Landes zur Ausführungsgesetzgebung und zur Vollziehung – von einem einheitlichen österreichischen System kann also keine Rede sein.

48 Siehe Tálos, Soziale Sicherung, S.17.

49 Siehe Melinz, Armutspolitik und Sozialversicherung, S.140; Tálos, Soziale Sicherung, S.13.

50 Steiner, Reform der Armenpflege, S.4.

51 Siehe Melinz, Armutspolitik und Sozialversicherung, S.140.

ROUN BE IRR BAR

Zeugen und Zeugnisse
einer Familie



Lilly Hirschfeld



Wladyslaw Leder (Feinstein)



Rosa
Feinstein



Michaelina
Feinstein



Anna
Hirschfeld



Anna
Hirschfeld



Edla
Hirschfeld

Einhalb Jahrhunderte Familiensaga

Erzählt und ausgewählt
von Stefan und Witold Leder

- + *die geschichte einer großen familie* +
- + *zwei jahrhunderte gespiegelt in einer familie* +
- + *herausgegeben von gerd kaiser* +
- + *viele historische fotografien* +

+ 26 euro + 374 seiten + ISBN 3-929390-62-0 +
+ direkt beim verlag und im buchhandel erhältlich +

Soziale Sicherheit in Argentinien. Die Sozialversicherung 1943-1976*

Patricia Flier

Begründung

Eine Untersuchung der sozialen Situation in Argentinien beginnt unvermeidlich mit dem Hinweis, daß wir uns in der schlimmsten Krise in der Geschichte unseres Landes befinden. Es handelt sich um eine politische, wirtschaftliche, soziale und moralische Krise, die zur Feststellung zwingt, daß die Nation zerstört wird. Diese Krise scheint unser System von Überzeugungen und Werten begraben zu haben und verstärkt das Gefühl, vor einem Abgrund zu stehen. Sie betrifft sowohl die politischen Institutionen wie unser Privatleben.

Seit Mitte der 70er Jahre wurde mit Hilfe der Militärdiktatur ein neues Akkumulationsmodell durchgesetzt – die Strategie der Öffnung. Die Anwendung der auf der ganzen Welt vorherrschenden neoliberalen Rezepte, als deren bester Schüler sich Argentinien erwies, zwang der argentinischen Gesellschaft ein Modell sozialer Exklusion auf.¹

Dieses neue Akkumulationsmodell mit einem neuen Raster von Machtverhältnissen zwischen den sozialen und ökonomischen Akteuren auf nationaler und transnationaler Ebene begann sich Mitte der 70er Jahre durchzusetzen. Es beschleunigte sich in den 80er Jahren, die den Namen „das verlorene Jahrzehnt“ erhielten. In den 90er Jahren kristallisierte es sich mit der Staatsreform und ist bis heute gültig.

Die mikro- und makroökonomischen Daten machen deutlich, daß das Wirtschaftswachstum in Argentinien zu einem Stillstand gekommen ist. Die strengen Sparpakete zur Kontrolle des Haushaltsdefizits, der Rückgang der öffentlichen und privaten Investitionen, der Kapitaltransfer in die entwickelten Länder durch den Schuldendienst und die negativen „terms of trade“ vermindern das Sparaufkommen und damit die Möglichkeiten eines neuen Wachstums. Argentinien ist eine duale Gesellschaft, in der die Mittelschichten verschwinden und Möglichkeiten sozialen Aufstiegs nicht mehr existieren. Es herrscht eine Atmosphäre von Unglauben und Verzweiflung, die sich gegenseitig verstärken. So schwindet die Hoffnung auf eine Verbesserung der Lebensqualität immer weiter. Dieser Prozeß

* Bearbeitete Fassung des Referats auf der Linzer Konferenz der ITH 2004.

1 „Die gegenwärtige Krise ist die Belohnung für den besten Schüler der neoliberalen Rezepte“, urteilte kürzlich der Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Joseph Stiglitz. Der Argentinienbesuch zur Vorstellung seines Buches „Der Schatten der Globalisierung“ fand einen großen Widerhall. Der ehemalige Chefökonom der Weltbank und Chef der Wirtschaftsberater des früheren US-Präsidenten Bill Clinton präsentierte seine Vision der Wirtschaftssituation Argentiniens, der Verantwortlichkeiten für diese Situation und der Möglichkeiten eines Auswegs. Siehe La crisis argentina y su salida. Interview mit Joseph Stiglitz, durchgeführt von Horacio Verbitsky, 20.8.2002, S.12.

steht im Zusammenhang mit der Staatsreform, einer politischen Reform.² Sie zerstörte die Instrumente des Wohlfahrtsstaates, der sich in unserem Land seit Mitte der 40er Jahre in sehr spezifischer Weise entwickelt hatte.

Der Abbau der öffentlichen Sozialdienstleistungen nahm folgende Formen an: Die Kürzungen der Sozialausgaben ließen nur minimale Kompensationsmechanismen bestehen. Hinzu kamen hohe Belastungen durch indirekte Steuern und eine Verringerung des Budgets, das sozialen Sektoren zugute kam. Durch die Dezentralisierung der Sozialdienstleistungen „befreite“ sich der Nationalstaat von ihnen und übertrug sie an die Provinzen, die sie sofort aussetzten oder auf einem Minimalniveau weiterführten. Die vollständige oder partielle Privatisierung der öffentlichen Dienstleistungen führte zur Abschaffung von kostenlosen sozialen Basisdienstleistungen und zum Ausschluß breiter Schichten mit niedrigem Einkommen. Die Sozialausgaben wurden auf die strukturell Armen konzentriert und die Arbeitsverhältnisse in der Hoffnung flexibilisiert, durch die Verminderung der Sozialkosten der Unternehmen die realen Preise zu senken und neue Arbeitsplätze zu schaffen. Die Unternehmen erhielten einen größeren Handlungsspielraum, während die gewerkschaftlichen Interventionsmöglichkeiten eingeschränkt wurden. Dies bewirkte eine größere Unsicherheit in den Arbeitsbedingungen.

Zusammenfassend und in Übereinstimmung mit Eduardo Bustelo³ ist das Fehlen jeglichen Interesses festzustellen, eine Sozialpolitik durchzuführen, die mit der Wirtschaftspolitik so interagiert, daß sie kontrazyklisch den universellen sozialen Basiskonsum sichert und so Gleichheit mit Wachstum verbindet. Die Sparpolitik hatte einen rezessiven Inhalt, da sie die Beschäftigungsmöglichkeiten und die Realeinkommen verringerte und gleichzeitig die Arbeitsbedingungen immer prekärer gestaltete. Man versuchte, das Haushaltsdefizit durch Abbau des Wohlfahrtsstaates und seiner Struktur zu reduzieren.

Die Verringerung der institutionellen Formen von Schutz und sozialer Wohlfahrt bedeutet, daß die kollektive Verantwortung zum Schutz des Arbeiters und seiner Familie bei Krankheit, Invalidität, Alter und Tod dem Vergessen anheimfällt. Ab 1973 wurde in unserem Land eine Strukturreform durchgesetzt, durch die im Sozialversicherungssystem ein radikaler Wechsel erfolgte. Im Rentensystem wurden neue individuelle Kapitalisierungsmechanismen eingeführt, und im Gesundheitswesen setzte sich die Marktlogik durch. Diese Reformen bedeuteten eine schwere Niederlage für die Arbeiter und für die gesamte Gesellschaft.

Der gegenwärtige Zustand macht unsere Untersuchungen über die vielfältigen Gründe für die aktuelle soziale Spaltung um so nötiger. Ziel ist es, die öffentliche Politik zu untersuchen, wobei wir uns speziell auf das Thema der sozialen Sicherheit konzentrieren. Dabei handelt es sich nicht um einen willkürlich gewählten Aus-

2 Siehe Carlos Vilas: *La reforma del Estado como cuestión política*, in: *Revista Taller*, Vol. 2, Nr. 4, Buenos Aires August 1997.

3 Siehe Eduardo Bustelo: *La producción del Estado de Malestar. Ajustes y política en América Latina*, in: Alberto Minujin: *Cuesta abajo. Los nuevos pobres: efectos de la crisis en la sociedad argentina*, Buenos Aires 1992.

schnitt. Die gegenwärtige soziale Spaltung ist weitgehend zu verstehen aus der Durchsetzung eines Wirtschaftsmodells, das mit den Reformen der Sozialversicherung deutlich macht, wie sorglos der Staat mit dem allgemeinen Wohlergehen der Bevölkerung umgeht.

Das argentinische System gliedert sich in drei Hauptsektoren: Absicherung für Alter, Invalidität und Tod; Krankenversicherungen (*obras sociales*)⁴ sowie Familienunterstützung. Aus Platzgründen können wir nicht alle drei Sektoren darstellen, so daß wir das Rentensystem auswählten, da wir es für repräsentativ für das gesamte Phänomen halten.

Die Befürworter der Reform in den 90er Jahren fanden in den Merkmalen und den Problemen der bestehenden Alterssicherung Gründe, strukturelle Änderungen vorzunehmen. Die Deckung war sehr niedrig und ungleich, die Leistungen und Zugangsbedingungen waren liberal und ungleich, die Kosten hoch. Es gab Verwaltungsdefizite, versicherungsmäßige und finanzielle Ungleichgewichte führten dazu, daß das System nicht überlebensfähig war.

Viele Probleme waren real vorhanden, doch verstellten sie den Blick auf die neue, in erster Linie ökonomische Funktion, die der Rentenversicherung zugewiesen wurde: durch die Schaffung einer Kapitalmasse im Dienst des Privatsektors die Voraussetzungen für den Akkumulationsprozeß zu schaffen. Die letzte Reform, die die Bedingungen für den Akkumulationsprozeß hervorbrachte, wurde durch eine Allianz von Kapital und Staat durchgesetzt – ein Paradoxon des liberalen Staates, der mehr denn je als Interventionsstaat im Dienst der hegemonialen Gruppen des am stärksten konzentrierten Kapitals agiert. Dieser neue Machtblock, der wie eine Korporation handelt, sollte von nun an die Spielregeln bestimmen. Es handelt sich um einen neuen Typ von Staat, der die herrschende Klasse begünstigt und der zur Schaffung der Kapitalakkumulationsbedingungen auf ein nie gekanntes Niveau schrumpfen mußte. Gleichzeitig produzierte er Ungleichgewichte, die beklagenswerte Konsequenzen für die Gesellschaft haben: Verschuldung, Verschwinden echter Einkommensquellen, Abbau der für die soziale Sicherheit zuständigen Instanzen etc. Gerade auf dem Gebiet der sozialen Sicherheit ist eine Verbindung zwischen Staat und ökonomischen Gruppen feststellbar, die es letzteren ermöglicht, exorbitante Gewinne auf Kosten einer passiven, desartikulierten oder disziplinierten Gesellschaft einzustreichen. Die Gesellschaft erfährt von den Veränderungen erst, wenn sie bereits bevorstehen und die Ausplünderungsmechanismen⁵ bereits durchgesetzt sind.

Die Periode 1930 – 1976

Die Konsolidierung dieses neuen Akkumulationsmodells setzte, wie gesagt, die Zerstörung der Institutionen des „Wohlfahrtsstaats“ voraus, der sich in unserem Land auf sehr spezifische Weise seit den 40er Jahren herausgebildet hatte und bis etwa Mitte der 70er Jahre bestand. Es war eine Periode, die sich starren Konzepten

4 „Obras sociales“ sind gewerkschaftlich verwaltete Krankenversicherungen, die das Rückgrat des argentinischen Gesundheitssystems bilden (Anm. d. Ü.).

5 Siehe Julia Narcy: La reforma previsional en Argentina. Privatización de los beneficios, estatización de los costos. Trabajo final de Licenciatura en Sociología, (mimeo).

entzog. Die Entwicklung von Sozialpolitik war fraglos eines ihrer Elemente. Es handelte sich um ein neues politisches Szenario mit verschiedenen schwierigen Problemen.

Es war nicht leicht, zwischen den Forschern einen Konsens über eine klare Benennung herzustellen, die der Bedeutung des Phänomens gerecht wird. Wir möchten hier nur auf einige Tendenzen verweisen. Sie thematisieren die aktive Staatsintervention auf ökonomischer und sozialer Ebene und die deutliche Entwicklung, die die Politik der sozialen Sicherheit seit den 30er Jahren nahm. Dies wird von einigen Autoren als die Zeit des Aufbaus des keynesianischen Staates bezeichnet. Andere bevorzugen (mit den spezifischen Grenzen für den Fall Lateinamerika) ein Konzept, das sich mit Entstehen, Entwicklung und Krise des „Wohlfahrtsstaats“ befaßt, einer Zeit, in der auch der Populismus aufkam und sich konsolidierte. Hinter dem Konzept des Wohlfahrtsstaats verbirgt sich zweifellos ein neues Modell der Beziehungen zwischen den sozialen Akteuren, welches Eric Hobsbawm als „Dreiecksarrangement“ bezeichnete, nämlich ein Abkommen zwischen Kapital und Arbeit unter dem formellen oder informellen Vorsitz der Regierungen.⁶ Wenn wir von einem neuen Beziehungsmodell sprechen, meinen wir nicht ein fertig ausgeformtes Beziehungsmuster zwischen den genannten Akteuren, sondern eine Reihe von historischen Tendenzen, die in dieser Periode zum Tragen kamen und auf spezifische Interaktionsformen zwischen den betroffenen Subjekten verweisen. Diese Tendenzen beeinflussten auch die Form der sozialen Konflikte, wirkten sich auf die Lebensqualität der Arbeiter aus und können folgendermaßen charakterisiert werden: eine immer stärkere Staatsintervention zur Regulierung weiter Bereiche des sozialen Lebens; die zunehmende Akzeptanz dieser Staatsintervention für die Entwicklung des Kapitalismus seitens der Unternehmer; die größere Integration der Gewerkschaften in die Staatsstruktur; die Diskreditierung liberaler Politik sowie die wachsende Bedeutung der Ziele einer Vollbeschäftigung und einer graduellen Verallgemeinerung des Systems der sozialen Sicherheit.

Die Fachliteratur stimmt darin überein, daß die starke Präsenz von Sozialpolitik und Systemen sozialer Sicherheit ein Merkmal des komplizierten Geflechts der Populismen in Lateinamerika ist. Die Führer dieser Bewegungen gewähren sie den Arbeitern, um ihre Unterstützung zu erhalten und so die Allianz, die ihnen den Machtantritt und die Entwicklung einer eigenen Regierungsstrategie ermöglichte, zu konsolidieren. Der Populismus ist zudem Ausdruck des Auftauchens der „clases populares“⁷ im Zentrum der urbanen und industriellen Entwicklung der Epoche. Zugleich erkannten einige der herrschenden Gruppen die Notwendigkeit, die Massen in das politische Spiel zu integrieren.

6 Siehe Eric Hobsbawm: *Historia del Siglo XX.1914-1991*. Barcelona 1995. (dt. siehe Eric Hobsbawm: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 2000, hier S.356).

7 Wörllich „Volksklassen“. Dieser Begriff, der ursprünglich aus dem politischen Vokabular stammt, umfaßt sowohl die organisierte Arbeiterklasse, aber auch besonders die in die urbanen Zentren strömende ländliche Bevölkerung sowie allgemein die arme Bevölkerung (Anm. d. Ü.).

Wie Carlos Vilas⁸ bemerkt, bildete der lateinamerikanische Populismus den Rahmen für den Integrationsprozeß der „clases populares“ in das institutionelle politische Leben. Diese Integration war Resultat eines intensiven und massiven sozialen Mobilisierungsprozesses, der sich in einer beschleunigten Urbanisierung, einem Impuls zur extensiven Wirtschaftsentwicklung, der Konsolidierung des Nationalstaats und der Ausweitung seiner politischen und ökonomischen Einflußsphäre ausdrückte. Vilas definiert sehr klar einen für das Verständnis des Populismus zentralen Aspekt: „Nicht alle im allgemeinen als populistisch geltenden Regimes oder Bewegungen vereinen alle diese Merkmale auf sich, aber es gibt nicht ein populistisches Regime oder eine populistische Bewegung, die nicht die Mehrheit der Merkmale aufweisen würde.“⁹ Da „die spezifischen Merkmale der lateinamerikanischen Entwicklung sowohl strukturellen wie politischen Charakters sind, haben diese Populismen mit der spezifischen Entwicklung des Kapitalismus in der Region, der dadurch geschaffenen Klassenstruktur und dem Typ des sozialen und politischen Systems, das sich im Rahmen der oligarchischen Gesellschaft organisierte, zu tun.“¹⁰ Diese Bemerkung ist für unsere Arbeit von zentraler Bedeutung, da wir uns auf die Darstellung der institutionellen Regelungen beschränken, die die Sozialpolitik und die Verpflichtung der populistischen Führer zur Hebung des Lebensstandards der Arbeiter definieren.

Oberst Juan Domingo Perón erklärte ohne Umschweife, daß die Revolution des 4. Juni 1943¹¹ und die Bildung des Sekretariats für Arbeit und Wohlfahrt eine Trennungslinie in den Normen der Staatsführung und den Beginn der Ära der sozialen Gerechtigkeit markiert habe: „Mit der Schaffung des Sekretariats für Arbeit und Wohlfahrt beginnt die Ära der argentinischen Sozialpolitik. Zurück bleibt auf immer die Epoche der Instabilität und der Unordnung, unter denen die Beziehungen zwischen Patron und Arbeitern litten. [...] Ich werde hier nicht die Einzelheiten dieser oder jener juristischen Ausführung darlegen, auch nicht die Erfüllung einer bestimmten sozialen Forderung an die Einhaltung bestimmter Bedingungen knüpfen. Vorrang gegenüber den kasuistischen Vorschriften, die die Realität schon morgen für hinfällig erklären kann, hat diese Erklärung der höchsten Prinzipien der sozialen Zusammenarbeit mit dem Ziel, die Bande der menschlichen Solidarität zu stärken, den Fortschritt der nationalen Ökonomie voranzutreiben, den Zugang zum Privateigentum zu fördern, die Produktion in allen Bereichen zu erhöhen und den Arbeiter durch die Verbesserung seiner Arbeits- und Lebensbedingungen zu vertheidigen. Dies sind die Ziele, die wir anstreben müssen.“¹²

Perón begann sein politisches Aktionsprogramm mit einer Revolution, die den politischen Prozeß unterbrach und von dem Moment an große Fortschritte in der Arbeits- und Sozialgesetzgebung in Gang setzte. Perón sollte später die Mehrheits-

8 Siehe Carlos Vilas (Hrsg.): *La democratización fundamental. El populismo en América*, México 1994, S.37ff.

9 Ebenda, S.38.

10 Ebenda, S.39.

11 Gemeint ist der Militärputsch von 1943, der den Weg für den Aufstieg Peróns bereitete (Anm. d. Ü.).

12 *La Justicia Social en el Gobierno Revolucionario*, in: *Hechos e Ideas. Publicación de cuestiones políticas, económicas y sociales*, Nr. 44, Oktober 1947, S.242, 247.

unterstützung in demokratischen Wahlen erhalten, womit die populistische Regierungsstrategie abgesegnet wurde. Das peronistische Regime verfügte über die nötigen Bedingungen – und wußte sie zu nutzen –, um die Sozialpolitik zu einem außerordentlich produktiven Instrument für die Gewinnung politischer Unterstützung zu machen. Dies ist jedoch noch keine erschöpfende Antwort, wenn es darum geht, die breite Zustimmung zum Peronismus und seine Konsolidierung zu beschreiben. Der Peronismus ist und bleibt ein komplexes Phänomen, das sich linearen Beschreibungen entzieht.

Das Klima der Epoche: soziale Sicherheit, Sozialrecht, Universalität

In der Zeit des Peronismus wurde das Konzept der „sozialen Sicherheit“ eingeführt und das Recht auf Sozialleistungen mit der Bürgerschaft verknüpft. Es ist offensichtlich, daß die international gängigen Ideen dieser Zeit auch die Vorstellungen in Argentinien, deren Formulierung und Debatte beeinflussten. Alle an der Diskussion darüber Beteiligten, welches System der sozialen Sicherheit für Argentinien am besten geeignet sei, verwiesen grundsätzlich auf Initiativen, die in jener Zeit von verschiedenen Staaten oder internationalen Konferenzen befürwortet wurden. Zu nennen sind vor allem die Berichte des „Social Security Council“, das Sozialversicherungsgesetz Roosevelts von August 1935 und das Wagner-Murray-Gesetz in den Vereinigten Staaten, der Marsh-Plan in Kanada und vor allem der Beveridge-Plan.¹³ Zu den wichtigsten internationalen Instanzen, die auf die argentinische Debatte einwirkten, gehörten die von der Internationalen Arbeitsorganisation seit 1919 ausgearbeitete Doktrin, das in der Atlantikcharta enthaltene Versprechen eines Systems sozialer Sicherheit für alle Völker, die Empfehlungen zur sozialen Sicherheit, die von den Arbeitskonferenzen der amerikanischen Mitgliedsstaaten der Internationalen Arbeitsorganisation 1936 in Santiago de Chile und 1939 in Havanna verabschiedet wurden, sowie die Erste Interamerikanische Konferenz über Soziale Sicherheit im September 1942 in Santiago de Chile.¹⁴ Letztere Konferenz, an der in der argentinischen Delegation Di Tella als Vertreter des Unternehmerdachverbandes „Unión Industrial Argentina“ (UIA) und Domenech als Vertreter des Gewerkschaftsdachverbandes Central General del Trabajo (CGT) teilnahmen, stellte sich als besonders einflußreich heraus. Die Konferenz empfahl den amerikanischen Ländern die Vereinheitlichung ihrer Renten- und Sozialhilfeeinrichtungen „in einem obligatorischen Sozialversicherungssystem“ mit einer Dreiparteienfinanzierung. Es sah die Absicherung der Gesundheitsrisiken aller Lohnabhängigen und aller unabhängigen Arbeiter samt ihrer Familien sowie eine Versicherung gegen Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten

13 Er wurde in kurzer Zeit von José Arce ins Spanische übersetzt und 1943 vom Verlag Losada veröffentlicht. Siehe William Beveridge: *Seguridad Social y servicios afines*, Buenos Aires 1943.

14 Siehe Patricia Flier: *Las organizaciones internacionales y las recomendaciones de política de seguridad social para América Latina entre las décadas de 1940 y 1950: la Conferencia Interamericana de Seguridad Social. 1942-1952. Il jornada nuevas perspectivas de análisis sobre la historia de la política social*, Universidad Nacional de General Sarmiento, August 2004.

„ausschließlich zu Lasten des Unternehmers“, die Koordination und Vereinheitlichung mit dem System der Versicherung gegen Invalidität, Alter und Tod sowie den Schutz von Mutter, Kind und Heranwachsenden vor.¹⁵

Im Verlauf der 40er Jahre bewirkte der Krieg einen Fortschritt auf dem Gebiet der Gleichheitsidee. Das Entstehen einer solidarischen Praxis auf nationaler Ebene, die öffentliche Konsumregulierung, Marktkontrolle und eine gleichmäßigere Verteilung der Kriegslasten führten zum Aufblühen universalistischer Ideen und von Solidarmodellen der sozialen Absicherung.

In der Nachkriegszeit setzte sich ein neues Szenarium auf dem Gebiet der sozialen Sicherheit durch und zwang die Experten, alte, aber noch gültige Konzepte der Sozialversicherungstheorie zu überdenken. „In den Sozialversicherungen hatten wir ein begrenztes Anwendungsfeld, das nur bestimmte Sektoren wie die Arbeiter betraf; bei der sozialen Sicherheit dagegen betrifft das Schutzkonzept die gesamte Bevölkerung, ohne soziale oder ökonomische Unterschiede zu machen“, schreibt Ricardo Moles.¹⁶

Die Idealkonzeption des Systems der sozialen Sicherheit in Lateinamerika und speziell in Argentinien sah die universelle Geltung seiner Prinzipien vor. In der praktischen Umsetzung jedoch konnten sich die Vorschläge nicht von den Faktoren lösen, die das soziale Umfeld eines jeden Landes bestimmten und ihnen eine jeweils besondere Note gaben.

Eduardo R. Stafforini wies in seinem Vortrag auf der Dritten Interamerikanischen Konferenz über Soziale Sicherheit darauf hin, daß sich die Sozialpolitik der amerikanischen Länder von der Sozialpolitik in Europa unterscheidet. Die europäischen Länder beabsichtigten mit ihren sozialpolitischen Plänen eine bessere Verteilung des Nationaleinkommens, um die wichtigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Die amerikanischen Länder dagegen sicherten die Wohlfahrt des Menschen durch eine Politik ab, die auf Erhaltung der Gesundheit, Entwicklung seiner Kultur und Hebung des Lebensstandards durch die Ausbeutung nationaler Quellen und Produktionswachstum gerichtet ist.¹⁷

Anders gesagt, wenn die Interventionspolitik der amerikanischen Staaten die industrielle Entwicklung vorantrieb, dann zielte ihr Interesse auf Kapitalakkumulation, Produktion und primäre Einkommensverteilung. Sie war also darauf gerichtet, die Bedingungen für das Entstehen verschiedener nationaler Bourgeoisien und die Anwendung von Politiken zur Regulierung der ökonomischen Zyklen zu schaffen und so dramatische Fluktuationen im Akkumulationsprozeß zu vermeiden. Auch wenn die Vollbeschäftigung im Zentrum stand und selbst wenn diese dem Arbeiter Vorteile wie etwa eine geringere Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und eine

15 Siehe Las resoluciones de la primera conferencia interamericana de seguridad social, in: Boletín del Museo Social Argentino (BMSA), Nr. 247-248, Jan./Feb. 1943, S.3-15. Zu weiteren Einzelheiten siehe Daniel Lvovich: El debate sobre el establecimiento del seguro social en la Argentina en la primera mitad de la década de 1940 (mimeo).

16 Ricardo Moles: Importancia de las investigaciones sociales en América, in: Hechos e Ideas, Nr. 87, Juli 1951, S.357.

17 Siehe Eduardo R. Stafforini: Orientaciones para el desarrollo de la seguridad social en las Américas, in: Hechos e Ideas, Nr. 85, 1951, S.149.

größere Verhandlungskapazität brachte, gehorchte sie doch einer Logik der Produktion und der ökonomischen Rentabilität. Die Einführung des keynesianischen Staates war als ein Mechanismus zur Sicherung des Produktions- und Gewinnoptimums und nicht so sehr als ein Instrument zur progressiven Einkommensumverteilung konzipiert, auch wenn bestimmte Formen der Schaffung von Arbeitsplätzen durch die öffentliche Hand dahin tendierten.¹⁸

Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaats in den europäischen Ländern wurde durch die keynesianische Entwicklungsphase der Wirtschaft begünstigt, die die materielle Basis für eine Erhöhung des Lebensstandards der Arbeiterklassen schuf. Damit brachte sie einen allgemeinen Fortschritt in der sozialen Demokratisierung, die Einrichtung von öffentlichen Institutionen zur Verbesserung der Lebensqualität der Arbeitskraft und der Bevölkerung allgemein sowie die Reduzierung der den Marktmechanismen geschuldeten sozialen Unterschiede. Im Bereich der sozialen Sicherheit ermöglichte sie eine neue Konzeption, da es nun möglich war, auf dem Gebiet der Sekundärdistribution der Einkommen mittels direkter (Pensionen, Arbeitslosen- oder Familienunterstützung) oder indirekter (Subventionen für Güter des Basiskonsums) monetärer Transfers, durch die Bereitstellung von vorwiegend staatlich finanzierten Gütern (Lebensmittelhilfsprogramme) und Dienstleistungen (Gesundheit, Erziehung) zu handeln.

Generell ist darauf hinzuweisen, daß die amerikanischen Länder im Rahmen mehr oder weniger entwickelter Systeme sozialer Sicherheit agierten, die große Unterschiede hinsichtlich der ausgehandelten Vorteile, der Begünstigten und der zur Finanzierung festgelegten Quoten aufwiesen.

Man kann verfolgen, wie sich das Interesse der Experten immer mehr auf die aktive Rolle des Staates auf dem Gebiet der sozialen Sicherheit richtete. Sie empfahlen, diese Aktivitäten in eine Politik zur Verteidigung der menschlichen Persönlichkeit und der Menschenwürde umzugestalten.

Im Denken über sozialpolitische Probleme Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre bildete das „Recht“ des einzelnen, vor allem der Arbeiter, auf soziale Sicherheit das Fundament für die Sozialleistungen. Das Konzept der sozialen Sicherheit als eines subjektiven Rechts des Menschen gegenüber der Gesellschaft hatte eine besondere Bedeutung und wurde in dieser Zeit auf unterschiedliche Weise in die Realität umgesetzt.

Die verfassungsmäßige Absicherung des Rechts des Individuums auf Schutz gegen wirtschaftliche und soziale Risiken, die es in seiner individuellen oder familiären Existenz gefährden könnten, weist auf eine klare Position hin. Deutlich wird, daß das Recht auf soziale Sicherheit als eine wachsende Tendenz in der Gesetzgebung interpretiert werden kann.

18 Siehe Ernesto Aldo Isuani/Rubén Mario Lo Vuolo/Emilio Tenti Fanfani: *El Estado benefactor. Un paradigma en crisis*. Buenos Aires 1991, S.16.

Viele amerikanische Länder verankerten das Recht auf soziale Sicherheit in ihren Verfassungen.¹⁹ Zweifellos waren diese Erklärungen die Form, im sozialen Umfeld das herrschende Streben oder Denken einer Epoche als Leitlinien zu konkretisieren, festzuhalten und zu verbreiten. Damit wurde die von der Regierung einzuschlagende Richtung aufgezeigt und gleichzeitig die konzeptionelle Einheit in den verschiedenen Einzelgesetzgebungen gesichert. Die Aufnahme in die Verfassungstexte anerkannte, daß die sozialen Rechte unveräußerliche und unantastbare Attribute des Menschen sind und zu den grundlegenden Klauseln der Staatsorganisation gehören. Andererseits bringt diese Anerkennung der Rechte auch Verpflichtungen und Funktionen für die öffentliche Hand mit sich. Das trägt zur Bildung oder Konsolidierung eines sozialen Bewußtseins bei, das die durch die Solidarität gebotenen Rechte und Pflichten spontan billigt und so die Ausführung der Ziele der sozialen Sicherheit erleichtert.

Die amerikanischen Gesetzgebungen legen dem Requisit der „Erbringung von Arbeit“ einen besonderen Wert für die Anerkennung einiger sozialer Vergünstigungen bei. Die Verankerung dieser Systeme, die in offensichtlichem Konflikt mit dem „Bedürfnis“prinzip stehen, ist in der allgemeinen Überzeugung zu suchen, daß die Sozialleistungen vor allem den Arbeitern zugute kommen sollen. Das bedeutet, die Sozialleistungen werden ausschließlich in Funktion der Arbeit gewährt.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß das neue Konzept der sozialen Sicherheit, das die Idee der Rechte an die Staatsbürgerschaft koppelte und damit letztlich zu einer Universalisierung der Sozialpolitiken tendierte, bei der Verwirklichung auf ernste Probleme stieß.

Die Unterstützung aus Gerechtigkeitsr erwägungen sowie die Regulierung von Markt und Arbeitsbeziehungen, die mit dem Begriff der „Rechte“ verteidigt wurden, begründeten ein neues Modell der sozialen Sicherheit. Die Kategorie „Arbeiter“ wurde umdefiniert und erweitert. Sie umfaßte nun eine Gruppe, die weit über den „Industriearbeiter“ hinausreichte, und gab ihr eine Identität, die sich schließlich im „formell Lohnabhängigen“ kristallisierte.²⁰

In Argentinien wurden die Sozialrechte der Figur des Arbeiters zugeschrieben und galten für eben diese Kategorie des formellen Arbeiters. Dies bedeutete, daß sich die

19 Die Verfassung Brasiliens vom 18. September 1946 definiert im § 147 in 18 Absätzen die Grundlage für die Arbeits- und Sozialversicherungsgesetzgebung. 1945 fixierte Kolumbien im Abschnitt III der Verfassung „Über die Zivilen Rechte und Sozialgarantien“ die sozialen Rechte. In Costa Rica (Reform von 1944) betraf das den Abschnitt „Über die Sozialgarantien“, Artikel 51 bis 65, in Kuba (1949) den Abschnitt VI „Über die Arbeit und das Eigentum“, in El Salvador (Verfassungsänderung von 1945) den Abschnitt „Familie und Arbeit“, in Guatemala (1946) den Abschnitt II, Sektion Arbeit, öffentliche Bedienstete, Familie, Kultur, in Mexiko (1917) den Abschnitt VI „Über Arbeit und Sozialversicherung“, in Nicaragua (1948) den Abschnitt IV „Rechte und Garantien“, Artikel 83 „Garantien für Arbeiter und Angestellte“, in Panama (1946) den Abschnitt III „Individuelle und soziale Rechte und Pflichten“, Kapitel I bis VI., in Uruguay (Verfassungsänderung von 1940) den Abschnitt II „Rechte, Pflichten und Garantien“, Artikel 7 bis 63. Peru nahm die sozialen Rechte 1920 in den Artikeln 45 bis 51 auf. Entnommen aus Eduardo Madariaga: Los Derechos Sociales en las Constituciones de América, in: Hechos e Ideas, Nr. 49, 64 und 65, Juli/August 1949, S.310.

20 Siehe Estela Grassi/Susana Hintze/María Rosa Neufeld: Políticas Sociales, crisis y ajuste estructural, Buenos Aires 1994, S.120.

soziale Sicherheit vom Arbeiter und nicht vom Staatsbürger her entwickelte. Das schränkte ihre Reichweite ein und verhinderte die Universalität und Gleichförmigkeit der aus den allgemeinen Staatseinnahmen finanzierten Leistungen. Es handelte sich also nicht um einen Erweiterungsprozeß und die Eroberung der Staatsbürgerschaft durch die Arbeiter, wie der Prozeß typischerweise in den zentralen Ländern bei der Herausbildung des Wohlfahrtsstaates ablief. In Argentinien beobachten wir statt dessen die Unterordnung der Staatsbürgerschaft unter die „Rechte des Arbeiters“.²¹

Der Peronismus und die Sozialpolitik

Die Einrichtung des Sekretariats für Arbeit und Wohlfahrt stellte, wie schon gesagt, einen wichtigen Schritt in der Beziehung zwischen dem Staat und den Arbeitern dar. Der damalige Oberst Perón erklärte in seiner Rede vom 2. Dezember 1943: Die Gründung ist „die erste effektive Handlung der Revolutionsregierung, die den internen Bedürfnissen und der universellen Orientierung der sozialen Gerechtigkeit entspricht“. Das Sekretariat „wird die zentrale Leitung ausüben, alle staatlichen Aktivitäten zu Gunsten des materiellen und moralischen Fortschritts der Arbeiterklasse überwachen, die spezifische Gesetzgebung vollständig kontrollieren und die Entwicklung einer Sozialpolitik vorbereiten.“²²

Dringende, nicht befriedigte Bedürfnisse der Arbeiter, eine dem Staat gegenüber offene Haltung der Gewerkschaftsleitungen, die Transformation der klassischen Vorstellungen im Bereich der sozialen Sicherheit und – mit der Übernahme des Arbeits- und Wohlfahrtssekretariats durch Perón – die Herausbildung eines neuen Staatsprojekts waren die zentralen Elemente, durch die die soziale Sicherheit modifiziert wurde.

Der Staat übernahm eine neue Rolle. Als gleicher Partner wollte er Arbeit und Kapital versöhnen, trachtete Klassenkonflikte zu vermeiden und unterstützte im Prinzip die Arbeiter. Der Staat wurde nun als ein adäquates Instrument begriffen, um ein Gleichgewicht und soziale Gerechtigkeit zu erreichen. Die Aufgabe des Sekretariats bestand darin, durch gesetzliche Reformen und direkte Intervention den sozialen Ausgleich herbeizuführen.

21 Diese Regelung hat sich in der Verfassung von 1949 niedergeschlagen. Das Recht auf soziale Sicherheit wurde mit folgenden Worten verkündet: „Das Recht der einzelnen auf Schutz im Fall von Verminderung, Unterbrechung oder Verlust der Arbeitsfähigkeit verpflichtet die Gesellschaft, die entsprechenden Leistungen einseitig zu erbringen oder Systeme obligatorischer Hilfe einzurichten, die dazu dienen, die Insuffizienzen oder Unfähigkeiten, die in bestimmten Lebensabschnitten entstehen oder die durch Unglücksfälle infolge von Risiken auftreten, zu ersetzen oder zu ergänzen.“ Das Recht auf Wohlstand besagt: „Das Recht der Arbeiter auf Wohlstand, das sich mindestens ausdrückt in der Möglichkeit, eine angemessene Wohnung, Kleidung und Nahrung zu haben und ohne Angst die eigenen Bedürfnisse und die der Familie in der Art befriedigen zu können, die es ihnen erlaubt, zufrieden zu arbeiten, frei von Sorgen auszuruhen und in Maßen geistige und materielle Verbesserungen zu genießen, begründet die soziale Notwendigkeit, den Lebens- und Arbeitsstandard mit Hilfe direkter oder indirekter Mittel, die die Wirtschaftsentwicklung zuläßt, zu erhöhen.“

22 La política desarrollada por la Secretaría de Trabajo y Previsión. Síntesis completa de la legislación desde el 4 de junio de 1943 hasta el 3 de junio de 1946, in: Hechos e Ideas, Nr. 42, August 1947, S.99.

In den neun Begründungen und 24 Paragraphen des Gesetzesdekrets 15.074 zur Einrichtung des Sekretariats, wird erläutert, daß es „ein genuin christliches Arbeitergefühl zur Stärkung der argentinischen Familie als Grundlage für die Größe des Vaterlands fördert. Dies wird erreicht durch eine intensive nationale Einheit bezüglich einer größeren sozialen und distributiven Gerechtigkeit, die zur Erfüllung all der sozialen Pflichten führen wird, die in unterschiedlichem Maße sowohl den Eigentümern von Reichtum wie den Arbeitern obliegen. Von dieser Einheit gingen die Linien aus, die das Profil der revolutionären Bewegung bilden.“²³

In der Haltung der Staatsgewalten war eine Veränderung zu beobachten, die ohne strukturelle Neuerungen im Bereich der sozialen Sicherheit sich allein durch deren Ausweitung stark auf den Lebensstandard der Arbeiterklasse auswirkte. Diese Wirkung nahm geradezu spektakuläre Züge an, wenn man sie mit der Gleichgültigkeit und der Geringschätzung vergleicht, mit denen der Staat die Arbeiterklasse im Jahrzehnt zuvor behandelt hatte.

Ricardo Sidicaro weist darauf hin, daß die von der Militärregierung durchgeführten Reformen der Arbeiterklasse zwar Vorteile brachten, diese jedoch nicht eine derart relevante Veränderung bedeuteten, als daß sie die Annahme zuließen, die Unterstützung des Peronismus seitens bestimmter Arbeitergruppen sei eine direkte Folge dieser Vorteile. Die Erklärung ist in der Intensität der sozialen Konflikte zu suchen, die um die Durchsetzung materieller Verbesserungen für die Arbeiterklasse geführt wurden. „Mehr als der Umfang der Reformen selbst war es der Prozeß sozialer Auseinandersetzungen, der durch ihre Einführung und Akzeptierung ausgelöst wurde, der bewirkte, daß die Maßnahmen politische Konsequenzen hatten.“²⁴

Diese Reformen wurden von den Arbeitern verteidigt und als ihre eigene Politik begriffen, was der argentinischen Arbeiterklasse eine Einheit verlieh, die ihr zuvor gefehlt hatte.

Zwischen 1943 und 1946 gab es 123 Schiedsverhandlungen über Arbeitskonflikte – im Vergleich zu sieben im Zeitraum 1940 bis 1943 –, in denen die Einführung neuer sozialer Vergünstigungen deutlich wird. Sie betrafen beispielsweise das jährliche zusätzliche Monatsgehalt, den bezahlten Urlaub (der bis dahin ein exklusives Vorrecht der Beschäftigten im Handel gewesen war), die Ausweitung der Entschädigungszahlungen bei Entlassung und Invalidität auf alle abhängig Beschäftigten mit Ausnahme der Hausangestellten, die Lohnfortzahlung an öffentlichen Feiertagen, die Regulierung des Arbeitstags für bestimmte Berufe und der Arbeit von Minderjährigen etc. Einige Gruppen erhielten nun im Rahmen der Tarifverträge auch Familiengeld.

Die Rentenversicherung wurde auf die im Handel (1944) und in der Industrie (1946) Beschäftigten ausgedehnt,²⁵ was zu einer zahlenmäßigen und strategischen

23 Memoria del Ministerio de Trabajo y Previsión de la Nación: Junio 1946 a Diciembre de 1951. División de Publicaciones y Biblioteca, Buenos Aires 1952, S.113.

24 Ricardo Sidicaro: Consideraciones sociológicas sobre las relaciones entre el peronismo y la clase obrera en la Argentina, 1943-1955, in: María Moira Mackinnon/Mario Alberto Petrone: Populismo y neopopulismo en América Latina. El problema de la cenicienta, Buenos Aires 1998, S.157.

25 Dieses Recht wurde 1954 auch auf die Landarbeiter ausgedehnt (Gesetz 14.399); durch Gesetz 14.397 wurde die Versicherungskasse für Selbständige, Freiberufler und Unternehmer eingerichtet.

Ausweitung führte. Die Zahl der dem Sozialversicherungssystem Angehörigen erhöhte sich von 397.000 im Jahre 1939 auf 2.229.874 im Jahre 1946.²⁶ 1954 wurde das System durch die Einbeziehung der Landarbeiter und der Selbständigen (Freiberufler, selbständige Arbeiter und Unternehmer) vervollständigt. Die Hausangestellten, der verwundbarste Sektor mit den geringsten Druckmöglichkeiten, erhielten 1956 eine Rentenkasse.

Das Modell des Rentenversicherungssystems folgte – zumindest bis 1954 – der Logik der Sozialversicherung, und seine Achse blieb das Arbeitsverhältnis. Lohnempfänger, Arbeitgeber und Staat sorgten gemeinsam für die Akkumulation von Ersparnissen, aus denen der künftige Rentner sein Einkommen bezog. Es ist darauf hinzuweisen, daß einerseits die Lasten auf die Unternehmenskosten übertragen wurden und andererseits diejenigen Arbeiter, die in keinem formellen Arbeitsverhältnis standen, aus dem Rentenversicherungssystem ausgeschlossen blieben. Sie stellten damit eine Last dar, für die die Gesellschaft mit anderen Mechanismen aufkommen mußte. Die Exklusion und die dem Arbeitsmarkt eigene Differenzierung wurden auf die Rentner übertragen.

Die Sozialversicherung hatte ihr Fundament in der Sicherheit und nicht in Gleichheit und Universalität. Die Einbeziehung in das Rentensystem erfolgte in Argentinien durch den Druck, den einzelne Gruppen auf den Staat ausübten, um in den Genuß von Rentenkassen zu kommen. Diese Rentenkassen hatten dann unterschiedliche Zugangsbedingungen, Leistungen und Finanzierungsquellen, wodurch ein geschichtetes System entstand. Dieses fragmentierte und heterogene System entfernte sich von den Prinzipien der Gleichheit, Universalität und Solidarität.

Die Rentenversicherung von der Zeit Peróns bis zur letzten Diktatur

Die Gewerkschaft der Handelsangestellten unter dem Vorsitz von Borlenghi – später Funktionär der peronistischen Regierung – setzte 1944, als Perón an der Spitze des Arbeits- und Wohlfahrtssekretariats stand, als erste ihre Rentenkasse durch. Die Beiträge setzten sich zusammen aus sieben Prozent des Monatslohns der Arbeiter, neun Prozent auf den Bruttolohn, die die Unternehmer abzuführen hatten, und aus Einnahmen aus einer Freimarke namens „Rentenversicherung des Handels“, die von den Käufern bezahlt werden mußte. Die Gesamtheit der Bürger leistete also mit ihren Einkäufen einen Beitrag zu dieser Kasse. Ausgenommen davon waren Medikamente.²⁷

Es ist festzustellen, daß damit die frühere Strategie im Rentenbereich weitergeführt wurde, das heißt, es handelte sich um eine Kontinuität, nicht um eine Neuerung. Das war ein wichtiger Punkt angesichts der Tatsache, daß einige Monate zuvor durch Dekret 29.176/44 das Nationale Renteninstitut (Instituto Nacional de Prevision Social) eingerichtet worden war. Suchte Perón also nach Verbündeten für

²⁶ Siehe Memoria del Ministerio, Cuadro Nr. 1.

²⁷ Siehe Gesetzesdekret 31.664/44. Renten der Handelsangestellten und ähnlicher ziviler Tätigkeiten, in: La política desarrollada, S.113.

sein politisches Projekt und erteilte deshalb im Rahmen eines universellen und solidarischen Diskurses über die soziale Sicherheit bestimmte Vergünstigungen?

Das Renteninstitut war eine nationale Behörde mit der „hohen sozialen Aufgabe, im ganzen Land die Staatsziele im Bereich der biologischen und ökonomischen Sicherheit der Personen angesichts der sozialen und beruflichen Risiken in Funktion einer autorisierten Solidarität durchzusetzen“. Ihm oblag die Organisation der Risikoversicherung, die Bereitstellung von angemessenen Mitteln und Maßnahmen bei Verminderung oder Verlust der Fähigkeit des Arbeiters, ein Einkommen zu erzielen, so daß der Staat „nicht als Almosengeber, sondern als Ausdruck hoher sozialer Solidarität bei der Behebung materiellen Schadens und der moralischen Unterstützung des Menschen und des Haushalts im Unglück eingreift“.²⁸ Zu diesem Zweck wurden alle Rentenkassen dem Institut als Abteilungen eingegliedert, die Mitglieder der jeweiligen Kassen wurden Mitglieder des Instituts.

Vorgeschlagen wurde, das argentinische Rentensystems zu vereinheitlichen und zu zentralisieren. Technische Institutionen sollten die Aufgabe übernehmen, universelle Kriterien für die Gesamtheit der Arbeiter zu entwickeln. Das Dekret legte fest, daß ein Vorstand, eine Gewerkschaftskammer und ein Technischer Beirat das Institut kontrollierten. Den Vorstandsvorsitzenden und die sechs Regierungsvertreter bestimmte die Regierung. Je drei Beisitzer vertraten die Beschäftigten und die Unternehmer. Die Exekutive intervenierte auch in der Gewerkschaftskammer, da ihr die Ernennung des Präsidenten und des Vizepräsidenten oblag.

Da die Gewerkschaftsbürokratie nicht bereit war, ihre Privilegien aufzugeben, war die Beziehung zwischen den Rentenkassen und dem Institut konfliktgeladen, denn hier kam die Spannung zwischen Universalismus und Partikularismus deutlich zum Ausdruck. Die Auseinandersetzungen fanden mit dem Gesetz 14.236 von 1954 ein Ende. Das Institut wurde reformiert und die Situation vor seiner Gründung wiederhergestellt. Mit diesem Gesetz erhielten die Rentenkassen ihre Autonomie zurück; die Zuständigkeit des Instituts wurde auf die Entscheidungsbefugnis bei Anfechtungsklagen reduziert.

Somit bildete die Verteidigung sektorialer Vorteile die Grenze der staatlichen Versuche, das System zu vereinheitlichen und universell zu gestalten. Die Situation hatte sich in ihr Gegenteil verkehrt. Viele Gewerkschaften, die während der 30er Jahre für eine universelle Versicherung gekämpft hatten, verschanzten sich nun hinter den Vorteilen eines jeden Sektors, da jede Kasse ihre eigenen Aufnahmebedingungen, Beiträge und Vergünstigungen hatte.

Der peronistische Staat gab jedoch seine Ziele nicht auf. Obwohl er die Kontrolle der Kassen nicht zentralisieren konnte, reglementierte er gegen Ende der peronistischen Regierungszeit die Leistungen. Er führte eine gemeinsame Formel für die Rentenberechnung ein und legte ab dem Gesetz 14.370 aus dem Jahr 1954 gleiche Bedingungen für alle Empfänger von Hinterbliebenenrenten fest.

Damit ist eine neue Sicht auf die Rentenversicherung festzustellen. Das Kapitalisierungssystem wurde durch ein neues Konzept ersetzt, das auf der Idee

28 Dekret 29.176/44, in: ebenda, S.112.

basierte, daß die soziale Sicherheit zu einem Umverteilungsfaktor werden sollte. Man gab also die Idee der Privatversicherung zu Gunsten einer kollektiven Versicherung auf, „die das Land der Gemeinschaft zu geben verpflichtet ist.“

Dieses Gesetz institutionalisierte den Wechsel, indem es das Kapitalisierungssystem, an dem sich die Rentenversicherung seit ihren Anfängen orientierte, modifizierte und in Richtung auf ein Verteilungssystem entwickelte. Eine Bestimmung legte fest, daß die Rentenhöhe auf der Grundlage einer Skala und unabhängig von der individuell akkumulierten Gesamtsumme der geleisteten Beiträge errechnet wurde. Die Logik der Privatversicherung, an der sich das Kapitalisierungssystem ausrichtete, wurde durch eine soziale Logik ersetzt, eine Art impliziten Generationenvertrag. Er basierte darauf, daß die gegenwärtige Arbeitergeneration diejenigen, die aus Alters- oder Invaliditätsgründen aus dem Arbeitsmarkt ausgeschieden sind, und die Familien verstorbener Arbeiter unterhält. Mehr noch, die Rente sollte nicht nur das Überleben, sondern auch die Kaufkraft sichern, über die der Arbeiter während seiner Arbeitstätigkeit verfügt hatte.

Das Gesetz definierte eine Kalkulationsskala, die eine progressive Verteilung erlaubte. Die Arbeiter, die während ihres Arbeitslebens ein geringeres Lohnniveau hatten, erhielten relativ höhere Renten. 1958 wurde durch das Gesetz 14.499 das progressive Verteilungskriterium durch das der Proportionalität zwischen Renten- und Lohnniveau (82%) ersetzt.

In diesem Schema war es sinnlos, sich um die versicherungsmäßige Beziehung zwischen den Beiträgen und dem individuellen Nutzen Gedanken zu machen; hier ging es darum, eine Beziehung zwischen den laufenden Gesamteinnahmen und –ausgaben herzustellen. Die Probleme, die Kapitalisierungssysteme für die Zukunft aufwerfen, wurden dadurch überwunden, daß man die Zukunft ausschaltete (oder bewußt ignorierte). Damit hing die Finanzgleichung im wesentlichen von der Relation zwischen Beiträgen und laufenden Rentenzahlungen sowie von der Unterstützungsrates zwischen Beitragsleistenden und Rentenbezieher ab. Wie Golbert und Lo Vuolo bemerken, wurden diese Relationen nicht adäquat gewichtet, und die verschiedenen Variablen begannen, sich in voneinander unabhängiger Form zu entwickeln.

Nationales Rentenversicherungssystem. Entwicklung der Unterstützungsrates

Jahr	Zahl der Empfänger (in 1.000)	Tatsächliche Beitragszahler (in 1.000)	Unterstützungsrates
1950	188,2	2116,8	11,2
1955	473,0	2457,8	5,2
1961	821,6	2545,0	3,1
1983	2626,4	5357,8	2,0

Die Unterstützungsrates wird durch die Division der Zahl der tatsächlichen Beitragszahler durch die der Empfänger errechnet.

Der Übergang vom Kapitalisierungs- zum Verteilungssystem wurde durch die Dekapitalisierung der von den Rentenkassen eingenommenen Fonds und die Finanzungleichgewichte, die die forcierte Entwicklung des Systems aufwies, beschleunigt. Die Überschüsse aus der hohen Unterstützungsrate zwischen arbeitender Bevölkerung und Rentnern, die das System ursprünglich aufwies, unterlagen einem raschen Erosionsprozeß.

Die von der Gesamtheit der Rentenkassen im Zeitraum 1950 bis 1954 erwirtschafteten Überschüsse entsprachen jährlich vier Prozent des Bruttoinlandsprodukts zu Marktpreisen. Diese Fonds wurden langfristig in Schuldverschreibungen der öffentlichen Hand angelegt, deren Zinsrate unter der Inflationsrate lag. Andererseits kam der Staat seinen Verpflichtungen als Arbeitgeber nicht nach oder zahlte mit eben jenen Schuldverschreibungen, mit denen er die akkumulierten Fonds konsolidierte. Die Verwendung der Überschüsse für sachfremde Zwecke, die Auswirkungen der Inflation und die Hinterziehung trugen zusätzlich zum immer stärkeren Ungleichgewicht des Rentensystems bei. Die Zahl der tatsächlichen Beitragsleistenden war immer deutlich geringer als die potenzielle Beitragsbevölkerung. Zu den Einnahmeproblemen kam die ständige Erhöhung der Ausgaben infolge der Ausweitung des Umfangs der Bezüge sowohl in der Höhe wie in der Zahl der Empfänger. In dieser Zeit war eine Tendenz zur Rentenerhöhung ohne versicherungstechnische Absicherung zu beobachten. Das wurde durch das Gesetz von 1958 verstärkt und durch eine Reihe von Privilegien, beispielsweise ein niedrigeres Pensionsalter oder vorgezogene Rentenzahlungen für bestimmte Gruppen, verschärft.

Die Abwärtstendenz bei den Überschüssen des Gesamtsystems setzte etwa 1958 ein. 1962 entstand das erste Defizit, das sich 1968 vergrößerte. Die Rentenpolitik wurde in einem konfusen Normensystem institutionalisiert. Der Beitrag bestimmte weiterhin das Recht auf den Rentenbezug, der seinerseits paradoxerweise nicht an den Beitrag gebunden war. Dieses System, das gesetzlich als Kapitalisierungssystem strukturiert war, funktionierte de facto als Verteilungssystem. Die Zugehörigkeit hing von der Arbeit ab, und da die Eingliederung der selbständigen Arbeiter in die Kasse obligatorisch war, war die Deckung universell. Die Realität zeigte jedoch, daß eine große Gruppe von Personen, die zur Kategorie der Arbeiter ohne formelles Arbeitsverhältnis gehörten, ohne Versicherung blieb, da diese Tätigkeiten nur schwer zu kontrollieren waren. Ein großer Teil der Selbständigen wies ein niedriges Einkommen aus, weil nur geringe Erwartungen an das System geknüpft wurden. Auch zeigte die öffentliche Hand bei der Einnahme und der Vergabe von Rechten ein erratisches Verhalten.

Da das Finanzungleichgewicht unterschiedliche Auswirkungen hatte, wurde in den 50er Jahren ein Kompensationsfonds eingerichtet, um die Rentenversicherung ins Gleichgewicht zu bringen. Von diesem Zeitpunkt an subventionierte die Rentenkasse von Industrie und Handel, die einen Überschuß erwirtschaftete, die anderen Kassen, die in enorme Schwierigkeiten geraten waren. Die Kasse der

Selbständigen war chronisch defizitär.²⁹ Der Versuch, das System zu integrieren, zeitigte paradoxe Resultate: Die höchsten Renten wurden von den Kassen mit der schlechtesten Finanzlage bezahlt, während die Lohnabhängigen in Industrie und Handel – dem Sektor mit der größten Beitragsdisziplin – die geringsten Renten erhielten.

Es waren auch deutliche regionale Unterschiede zu verzeichnen. Obwohl die Deckung weiter ausgedehnt wurde, erfaßte das Rentensystem Mitte der 60er Jahre keineswegs vollständig die Wirtschaftsbevölkerung. Spezialuntersuchungen³⁰ machen deutlich, wie ungleich die geographische Verteilung war: In wohlhabenderen und urbanisierten Gebieten war die Deckung höher, während sie in armen Zonen sehr niedrig war.

Während das System einerseits den Arbeitsunfähigen keine universelle Deckung bot, zahlte es Unterstützungen an Empfänger, die ihrem Alter nach arbeitsfähig waren. Dies war teilweise darauf zurückzuführen, daß der Rentenbezug als ein Recht galt, das an die persönlichen Beiträge während des Arbeitslebens gekoppelt war und theoretisch den Lohn ersetzen sollte. Andererseits waren aber Beiträge und Bezüge nicht funktionell aufeinander bezogen, so daß ein ständiger korporativer Druck bestand, Privilegien einzurichten, die das Gesamtsystem belasteten. Das Resultat war ein fragmentiertes System privilegierter Gruppen.

Die Umverteilungswirkung des Rentensystems nahm damit einen regressiven Charakter an. Einerseits wurden nominelle Lohneinkommen belastet, die infolge der nicht perfekten Marktstruktur leicht auf die Preise oder das Beschäftigungsniveau durchschlugen, so daß letzteres unterhalb der Vollbeschäftigung lag. Das Finanzdefizit des Rentensystems erforderte Zuschüsse seitens des Staatshaushalts, der aus den Einnahmen aus indirekten Steuern und durch ein deutliches Haushaltsdefizit finanziert wurde, das seinerseits einen starken Inflationsdruck ausübte. Andererseits gab es einen hohen Prozentsatz der Bevölkerung ohne Absicherung, der das System als Steuerzahler und über die Preise aber mit finanzierte. Schließlich gewährte das System seinen Mitgliedern Renten, die einer Proportion des zuletzt erhaltenen Einkommens entsprachen, bot Aufschübe für Schuldner und zahlte privilegierte Bezüge.

Im entwickelten Modell war die Sozialpolitik ein Nebenprodukt des Wirtschaftswachstums. Dieses neue Konzept der Sozialpolitik wirkte in Verbindung mit der Inflation, der Hinterziehung von Sozialabgaben und der Umwidmung von Fonds durch den Staat zur Finanzierung anderer Ausgaben auf das Sozialversicherungssystem dahingehend, daß das entstehende Finanzungleichgewicht in der Zukunft defizitär wurde. In der ersten Hälfte der 60er Jahre wurde deutlich, daß das argentinische Rentensystem umstrukturiert werden mußte. Die „einfache“ Phase der

29 Die geringe Neigung der Selbständigen, bei einer Rentenkasse Mitglied zu werden, verweist auf eines der chronischen Probleme des argentinischen Rentensystems. Berechnungen zufolge zahlten 1961 nur 5% der Selbständigen in die Rentenkasse ein.

30 Siehe Jorge Feldman/Laura Golbert/Ernesto Aldo Isuani: *Maduración y crisis del sistema previsional Argentino*, in: *La Seguridad Social en Argentina*, México 1995, S.181.

massenhaften Erweiterung und der beschleunigten Reife, in der man darauf vertraut hatte, daß sich die Schwierigkeiten von selbst lösen würden und ein Gleichgewicht erreicht werden könnte, war zu Ende.

Der Finanzkollaps führte zur Nichteinhaltung der zugesagten Leistungen, was eine Welle von Prozessen der Bezugsberechtigten auslöste, die positive Urteile erreichten. Angesichts dieser Situation verfügte die Militärregierung die Pfändbarkeit der Einlagen in den Rentenkassen und begann den unvermeidlichen Reformprozeß.

Nachdem das System zusammengebrochen war, wurde die Vereinheitlichung des Systems unter der Militärregierung von General Juan Carlos Onganía durchgesetzt. Die Ziele waren klar: Bekämpfung der Hinterziehung, Ausschaltung des Gewerkschaftseinflusses auf die Verwaltung der Kassen, Vereinheitlichung der Bezüge und der Bezugsbedingungen, gleichmäßige Verteilung der großen Rentenlast auf die Wirtschaftsbereiche. Das Projekt war darauf gerichtet, daß alle Arbeiter dieselben äquivalenten Leistungen erhalten und die Privilegien abgeschafft werden sollten. Die Verwaltung wurde neu organisiert und das System verstaatlicht. Damit wurde unter der Diktatur des Generals Onganía erneut ein Gesetz zur sozialen Sicherheit für politisch-ideologische Zwecke benutzt und mit der klaren Absicht verabschiedet, daß es einen Beitrag zu Ordnung und sozialer Harmonie leistet.

Die Verwaltung des Rentensystems wurde ab 1969 mit Gesetzen über die Rentensysteme für Arbeiter in abhängigen Beschäftigungen (Nr. 18.037) und für selbständige Arbeiter (Nr. 18.038) umstrukturiert. 1970 wurde die Vereinheitlichung des Systems auf normativer, administrativer und finanzieller Ebene erreicht. Die Zahl der Rentenkassen wurde von 13 auf drei reduziert: für Angestellte des Staates und der öffentlichen Dienstleistungsunternehmen, für Beschäftigte von Industrie, Handel und zivilen Aktivitäten sowie für die selbständigen Arbeiter. Das Nationale Renteninstitut wurde aufgelöst und das Sekretariat für Soziale Sicherheit als Leitungsorgan für das System geschaffen.

Diese an den Prinzipien der Rationalisierung und Vereinheitlichung ausgerichtete Reform schaffte vorgezogene Renten und privilegierte Bezüge ab und definierte vier Bezugsklassen: die übliche Rente, Invalidität-, Alters- und Witwenrente. Zudem wurden strengere Altersgrenzen für den Rentenbezug festgelegt.

Die Gewerkschaften setzten der Reform keinen nennenswerten Widerstand entgegen, lediglich die mit den ehemaligen Kassen verbundenen Bürokratien opponierten. Die organisierte Arbeiterbewegung sah keinen Grund, sich weiterhin an der Verwaltung eines immer komplexeren und defizitären Systems zu beteiligen. Dadurch konnte die Reform schnell in die Praxis umgesetzt werden.

Vom wirtschaftlich-finanziellen Standpunkt aus wies die Reform einen offensichtlichen Anfängerfolg auf. Allerdings beruhte das Finanzgleichgewicht auf zwei für die Rentner überaus besorgniserregenden Elementen. Einerseits stieg die Zahl der Mindestbezüge bezogen auf die Gesamtheit der vom System erbrachten Leistungen. Diese Strategie zur Kostensenkung verstärkte die Legalitätskrise, unter der das System bereits litt, da die Begrenzung der Bezüge den legal erworbenen Rechten widersprach und so das System einer künftigen und immer größeren Prozeßwelle aussetzte. Andererseits hatte die Verminderung der Bezüge negative soziale

Auswirkungen, da sie eine wachsende Verwundbarkeit breiter Kreise von Rentnern verursachte.

Die Militärregierungen hoben weiterhin die Rolle des Staates bei der sozialen Fürsorge hervor, ohne daß dies jedoch eine Erhöhung der Steuermittel zur Finanzierung dieser Politik bedeutet hätte. Selbst in den Fällen, in denen die Deckung erweitert wurde – und zwar eher als Konsequenz adäquater Beschäftigungsindexe denn einer Eingliederung historisch ausgeschlossener Gruppen – oder neue Leistungen entstanden, finanzierte sie die Systeme nicht mit neuen Haushaltsmitteln. Das widerspiegelte sich in der Reduzierung des Sozialhaushalts während der gesamten Periode.³¹

Das jetzt zentralisierte System war nicht imstande, die akkumulierten Ungleichgewichte zu evaluieren und noch weniger, langfristige Maßnahmen zu entwickeln, die in Zukunft ein erneutes Defizit verhinderten. Die Krise des Militärregimes, die es dazu zwang, nach einem politischen Ausweg zu suchen, schlug sich allerdings auch in einigen Bestimmungen zum Rentensystem nieder. Kurz vor ihrem Ende verabschiedete die Diktatur im Februar 1973 ein neues Gesetz (Nr. 20.155), das den sozialen Akteuren wieder eine gewisse Beteiligung an der Verwaltung des Rentensystems einräumte. Das Gesetz ermöglichte, daß die Verbände direkt untereinander oder mit öffentlichen, für diesen Bereich zuständigen Institutionen Verträge über eine gemeinsame Verantwortung der Verbände für die soziale Sicherheit abschließen konnten. Dieser Typ von Verträgen erlaubte es den beteiligten Sektoren, bei der bürokratischen Verwaltung des Rentenzahlungsbeginns und der Kontrolle der Beitragszahlungen zu intervenieren und komplementäre Rentensysteme mit zusätzlichen Beiträgen der Arbeiter einzurichten. Trotz einiger Änderungen blieb die allgemeine Struktur der Rentensysteme (obwohl sie nun auf administrativer Ebene relativ zentralisiert waren) durch ihre Schichtung, durch Spezialrentensysteme und eine steigende Hinterziehungsquote charakterisiert.

Ein kurzer Rentenfrühling

Mit der Rückkehr der Justicialistischen Partei an die Regierung – ein kurzes demokratisches Zwischenspiel von 1973 bis 1976 – kam es zu neuen Ansätzen im Rentensystem. Die wichtigste Neuerung war das institutionalisierte, dreiseitige Abkommen zwischen Staat, Kapital und Arbeit als politischer Rahmen für diese Änderungen. Im November 1973 wurde das „Programm für Soziale Sicherheit“ (Programa de Seguridad Social)³² vom Staat, vom Gewerkschaftsbund CGT und

31 Während der peronistischen Phase betrug die Zunahme der öffentlichen Sozialausgaben pro Haushalt 14% im Vergleich zum Niveau zu Beginn der 40er Jahre. Dieses neue Muster blieb während der gesamten justicialistischen Strategie (1945-1955) konstant. Zwischen 1959 und 1972 wies dieser Indikator eine völlig andere Dynamik auf: er sank um etwa 10% im Vergleich zur peronistischen Periode.

32 Unter den wichtigsten Zielen sind zu nennen: a) Erhöhung der Rentenbezüge und Anpassung der Mindestrenten an die Mindestlöhne, b) Zahlung von Familienzuschüssen an Rentner und Pensionäre, c) Erhöhung und Integration der ökonomischen Leistungen für Mutterschaft und Kind mit der medizinischen Versorgung, d) Schaffung einer Arbeitslosenversicherung, e) Ausweitung der Gesundheitsversorgung, f) ... g) Revision der privilegierten Rentensysteme bestimmter Berufsgruppen.

vom Unternehmerverband CGE unterzeichnet. Dieses Programm war Teil des Sozialpakts, der von denselben Akteuren ausgehandelt worden war und die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Regierung inspirierte. Damit begannen die Abkommen über die gemeinsame Verantwortung der Verbände zu funktionieren. Das Wichtigste in dieser Periode ist, daß dank des gewerkschaftlichen Drucks die Beschäftigten in der Landwirtschaft – das schwache Kettenglied ohne eigene Fähigkeit, Druck auszuüben – in das System eingegliedert wurden und somit das Rentensystem tatsächlich nationale Reichweite erhielt. Hatte 1971 die Zahl der Bezugsberechtigten in der Landwirtschaft bei etwa 40.000 stagniert, so stieg sie zwischen 1974 und 1977 von 41.618 auf 62.133.

Im September 1975 wurde ein neues Rentengesetz verabschiedet,³³ das neue Leistungen vorsah und die Zugangsbedingungen vereinfachte. Dieses Instrument hatte allerdings nur eine sehr kurze Lebensdauer, da die neue Militärdiktatur, die die justicialistische Regierung verjagte, das Gesetz aufhob und die Ziele des „Programms für Soziale Sicherheit“ zu Gunsten einer Forderungsbefriedigung aufgab, die die finanzielle Lebensfähigkeit des Rentensystems vernachlässigte.

Die Diktatur begann mit der Durchsetzung eines neuen Akkumulationsmodells in Argentinien. Sie beendete den letzten ernsthaften Versuch, die Politik sozialer Sicherheit als Instrument zum Schutz der Bevölkerung und als effizientes Mittel zur Verminderung der Unterschiede zwischen den sozialen Klassen zu verstehen.

Aus dem Spanischen übersetzt von Jutta Borner

Bezüglich der Finanzierung und Kontrolle sah das Gesetz vor: a) Eliminierung der Hinterziehung, b) Bildung eines einheitlichen Fonds für die soziale Sicherheit, c) Verträge über die gemeinsame Verantwortung von Verbänden zur Verbesserung der Einnahmen der Sozialversicherung. Auf institutioneller und administrativer Ebene enthielt es: a) Aufbau eines einheitlichen Systems sozialer Sicherheit, b) Schaffung eines einheitlichen Leitungsorgans mit administrativer und finanzieller Autarkie, bestehend aus Vertretern der Arbeiter, Unternehmer und des Staates.

³³ Das Gesetz 21.118 sieht den automatischen Rentenbezug vor, wenn der Betreffende eine beidigte Erklärung abgibt, daß er 30 Beitragsjahre hat. Weitere Punkte sind: vorgezogene Rente für Frauen ab 45 Jahre und mit 20 Beitragsjahren, normale reduzierte Rente für diejenigen, die 90% des Alters und die Mindestzahl von Beitragsjahren haben und arbeitslos werden. Die Mindestrente darf nicht unter dem Mindestlohn liegen. Die normale Rente beträgt 70% der Bezüge zum Zeitpunkt der Pensionierung.

Miszelle

Die Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) – ein fast vergessenes Kapitel in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Jochen Weichold

Die Geschichte der vor einem Dreivierteljahrhundert gegründeten Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) (UdHuK, 1921-1925) gehört zu den fast vergessenen Seiten in der Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung. In der Geschichtsschreibung der deutschen Gewerkschaften taucht sie nur hin und wieder als Fußnote auf, und auch der SED-Historiographie zur Arbeiterbewegung paßte sie nicht recht ins Bild. Eine ausführliche Darstellung der Geschichte dieser von der KPD beeinflussten Parallelorganisation zu den freien Gewerkschaften steht nicht zuletzt daher noch aus. Hinzuweisen ist jedoch auf die sehr aufschlußreiche Darstellung über die Entwicklung der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands in der Arbeit von Hans Manfred Bock¹ und in der Dissertation von Larry D. Peterson.² Auf das Verhältnis von KPD und Union geht Lore Heer-Kleinert in einer Studie ein.³ In einigen wenigen anderen Arbeiten finden sich lediglich knappe Beiträge bzw. Passagen zur Union der Hand- und Kopfarbeiter.⁴ Der Gründung der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) ging ein komplizierter Differenzierungs-, Umgruppierungs- und Neuformierungsprozeß innerhalb des anarchosyndikalistisch-unionistischen Lagers voraus, das im Frühjahr 1919 vor allem in den Bergbaugebieten Deutschlands aus Protest gegen die Arbeitsgemeinschaftspolitik der Führung der freien Gewerkschaften und der SPD sowie unter dem Einfluß anarchosyndikalistischer Auffassungen, unionistischer Ideen aus der Tradition der amerikanischen Industrial Workers of the World und linksradikaler Stimmungen entstanden war. Am 30.

1 Siehe Hans Manfred Bock: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923, Meisenheim am Glan 1969, S.179-187, 367-381.

2 Siehe Larry D. Peterson: The Politics and Work of the KPD in the Labor Unions of Rhineland-Westfalia 1920-1924, Ph.-D.-Diss., Columbia University, New York 1978.

3 Siehe Lore Heer-Kleinert: Die Gewerkschaftspolitik der KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1983, besonders S.199-201.

4 Siehe Sachwörterbuch der Geschichte Deutschlands und der deutschen Arbeiterbewegung, Bd. 1, Berlin 1969, S.173, Bd. 2, Berlin 1970, S.669; Eva Cornelia Schöck: Arbeitslosigkeit und Rationalisierung. Die Lage der Arbeiter und die kommunistische Gewerkschaftspolitik 1920-28, Frankfurt/M.-New York 1977; Hartmut Rübner: Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin-Köln 1994, besonders S.40-42; Jochen Weichold: Zwischen Götterdämmerung und Wiederauferstehung. Linksradikalismus im Wandel, Berlin 1989, S.65-67.

März 1919 wurde auf einer Konferenz der revolutionären Bergarbeiter des gesamten rheinisch-westfälischen Industriegebietes in Essen die Allgemeine Bergarbeiter-Union gegründet. Sie entstand, damals gefördert von der KPD, in Konkurrenz zur Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften (FVDG), die aus der lokalistischen Tradition kam.⁵ Die Allgemeine Bergarbeiter-Union führte vom 1. bis 28. April 1919 einen Generalstreik im Ruhrgebiet durch. Die in diesem Streik erlittene Niederlage hatte eine erhebliche Schwächung der Organisation zur Folge. Am 15./16. September 1919 beteiligte sie sich an der Gründung der rheinisch-westfälischen Freien Arbeiter-Union (Syndikalisten) in Düsseldorf. Von den dort anwesenden 105 Delegierten entfielen 46 auf die FVDG und 14 auf die Allgemeine Bergarbeiter-Union.

Trotz der Beteiligung an der Gründung der rheinisch-westfälischen Freien Arbeiter-Union (Syndikalisten) integrierte sich die Allgemeine Bergarbeiter-Union nicht in die syndikalistische Richtung und führte, um das auch äußerlich sichtbar zu machen, zu Freie Arbeiter-Union (FAU) den Zusatz „Gelsenkirchener Richtung“. Hans Manfred Bock schreibt in diesem Zusammenhang: „Einige Monate lang herrschte in der ehemaligen ‚Allgemeinen Bergarbeiter-Union‘ ein unentwirrbares Durcheinander von unionistischen Ideen (Betriebsorganisation, Einheitsorganisation) und syndikalistischer Propaganda.“⁶ Erst mit der Zeit löste sich dieses Durcheinander, die Anarchosyndikalisten behielten die Oberhand, und zeitweise schien eine Vereinigung aller anarchosyndikalistischen Kräfte in der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) möglich.

Die Differenzen zwischen den verschiedenen anarchosyndikalistischen Kräften bestanden jedoch fort, und mit einem eigenen Reichskongreß, der vom 31. Oktober bis zum 2. November 1920 stattfand und auf dem sich ihr die Bergarbeiter-Unionen Mitteldeutschlands und Oberschlesiens anschlossen, vollzog die FAU Gelsenkirchener Richtung einen äußeren Trennungsstrich zur FAUD. Die neu gegründete Organisation zählte nach eigenen Angaben 115.000 Mitglieder, davon etwa 90.000 im Ruhrgebiet. Nach den schweren Streikkämpfen von 1919 und 1920 erlangte die FAU im Ruhrgebiet, obwohl ihr die Tarifhoheit verweigert worden war, zunehmenden Einfluß auf der Ebene der Betriebe. Von ihm zeugten die Resultate der Betriebsrätewahlen vom April 1920, bei denen die FAU mehr als ein Drittel der Mandate erlangen konnte. Bei den Betriebsrätewahlen 1921 im Ruhrgebiet erhielten die Unionisten 91.297 Stimmen (= 26,0 %).⁷

Vom 4. bis 9. September 1921 fand dann in Halle (Saale) der Vereinigungskongreß der FAU Gelsenkirchener Richtung, des 1919 entstandenen Freien Landarbeiter-

5 Siehe zu den LokalistInnen Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland und zur FVDG Bock, *Syndikalismus und Linkskommunismus* (1969), S.23f.; Dieter Fricke: *Handbuch zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 1869 bis 1917* in zwei Bänden, Bd. 2, Berlin 1987, S.1010-1021.

6 Bock, *Syndikalismus und Linkskommunismus* (1969), S.180.

7 Siehe Hans Mommsen: *Soziale Kämpfe im Ruhrbergbau nach der Jahrhundertwende*, in: Hans Mommsen/Ulrich Borsdorf (Hrsg.): *Glück auf, Kameraden! Die Bergarbeiter und ihre Organisationen in Deutschland*, Köln 1979, S.261; Martin Martiny: *Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr vom Scheitern der Räte- und Sozialisierungsbewegung bis zum Ende der letzten parlamentarischen Regierung der Weimarer Republik (1920-1930)*, in: Jürgen Reulecke (Hrsg.): *Arbeiterbewegung an Rhein und Ruhr*, Wuppertal 1974, S.252f.

Verbandes und des 1919 geschaffenen Verbandes der Hand- und Kopfarbeiter zur Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) statt, nachdem die drei Organisationen bereits im Mai 1921 ein Kartell selbständiger Verbände gebildet hatten. Nach Angaben der Roten Gewerkschafts-Internationale (RGI) hatte die neue Union über 150.000 Mitglieder. Dabei brachten der Verband der Hand- und Kopfarbeiter lediglich 6.231 Mitglieder und der Freie Landarbeiter-Verband rund 27.500 Mitglieder in die neue Organisation ein.⁸

Die organisatorischen Veränderungen waren von langwierigen Diskussionen begleitet, in denen marxistisch orientierte mit anarchosyndikalistischen Kräften um den Einfluß in der Organisation rangen. Ab Juni 1920 begannen sich schrittweise, marxistische Positionen durchzusetzen, und ähnlich wie in einigen anderen Ländern vollzog sich ein Transformationsprozeß von einer mehr oder weniger anarchosyndikalistischen Organisation zu einer mit der KPD verbundenen Gewerkschaft. „In unzähligen öffentlichen Versammlungen wurde der syndikalistische Geist gebrandmarkt und eine marxistische Grundlage in der Organisation geschaffen.“⁹ Differenzen mit der Gewerkschaftspolitik der KPD blieben jedoch bestehen und führten dazu, daß im Frühsommer 1921 führende Vertreter der FAU Gelsenkirchener Richtung aus der KPD austraten,¹⁰ sich ihr allerdings später zumeist wieder anschlossen.

Auf dem Gründungskongreß der RGI 1921 gehörten die Delegierten der FAU und anderer Arbeiterunionen zu jenen, die anarchosyndikalistische Positionen durchzusetzen suchten und für die Losung „Heraus aus den [alten] Gewerkschaften“ und für den Gedanken der „Zertrümmerung der Gewerkschaften“ eintraten. Auf dem Vereinigungskongreß zur Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) im September 1921 empfahl der FAU-Führer Arthur Bartels den Delegierten, die Beschlüsse der RGI anzuerkennen, jedoch „nicht weil wir unseren bisherigen Standpunkt für falsch halten“, sondern „weil wir im Interesse der Einigkeit es für notwendig halten“.¹¹

Vom unionistischen Geist waren auch die Beschlüsse des Vereinigungskongresses zur Organisationsstruktur geprägt. Die Union verstand sich als „Einheitsorganisation“, die sich nach dem Räteystem aufbaute und den „Zusammenschluss aller Hand- und Kopfarbeiter ohne Unterschied der Berufe“ erstrebte. Entsprechend der Satzung der Union vom September 1921 waren die Betriebsorganisationen bzw. Zahlstellen die untersten Gliederungen der Organisation. Sie vereinigten sich zu Ortsgruppen, diese wieder zu Unterbezirken und letztere zu Wirtschaftsbezirken. Die Organisation untergliederte sich außerdem in Industriegruppen (Bergbau; Metall). Der Reichswirtschaftsrat (RWR) war das höchste Gremium der Union zwischen den ordentlichen Reichskongressen, die alljährlich stattfinden sollten. Er wurde vom

8 Siehe Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin. Zentrales Parteiarchiv (SAPMO-BArch), I 2/708/87.

9 Warum hat sich die Freie Arbeiterunion Gelsenkirchen der Roten Gewerkschaftsinternationale angeschlossen? In: Die rote Gewerkschafts-Internationale (Berlin), 1921, Nr. 7, S.47.

10 Siehe SAPMO-BArch, I 2/708/85, Bl. 132/133.

11 Ebenda, I 2/708/87, Bl. 44/45.

Reichskongreß gewählt und war diesem verantwortlich. Die Leitung des RWR, in den jeder Wirtschaftsbezirk je einen Delegierten der Industriegruppen entsenden sollte, setzte sich aus zwei Vorsitzenden mit gleichen Rechten, einem Schriftführer und zwei Beisitzern zusammen. Dem Reichskongreß und dem RWR untergeordnet und für ihre Tätigkeit verantwortlich war die Reichszentrale, die aus je einem Vertreter jeder selbständigen Industriegruppe bestand. Sitz der Zentrale war Berlin, später Essen.¹² Ab Juni 1924 hatten die Industriegruppe Bergbau und die Industriegruppe Metall, der auch die übrigen Mitglieder der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands angegliedert wurden, im nur noch lockeren Rahmen der Gesamtorganisation selbständige Leitungen, die in der Folgezeit mehr oder weniger unabhängig voneinander arbeiteten.

Zentrales Organ der Union war von 1921 bis 1924 die Zeitung „Union. Zentralorgan der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation)“, die 1921 eine Auflage von 126.000 Exemplaren hatte. Sie erschien für das Ruhrgebiet zuerst in Gelsenkirchen, ab März 1922 in Essen, später in Bochum, für das mitteldeutsche Industriegebiet in Halle und für Schlesien in Gleiwitz. Lokale bzw. regionale Gliederungen der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands gaben darüber hinaus eigene Presseorgane heraus.

Ihren größten Einfluß hatte die Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands unter den Bergarbeitern und den Metallarbeitern im rheinisch-westfälischen Industriegebiet (hier nicht zuletzt unter Arbeitsimmigranten und Ungelernten),¹³ in Schlesien, in Mitteldeutschland und im Berliner Raum. Von den 130.000 Mitgliedern der Freien Arbeiter-Union (FAU) Gelsenkirchener Richtung, der wichtigsten Vorläuferorganisation der Union, waren Anfang 1921 ca. 115.000 Bergarbeiter.¹⁴ Noch im März 1925, als sich die Union bereits im Niedergang befand, erhielt sie bei den Betriebsrätewahlen im Ruhrgebiet mehr als ein Drittel der gültigen Stimmen.¹⁵

Die zahlenmäßige Entwicklung der Organisation, zu der unterschiedliche Angaben vorliegen, verlief in den wenigen Jahren ihres Bestehens etwa wie folgt:¹⁶

September 1921	ca. 150.000 Mitglieder
1922	162.000 Mitglieder
September 1923	ca. 150.000 Mitglieder ¹⁷

12 Siehe ebenda, I 2/708/87.

13 Siehe Bock, *Syndikalismus und Linkskommunismus*, (1993), S.484.

14 Siehe Warum hat sich die Freie Arbeiterunion Gelsenkirchen der Roten Gewerkschaftsinternationale angeschlossen?, S.48.

15 Siehe Bericht der Bezirksleitung der KPD Bezirk Ruhrgebiet über die Arbeit der Organisation vom 1. März 1924 bis 31. Mai 1925, Berlin (1925), S.11.

16 Siehe Bericht des Vollzugsbureaus der Roten Gewerkschafts-Internationale. An den zweiten Kongreß der revolutionären Gewerkschaften in Moskau, 25. November 1922, Berlin o. J. (1922), S.103; Bundesarchiv Berlin, Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung, 15.07 St 12/39, Bd. 2, Bl. 4; SAPMO-BArch, I 2/708/88; Bericht des Vollzugsbüros der Roten Gewerkschaftsinternationale. An den dritten Kongreß der R.G.I. in Moskau am 5. Juli 1924, Berlin 1924, S.184f.; Bock, *Syndikalismus und Linkskommunismus*, (1969), S.185.

Mitte 1924	80.000 bis 100.000 Mitglieder
Anfang 1925	ca. 20.000 Mitglieder

Die Delegierten des Gründungskongresses der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) verabschiedeten ein Statut, in dem festgestellt wurde, daß die neue Organisation rückhaltlos auf dem Boden des Klassenkampfes stehe und jede Arbeitsgemeinschaft mit dem Unternehmertum ablehne. Ihr Endziel sei die Beseitigung des Kapitalismus und die Errichtung einer „sozialistisch-kommunistischen Bedarfswirtschaft“. Die Union kämpfe um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen, um das volle Mitbestimmungs- und Kontrollrecht innerhalb des gesamten Arbeits- und Produktionsprozesses und um die Wiedereingliederung der Arbeitslosen in den Produktionsprozeß.¹⁷ Auf dem Kongreß der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) vom 1. bis 5. Oktober 1922 in Essen sahen die mehr als 200 Delegierten ihre nächsten und dringenden Aufgaben unter anderem im Kampf für die Erhöhung der Reallöhne und gegen die Teuerung, im Eintreten gegen eine Verlängerung der Arbeitszeit und für die Einführung des 6- bzw. 7-Stunden-Tages, im Kampf für die Erweiterung der Rechte der Betriebsräte und in der „Förderung der Betriebsrätebewegung im Interesse der sozialen Revolution“.¹⁸

Kurze Zeit nach dem Vereinigungskongreß zur Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands im September 1921 schloß sich die Gewerkschaft der RGI an. Die Durchsetzung der politischen Linie der RGI und damit letztendlich derjenigen der kommunistischen Partei in der Organisation war jedoch mit heftigen und langwierigen Auseinandersetzungen mit starken syndikalistischen Bestrebungen und einem „ultralinken“ Gewerkschaftsradikalismus verbunden, die sich immer wieder neu aus dem Protest gegen die reformistische Politik der ADGB-Führung, deren Praxis des Ausschlusses von militanten Gewerkschaftern und aus einer allgemeinen „Anti-Bonzen-Stimmung“ speisten. Besonders dann, wenn dieser Radikalismus neue Nahrung erhielt, verschärfen sich die Spannungen zwischen der KPD-Führung sowie der Union und ihrer Führung²⁰. Zu dieser gehörten Arthur Bartels, Arthur Burkert, Heinrich Görke, Arthur Hammer (1884-1942), Anton Jadasch (1888-1964),²¹ Paul Letsch (1893-1954),²² Max Müller (1899-1977), Johann Prante, Alfred

17 Das Führungsmittglied der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands, Paul Letsch, gab 1950 in seinem Lebenslauf eine Gesamtmitgliederzahl der Union von 365.000 an (SAPMO-BArch, IV/11/V 270, Bl. 1), die – verglichen mit zeitgenössischen Angaben – stark überhöht erscheint.

18 Siehe Union. Zentral-Organ der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation), (Gelsenkirchen), 1921, Nr. 36, S.1; Paul Haase: Die Arbeiterunionen III, in: Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (Berlin), 1922, Nr. 42, S.590-592.

19 Siehe Der Syndikalist (Berlin), 1922, Nr. 42, S.2.

20 Nur von einigen der genannten Führungskräfte ließen sich nähere Angaben zu ihrer Biographie ermitteln.

21 Anton Jadasch war 1922 Gewerkschaftssekretär der UdHuK. Er wurde im Juni 1924 erneut in den Vorstand der UdHuK gewählt und vollzog 1925 gemeinsam mit Gustav Sobottka die Auflösung der Union und die Überführung der Gruppe Bergbau in den Freien Bergarbeiterverband. Nach dem zweiten Weltkrieg war Jadasch ab April 1946 im Auftrag des SED-Parteivorstandes Mitbegründer der Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe, die er als Generalsekretär von 1947 bis 1949 leitete. Siehe Hermann

Schröer (1895-1970), Hubert Serve (auch: Serwe geschrieben, 1898-1966), Gustav Sobottka (1886-1953),²³ Hermann Vogenbeck, August Vollmar, Heinrich Vollmar, Paul Weyer (1887-1943),²⁴ Josef Witt und Wilhelm Zaisser (1893-1958)²⁵.

Weber/Andreas Herbst (Hrsg.): Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, Berlin 2003, S.337f.

22 Paul Letsch war 1920/21 Sekretär des Mitteleuropäischen Büros der Kommunistischen Internationale; an der Wende zu den 20er Jahren einer der Führer des Verbandes der Hand- und Kopfarbeiter und ab 1921 der UdHuK, nach eigenen Angaben zeitweise einer der beiden Vorsitzenden der Union. Nach dem zweiten Weltkrieg war Letsch 1946/47 Erster Bürgermeister in Berlin-Mitte, ab 1947 Geschäftsführer verschiedener Verlage und zuletzt Leiter des Verlages Das Neue Berlin. Siehe SAPMO-BArch, I 2/708/86-88, IV 2/2.1/189, Bl. 4 und IV 2/11/V 270; Bundesarchiv Berlin, Reichssicherheitshauptamt, Abteilung IV, St 3/232, Bl. 152; Neues Deutschland (Berlin) vom 15.10.1954 und 17.10.1954.

23 Gustav Sobottka gehörte zu den Mitbegründern der UdHuK und war bis 1925 Leiter der Industriegruppe Bergbau der UdHuK. Er vollzog 1925 gemeinsam mit Anton Jadasch die Auflösung der Union und die Überführung der Gruppe Bergbau in den Freien Bergarbeiterverband. Faktisch parallel dazu war Sobottka von 1921 bis 1928 Leiter der Industriegruppe Bergbau in der Gewerkschaftsabteilung der Zentrale bzw. des ZK der KPD. 1928-1935 wirkte er als Leiter (Generalsekretär) des Internationalen Komitees der Bergarbeiter, 1935-1938 als Leiter des Sekretariats für internationale Verbindung der Bergarbeiter-Gewerkschaften bei der RGI, später beim Zentralrat der sowjetischen Gewerkschaften. Nach dem zweiten Weltkrieg war Sobottka 1945 Landessekretär der KPD Mecklenburg, 1945-1947 Vizepräsident und 1947/48 Präsident der Zentralverwaltung der Brennstoffindustrie der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, 1948-1951 Leiter der Hauptverwaltung Kohle zunächst bei der Deutschen Wirtschaftskommission und seit 1949 im Ministerium für Schwerindustrie der DDR. Personalunterlagen, Nachlaß und Erinnerungsbericht befinden sich in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch, IV 2/11/V 412, NL 8 bzw. EA 1119). Zur Biographie siehe SAPMO-BArch, I 2/708/21, 88 und 89; Bundesarchiv Berlin, Reichssicherheitshauptamt, Abteilung IV, St 3/230, Bl. 241, Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung, 15.07 St 12/39, Bd.1, Bl. 275; Hermann Weber: Die Wandlung des deutschen Kommunismus, Frankfurt/M. 1969, Bd. 2, S.308; Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon, Berlin 1970, S.434f.; Helga Albert: Gustav Sobottka. Lebensbild eines Kommunisten, Bergarbeiters und Staatsfunktionärs, phil. Diss., Berlin 1977; Schöck, Arbeitslosigkeit und Rationalisierung, S.201; Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd. I: Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben, München 1980, S.707; Helmut Müller-Enbergs/Jan Wielgohs/Dieter Hoffmann (Hrsg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon, Berlin 2000, S.803f.; Weber/Herbst (Hrsg.), Deutsche Kommunisten, S.745-747.

24 Paul Weyer war in der ersten Hälfte der 20er Jahre Leiter des Wirtschaftsbezirks Berlin-Brandenburg der UdHuK, dann bis 1929 des ultralinken Deutschen Industrie-Verbandes (DIV). Er wurde 1924 wegen „parteischildigenden Verhaltens“ aus der KPD ausgeschlossen. 1929 beantragte er die Wiederaufnahme in den Deutschen Metallarbeiter-Verband und in die SPD und soll in der Folge bis 1933 verschiedene Gewerkschaftsfunktionen innegehabt haben. Siehe SAPMO-BArch, I 2/708/21 und I 2/708/88 sowie im Bestand des ehemaligen Zentralarchivs des FDGB den Nachlaß [Max] Ulrich, Nr. 31 (SAPMO-BArch, NL 54); Bericht über die Verhandlungen des Vereinigungsparteitages der U.S.P.D. (Linke) und der K.P.D. (Spartakusbund). Abgehalten in Berlin vom 4. bis 7. Dezember 1920, Berlin 1921, S.273; Bericht über die Verhandlungen des III. (8.) Parteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands (Sektion der Kommunistischen Internationale). Abgehalten in Leipzig vom 28. Januar bis 1. Februar 1923, Berlin (1923), S.445; Weber, Wandlung, Bd. 2, S.341f.; Rüdiger Zimmermann: Der Leninbund. Linke Kommunisten in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978, S.133; Weber/Herbst (Hrsg.), Deutsche Kommunisten, S.863f.

25 Wilhelm Zaisser war ab April 1922 Mitglied der Reichsleitung der UdHuK und Hauptkassierer der UdHuK. Nach dem zweiten Weltkrieg wirkte er von 1948 bis 1950 als Innenminister und stellvertretender Ministerpräsident des Landes Sachsen und von 1950 bis 1953 als Minister für Staatssicherheit der DDR. 1953/54 wurde Zaisser wegen angeblicher „partei-feindlicher fraktioneller Tätigkeit“ aus dem Politbüro, aus dem ZK und schließlich aus der SED ausgeschlossen. Der Nachlaß

Das Eigeninteresse an Erhalt und Stärkung der Union (insbesondere durch Aufnahme der aus den ADGB-Verbänden Ausgeschlossenen und durch Herausziehen der revolutionär gesinnten Kräfte aus den freien Gewerkschaften) kollidierte – ungeachtet syndikalistischer und antigewerkschaftlicher Tendenzen in der KPD und ihrer Führung selbst²⁶ – mit der seit Herbst 1919 offiziell von der KPD propagierten Linie der „Revolutionierung der [alten] Gewerkschaften“ und der Bestrebungen zur Überwindung der organisatorischen Zersplitterung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Ausgehend von der Idee der „Einheitsorganisation“ erkannten führende Funktionäre der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands – obwohl Mitglieder der KPD – die Beschlüsse der KPD in der Gewerkschaftsfrage nicht an.²⁷ Für die realistischeren Kräfte in der KPD dagegen war die Union zumeist ein ungeliebtes Kind, das der angestrebten „Revolutionierung“ der freien Gewerkschaften im Wege stand.²⁸

Auf dem 2. Kongreß der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) im Oktober 1922 wurden die Frage, ob die Union eine Universalorganisation sein solle, die nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den politischen Kampf zu führen habe, das Verhältnis der Union zu den freien Gewerkschaften und zu deren Aktionen sowie die Frage des organisatorischen Aufbaus der Union offenbar erneut heftig debattiert.²⁹ Die einstimmig angenommene Resolution stellte einen Kompromiß dar, der weitere Auseinandersetzungen programmierte: „Zwischen der Kommunistischen Partei und den revolutionären Gewerkschaften sowie der revolutionären Opposition innerhalb der reformistischen Gewerkschaften besteht das Verhältnis einer engen Arbeits- und Kampf-gemeinschaft“, hieß es. Die Union „verpflichtet sich, jede Arbeit dieser Opposition zur Revolutionierung der Gewerkschaften mit allen Kräften zu unterstützen. Sie wird im Einvernehmen mit der Partei alles tun, um die revolutionären Elemente in den Gewerkschaften zu halten.“ Aber: „Umgekehrt muss die KPD ein Interesse daran haben, dass die Union in ihrer Entwicklung revolutionär erstarke und die vor ihr stehenden Aufgaben mit Unterstützung der Partei im Interesse der gesamten revolutionären Bewegung erfolgreich löst.“³⁰ Um diese beiden zentralen Fragen ging es im Prinzip auch in den folgenden Jahren immer wieder in den endlosen Diskussionen zwischen KPD und Union.

befindet sich in der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch, NL 277). Zur Biographie siehe SAPMO-BArch, I 2/708/87; Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Biographisches Lexikon, S.495f.; Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration, S.842; Wer war wer in der DDR. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1992, S.503f.; Wilfriede Otto/Gerhard Lauter: Wilhelm Zaisser: Zwischen Parteibefehl und Bannbulle, in: DISPUT, 1993, H. 12, S.12-15; Wilfriede Otto: Zwischen Parteibefehl und Bannbulle, in: Neues Deutschland (Berlin) vom 19./20.6.1993; Weber/Herbst (Hrsg.), Deutsche Kommunisten, S.891f.

26 Siehe Hermann Weber: Die Wandlung des deutschen Kommunismus, Bd. 1, Frankfurt/M. 1969, S.69f.; Ossip K. Flechtheim: Die KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1969, S.209f.

27 Siehe SAPMO-BArch, IV 2/11/V 412, Bl. 19.

28 Siehe Heer-Kleinert, Die Gewerkschaftspolitik der KPD in der Weimarer Republik, S.199.

29 Siehe Internationale Presse-Korrespondenz (Berlin), 1922, Nr. 198, S.1329f.

30 Zit. nach: Der Syndikalist, 1922, Nr. 42, S.2.

Als Ende 1923 in Walsum eine Funktionärskonferenz der Union beschlossen hatte, die Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands (Räteorganisation) aufzulösen und einen „Industrieverband für Berg und Hütte Deutschlands“ zu gründen, konstatierte die „Kölnische Zeitung“ Anfang 1924, daß seit Bestehen der Union unter der Oberfläche eine Krise geschwelt hatte: In der Union bekämpften sich die eigentlichen Unionisten, die gegenüber der kommunistischen Partei freie Hand behalten wollten, die Kommunisten, die Syndikalisten und die Anarchisten.³¹

Die Auseinandersetzungen mit anarchosyndikalistischen und anarchistischen Auffassungen einiger Führer der Union und ihrer Anhänger, die auf dem Standpunkt der Zerstörung der bestehenden „reformistischen Gewerkschaften“ beharrten, Anfang März 1924 in Essen einen eigenen Reichskongreß durchführten und zugleich der KPD-Führung vorwarfen, die Union liquidieren zu wollen, führten schließlich im Verlauf des Jahres 1924 zum Ausschluß dieser Kräfte. Die ausgeschlossene Minorität der Union der Hand- und Kopfarbeiter Deutschlands um Paul Weyer bildete Ende 1924 den Deutschen Industrie-Verband (DIV), der jedoch bedeutungslos blieb.

Entsprechend dem Beschluß des III. Kongresses der RGI vom Juli 1924 und dem Beschluß des Berliner Parteitagés der KPD vom Juli 1925 über die Verschmelzung aller Sonderorganisationen mit den entsprechenden Verbänden des ADGB löste sich die Union, durch die Auswirkungen der beginnenden wirtschaftlichen Stabilisierung in Deutschland sowie durch politische und persönliche Streitigkeiten ohnehin geschwächt,³² bis zum Herbst 1925 im wesentlichen auf.³³ Ein Teil der Mitglieder schloß sich in den folgenden Monaten den Ortsgruppen des ADGB an.³⁴ Damit ging ein eigenwilliges Kapitel in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu Ende.

31 Eine neue kommunistische Organisation. Auflösung der Union, in: Kölnische Zeitung vom 4.1.1924. Abschrift in: SAPMO-BArch, I 2/708/88, Bl. 53.

32 Siehe SAPMO-BArch, I 2/708/88.

33 Bereits am 17. Juli 1924 hatte eine Reichskonferenz der kommunistischen Parteifunktionäre und der Vertreter der selbständigen Verbände (darunter auch der Union) mit 370 gegen eine Stimme beschlossen, die Losung „Hinein in die Gewerkschaften!“ zu verwirklichen, und gegen eine Minderheit den Beschluß gefaßt, die selbständigen Verbände wieder in die freien Gewerkschaften zu überführen. Siehe Weber, *Die Wandlung des deutschen Kommunismus*, Bd. 1, S.98.

34 Nach einem Polizeibericht aus Gelsenkirchen vom 11.11.1925 betrug die Zahl der erfolgten Übertritte zum ADGB im gesamten Ruhrgebiet rund 3.800, für Mitteldeutschland und Schlesien hingegen nur einige hundert. Siehe Bundesarchiv Berlin, Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung, 15.07 St 12/39, Bd. 2, Bl. 55. Eine große Anzahl von Mitgliedern der Union, die mit ihrer Beitragszahlung nicht auf dem laufenden waren, konnte sich nur als neue Mitglieder in die Verbände des ADGB aufnehmen lassen. Siehe SAPMO-BArch, I 3/18-19/1, Bl. 50. – Reste der Union existierten noch 1929. Siehe SAPMO-BArch, I 2/708/89.

Dokumente

Aus Briefen Käte und Hermann Dunckers aus den Jahren 1939 bis 1947 (Teil 1)

Heinz Deutschland

Käte und Hermann Duncker, zwei prominente Vertreter des linken Flügels der deutschen Sozialdemokratie und bereits vor dem Ersten Weltkrieg militante Kriegsgegner, gehörten seit Beginn des Krieges zu den entschiedensten Kämpfern gegen die Burgfriedenspolitik. Ihre Antikriegsaktivitäten werden in allen einschlägigen Dokumentationen und Darstellungen beschrieben und gewürdigt. Käte und Hermann Duncker haben die unmittelbaren Auswirkungen des Krieges auf die eigene Familie und die Gesellschaft erlebt und durchlitten und sich frühzeitig auch über die zu befürchtenden Langzeitfolgen dieses Völkermordens Gedanken gemacht.¹ Das hat ihre Haltung und ihre Aktivitäten in der Nachkriegsperiode bestimmt. Sie waren und blieben entschiedene Kriegsgegner. Als konsequente Antifaschisten sind sie jedoch, nachdem es nicht gelungen war, den von Hitler und den hinter ihm stehenden Kräften entfesselten Zweiten Weltkrieg zu verhindern, mit den ihnen verbliebenen Möglichkeiten und Kräften für die militärische Niederlage Hitler-Deutschlands als Voraussetzung für einen antifaschistisch-demokratischen Neubeginn eingetreten. Das belegt eine beträchtliche Anzahl von Briefen² und anderen Dokumenten³ aus den Jahren des Zweiten Weltkriegs, die noch einer Aufbereitung und Auswertung harren.

1 Geplant ist 2005 eine Publikation: Briefwechsel zwischen Käte und Hermann Duncker in den Jahren des Ersten Weltkrieges (August 1915 – Oktober 1917).

2 Es handelt sich um 144 Briefe (oftmals von mehreren Tagen mit zehn und mehr Seiten) von Hermann Duncker an seine Frau Käte und seinen Sohn Karl sowie 44 Briefe von Käte Duncker von Juni 1940 bis August 1941 (die Briefe Käte Duncchers an ihren Mann von April 1938 bis Mitte Juni 1940 sind bei der Flucht Hermann Duncchers aus Paris verlorengegangen). Hinzu kommen ca. 200 Briefe an Verwandte, Genossen und Freunde, die z. T. als Originale oder als Kopien vorhanden sind.

3 Es handelt sich dabei um die Aufzeichnungen Hermann, aber auch Käte Duncchers etwa aus den Jahren 1943 bis 1946. Für Hermann Duncker sind diese annähernd 1000 Manuskriptseiten und z. T. druckreife Artikel umfassenden Aufzeichnungen zusammengefasst in: SAPMO-BArch NY 4445/34-38. Hier können nur einige der dort erörterten Probleme – anhand der jeweiligen Überschriften – aufgeführt werden: Zur Erziehung des deutschen Volkes; Das „andere“ Deutschland (Aufgaben des jüdischen Sozialisten); Was sind die Probleme für einen nachdenkenden jungen Menschen; Die fünf Freiheiten; Zur humanistischen Religion; Marxismus und Antifaschismus; Die nachfaschistische Periode der bürgerlichen Gesellschaft; Zur Frage des Zusammengehens der verschiedenen antifaschistischen Richtungen; Die neue Geschichtsperiode seit dem Weltkrieg; Grundsätze für antifaschistische Einigung; Aufgaben der deutschen Antifaschisten und Demokraten; Zu Fragen der Demokratie (73 Blatt); Zehn Sätze zum Krieg (auch in engl. Fassung; Towards a definition of „War“. Ten propositions.); Zehn Gebote des Humanismus (The ten commandments of Humanism); Ist das deutsche Volk unschuldig?; Zur Frage der Mitschuld des deutschen Volkes; Die Mitschuld an den Naziverbrechen; Thesen zum Sozialismus in Europa; Die

Aus diesem Konvolut werden hier einige Auszüge aus Briefen bzw. vollständige Texte aus den Jahren 1939 bis 1947 als Beitrag zum 60. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkriegs und des Sieges über den Faschismus vorgelegt.

Die Dokumentation setzt unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkriegs, dem Überfall Hitler-Deutschlands auf Polen, ein.⁴ Die Briefe aus dieser Zeit widerspiegeln jenen Zustand zwischen Hoffnung und Bangen, zwischen Gewißheit und Ratlosigkeit, in dem sich die Mehrzahl der deutschen Antifaschisten in jenen Wochen allerorten mehr oder weniger befunden haben dürfte. Symptomatisch und gewissermaßen exemplarisch sind die ambivalenten Bemühungen Hermann Dunckers, den deutsch-sowjetischen Vertrag vom 23. August 1939 zu verstehen, sich seine Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit zu begründen. Um so knapper und vernichtender dann das Urteil über den Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 und seine Konsequenzen.⁵

Es folgen Stimmungsbilder, Momentaufnahmen vom Alltag der Exilanten nach Kriegsbeginn - Hermann Dunckers in Frankreich⁶ und Käte Dunckers in den USA. Die Belastungen des Exils wurden noch dadurch verschärft, daß Dunckers gerade in dieser Situation zwei außerordentlich schwere persönliche Schicksalsschläge hinnehmen mußten. Am 22. März 1938 war ihr Sohn Wolfgang in Moskau verhaftet und kurze Zeit später ohne Beweise aufgrund des berüchtigten § 58 Punkt 6 zu acht Jahren Arbeitslager verurteilt worden; am 23. Februar 1940 hatte der Sohn Karl in den USA den Freitod gewählt. Besonders Käte Duncker war nach dem

englische Revolution von 1945 (zu den Ergebnissen der Wahlen in England): Zur Einheit der Arbeiterbewegung (170 Blatt); Sieben Grundregeln für Linksblokkpolitik; Fragen an die Jugend; Einleitung zu einer politischen Fibel.

Von Käte Duncker haben sich Aufzeichnungen zu folgenden Problemen erhalten: What to do with Gemany's Youth?; What to do with Hitler when he is beaten?; The way to an lasting peace. Alle drei Manuskripte waren, wie ein Briefentwurf an den Editor der New York Times vermuten läßt, zur Publikation vorgesehen. Der dritte Beitrag ist handschriftlich mit Kate Hermann gezeichnet. Eine Veröffentlichung konnte nicht nachgewiesen werden (SAPMO-BArch NY 4445/234). Ein beträchtlicher Teil der Aktivitäten von Hermann und auch von Käte Duncker und des Einflusses, den diese legendären „Wanderlehrer“ nach ihrer Rückkehr nach Deutschland vor allem auf junge Menschen ausüben konnten, erklärt sich wohl auch aus diesen, auf umfassenden Kenntnissen und aus reichen Erfahrungen gespeisten geistigen Vorarbeiten.

4 Da in dieser Einleitung nicht auf alle notwendigen biographischen Daten und auf alle Etappen des Exils von Käte und Hermann Duncker eingegangen werden kann, ist am Schluß von Teil 2 eine knappe Chronik angefügt.

5 Obwohl Hermann Duncker seine von vielerlei äußeren Faktoren beeinflussen Überlegungen und Urteile wiederholt als „Gedankensplitter“ (z. B. Briefe v. 13., 17. u. 28. 10. 1939) bezeichnete, haben sich seine in den Briefen getroffenen Einschätzungen wesentlicher Ereignisse und Prozesse als durchaus zutreffend erwiesen.

6 Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Aufenthaltsgenehmigung für Hermann Duncker bereits vor Beginn des Krieges und auch in den Monaten danach nur immer für kurze Zeit verlängert wurde, so z. B. vom 27. Juni bis 10. August und von 11. August bis 30. September 1939 usw.

7 Siehe dazu Mario Keßler: Hermann Duncker (1874-1960). Ein Beitrag zu einer Biographie, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 2001, H.7-8, S.1-30; Heinz Deutschland: Hermann Duncker – zum Umgang mit linkem Erbe, in: ebenda, S.32-58.

völlig unerwarteten Tod ihres Sohnes mittellos und ganz auf sich allein gestellt.⁸ Dennoch unternahm sie in dieser fast aussichtslosen Lage alles in ihren Kräften stehende, um ihrem nach Südfrankreich geflohenen mittel- und hilflosen Mann eine Einreise in die USA bzw. nach Mexiko zu ermöglichen. „Die Hoffnung, noch etwas für Hermann und die Kinder zu tun“, schrieb Käte Duncker am 7. März 1940, „ist's allein, was mich aufrecht hält.“⁹

Hermann Duncckers schlimmste und hoffnungsloseste Zeit im Exil begann mit seiner Flucht aus Paris im Juni 1940, die ihn über Agen nach Marseille und von dort nach Marokko verschlug, bis er schließlich am 24. September 1941 in den USA eintraf. Über den folgenden Abschnitt gibt Käte Duncckers „Fortsetzungsbrief“ an ihre Tochter Hedwig und die Enkelkinder Auskunft. Aufmerksamkeit verdienen dabei u. a. die Namen der Exilgenossen, die von Käte Duncker genannt werden. Hier wird sichtbar, daß Freundschaften bzw. Verbindungen, die infolge der politischen Auseinandersetzungen der Vergangenheit zerbrochen bzw. zerrissen waren, wieder auflebten bzw. neu geknüpft wurden. Diese Aufzeichnungen sind zugleich geprägt von der Sorge um die verbliebenen Lieben, aber auch - angesichts der Verbrechen des Hitlerregimes - von der Sorge um das Schicksal Deutschlands und der Deutschen nach dem wünschenswerten und unvermeidlichen Sieg der Antihitler-Koalition. Ein besonders wichtiges und ergreifendes Dokument ist Käte Duncckers Brief vom 8. Mai 1945.

Von Interesse sind die intensiven und weitreichenden Überlegungen vor allem Hermann Duncckers, aber auch von Käte, über Chancen für und Wege zu einer neuen Nachkriegsordnung, in der „die Dreieinigkeit von Demokratie, Sozialismus und Humanismus [...] die leitende Vision sein [sollte]“¹⁰.

Gleichzeitig kreisten nun alle Gedanken nur noch um die baldige Rückkehr nach Deutschland und den Wunsch, neben dem ersehnten Wiedersehen mit Kindern, Enkelkindern, Genossen und Freunden, „soweit unsere alten Kräfte noch ausreichen, an der Umerziehung der deutschen Jugend mitzuhelfen, deren Geist und Herz durch die Nazis so fürchterlich verzerrt und verkrüppelt worden ist“¹¹.

8 In einem Bewerbungsschreiben Käte Duncckers heißt es (Rückübersetzung aus dem Englischen): „Als ich (im Feb. 1939) hier [in den USA] ankam, lebte ich zuerst bei meinem Sohn Dr. Karl Duncker, der als Dozent für Psychologie am Swarthmore College, Pennsylvania, tätig war. Nach dem Tod meines Sohnes (im Febr. 1940) lebte ich von April bis Juni bei Mr. u. Mrs. Murray in Vienna, Virginia, teils selbst zahlend, teils als Hilfe in Haus und Garten; von Juli bis August auf einer Obstfarm teils zahlend, teils als Hilfskraft bei der Obst- und Gemüseernte; von September bis Dezember war ich ohne Bezahlung bei den Geschwistern Philips als Pflegerin ihrer alten Mutter engagiert; von Januar bei Mai 1941 betreute ich für \$ 5 die Woche den 87jährigen Vater der Familie Hockessin. Danach war ich von Mai bis September 1941 als Gast von Miss Eleonor Bontecou. [...] Ich spreche Deutsch und Englisch und kann Französisch lesen. Ich bin eine gute Lehrerin und möchte sehr gern Deutschunterricht geben. Ich könnte aber auch Vorträge über die politische und ökonomische Entwicklung in Deutschland in den letzten 50 Jahren halten. Ich kann aber auch als Haushaltshilfe arbeiten (keine Kenntnis der amerikanischen Küche), ich kann flicken und Kinder (nicht zu kleine) betreuen und alte Menschen versorgen (außer Geistesranke)“ [Original English]. (SAPMO-BArch NY 4445/221).

9 Brief von Käte Duncker an Hedwig Weiss (1880-1974), Basel, die Mutter ihrer Schwiegertochter Erika Duncker, geb. Weiss. (SAPMO-BArch NY 4445/167).

10 Hermann Duncker in seinem Brief an Sophie Ludwig vom August 1946.

11 Käte Duncker in ihrem Brief vom 20. Juni 1945.

Um gerade auch dieses Anliegen zu dokumentieren, wurde in dieser Dokumentation der Bogen bis zum Frühjahr 1947, dem Zeitpunkt der Rückkehr von Käte und Hermann Duncker nach Deutschland, gespannt. Angesichts des Umfangs der vorliegenden Dokumente mußte ausgewählt und, bis auf wenige Ausnahmen, stets gekürzt werden. In die Anmerkungen wurden, neben den Quellenverweisen, zusätzliche Informationen aus Briefen aufgenommen. Orthographie und Interpunktion wurden vereinheitlicht, Schreibfehler stillschweigend korrigiert, alle Auslassungen angezeigt [...] und notwendige Ergänzungen in [] gesetzt.¹²

Dokumente

Hermann an Käte Duncker:

[Paris] 27.5.1939. [...] Der Fall von Prag hat den Überimperialismus von Hitler so offenbart, daß ein demokratischer Block möglich wird. Und dann ist dieser Block unbedingt stärker. [...] Und nur die Drohung dieses Blocks kann vielleicht noch den Weltkrieg verhindern. Wenn die Welt faschistisch würde, würde der Krieg sicher das Wesenselement sein. Faschismus ist totale Aggressivität! Gewissermaßen per definitionem.

11.6.[1939] [...] Daß jetzt wieder Werbegesänge um Hitler ertönen, ist bitter. War ich zu großer Optimist? Ich bin aber doch eigentlich immer Skeptiker gewesen. Die Kapitalinteressen wiegen schwerer als nationale Interessen, das dürfte mir eigentlich bekannt sein. Dann darf man sich auch über Chamberlain nicht wundern. [...]

30.6.[1939] [...] Ich soll also heute gefeiert werden.¹³ Warum? Nun, man ehrt dort die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, und so will ich es gelten lassen. [...] Es waren über 50 Freunde da. Kisch, Pohl und Schmidt sprachen und ich. Leonhard Frank, Budzislowski, Schreiner, Anna Seghers und viele andere waren auch da. Ich war sehr gerührt.

¹² Ich danke den Enkeln von Käte u. Hermann Duncker, Monika Köhler, Dr. Dagmar Kaltenhäuser und Boris Duncker, für ergänzende Angaben zum familiären Umfeld sowie allen Kollegen, die ich konsultiert habe, für ihre Hinweise.

¹³ Hermann Duncker war am 24. Mai 1939 65 Jahre alt geworden. Die Pariser Parteiorganisation der KPD hatte diesem Jubiläum des einstigen Mitbegründers der Partei offiziell keinerlei Referenz erwiesen. „Heute habe ich den halben Tag im Walde (bois de Vincennes) gelegen (mit Hans und Grete Cohn)“, hatte Hermann Duncker am 24.5. an seine Frau geschrieben. Er war zu diesem Zeitpunkt, nicht zuletzt wegen der Verhaftung seines Sohnes in Moskau, politisch relativ isoliert. Damals und auch später kümmerten sich vor allem Hans und Grete Cohn, Lotte Schwarz (siehe Anmerkung 25 u. 28), Katja und Erich Arendt um Hermann Duncker. Die kleine private Feier zu Hermann Duncckers Geburtstag wurde von Genossen und Freunden organisiert. Ein Bericht über diese Feier mit einer Zeichnung von Johannes Wüsten, erschienen in „Deutsche Volkszeitung“ Nr. 28 vom 9.7.1939, S.7, ist abgedruckt in: Er trug die Flamme des Sozialismus in viele Herzen, Bernau 1984, S.91f, das Duncker Porträt auch in: Johannes Wüsten, Pseudonym Peter Nikl, Berlin 1987, S.243. Von Hans und Grete Cohn, die 1942 zuerst nach Mocambique verschlagen wurden und sich 1944 in Haifa niederließen, haben sich zahlreiche Briefe an Hermann Duncker bis zum Jahr 1957 erhalten (SAPMO-BArch NY 4445/170). Danach kam es in Berlin noch zu mehreren persönlichen Begegnungen.

22.7.[1939] [Albert] Schreiner hat ein wirklich famoses Buch geschrieben, das sich eingehend mit der Wehrpsychologie des 3. Reichs auseinandersetzt.¹⁴ [...] Schreiners Buch müßt Ihr lesen. Ich will versuchen, es Euch zu schicken. Es muß Dich interessieren. Ich bin sehr begeistert von dem Buch. Man sollte es in Millionen Exemplaren in die Köpfe schießen können. [...]

25.7.[1939] [...] Ich meine auch, daß [angesichts] der Zuspitzung der Dinge die Welt nachdenken lernen muß: ein Weltkrieg von wahnsinnigem Ausmaß. Totales Aufgebot der Bevölkerung, totaler Kriegsschauplatz, totaler Vernichtungswille, totaler Weltbeherrschungswille, totale Unterordnung der Politik unter den Krieg – das ist der **totale Krieg**, wie Hitler ihn will, und daran muß er zugrunde gehen. [...]

5.8.[1939] [...] Eben höre [ich] den deutschen Sender aus London, [der] über die großen Kriegsvorbereitungen in Deutschland berichtet. 1 700 000 [Mann] stehen schon unter Waffen. In Kürze werden es zwei Millionen sein. Englands Aufrüstung ist aber auch gewaltig. [...] Jetzt ist eine riesen-landwirtschaftliche Ausstellung in Moskau eröffnet. 1923 wurde in der SU der erste Traktor produziert, jetzt sind es 500 000. Ach Liebes, ich weiß, was Du denkst, ich denke es auch, aber man muß das Persönliche von dem Generellen trennen. Man muß! Der stärkste Friedensposten der Welt ist es doch und das größte soziale Laboratorium der Welt. Und ich habe auch persönlich alle Hoffnung für W[olfgang].

15.8.[1939] [...] Die politische Situation ist ja ungeheuerlich gespannt. Ich bin himmelhochjauchzend zu Tode betrübt. Was bringt die nächste Woche? Der Langmut der Demokratien fällt einem noch mehr auf die Nerven als Hitlers Tollheiten. [...]

21.8.[1939] [...] Liebe, wie schön, daß Du bei Karl bist. Das ist mein Morgen- und Abendgebet.¹⁵ [...] Du, eben las ich [die] Besprechung von Martha Dodd, *My years in Germany*.¹⁶ Das mußt Du lesen, denke ich. Du, wenn Du an den Kriegsbeginn 1914 denkst, wie hat doch Deutschland durch das österreichische Ultimatum an Serbien den Krieg provoziert und wie [hat] es ihn umgelogen in einen Verteidigungskrieg! Das hat es jetzt nicht so leicht. Und Frankreich und England stehen heute auch viel enger zusammen als noch im Juli 1914. Aber ich bin mir doch klar, daß bei dem ungeheuerlichen Propagandaapparat auch jetzt noch die öffentliche Meinung in Deutschland im Kriegsbeginn mit Hitler geht. Man darf sich da nicht täuschen. Aber sicher hält die „öffentliche Meinung“ nicht vier Jahr durch! [...]

Wenn es zum Zweiten Weltkrieg kommt (der ja in Spanien und China bereits angefangen hat), wird es ein furchtbarer Preis sein, den die Welt für die Befreiung

14 Albert Schreiner: Vom totalen Krieg zur totalen Niederlage Hitlers, Paris 1939.

15 Bezieht sich auf den Entschluß Käthe Dunckers, von der Besuchsreise zu ihrem Sohn nicht, wie ursprünglich geplant, wieder nach Deutschland zurückzukehren (siehe Chronik: 4.5.1939).

16 Es handelt sich um die in London 1939 erschienene und sofort vergriffene Ausgabe. Auch die wenig später in den USA veröffentlichte Ausgabe wurde zum Bestseller. Martha Dodd: *Trough Embassy Eyes*, New York 1944. In deutscher Sprache legte der SWA-Verlag 1946 u. 1947 zwei Ausgaben der Reportage von Martha Dodd unter dem Titel „Aus dem Fenster der Botschaft“ vor. Siehe dazu auch: William E. Dodd: *Diplomat auf heißem Boden*, Berlin 1961.

vom Faschismus zahlen muß. Aber die Niederlage Hitlers ist absolut sicher. (Wie viel leichter hätte man es gehabt, wenn man die Tschechei nicht preisgegeben hätte.) Leb wohl und innige Grüße an Karl. Laßt bald wieder von Euch hören. Wäre ich 25 Jahre jünger, hätte ich mich schon zur französischen Armee gemeldet. So kann ich nur geistig gegen Hitler mobilisieren. Könnte ich doch besser Französisch. Lebwohl, es hat Euch lieb der alte Einäugige¹⁷.

22.8.[1939]¹⁸ Na, das ist ein Tag! Auf diesen Zug im weltpolitischen Schachspiel hatte ich nicht gerechnet. Und doch, wer ist der Blamierte? Hitler stellt sich der Welt als Preisfechter gegen die SU vor. Stalin erklärte sich immer für Nichtangriff. Mehr beinhaltet der deutsch-sowjetische Vertrag auch nicht. Und der schließt den Dreivertrag absolut nicht aus.

Ein Brief kündigt Mac Leod¹⁹ für den 28. 8. hier an. Er will [Albert] Schreiner auch sprechen.

Ja, es ist ein hohes Spiel, das da gespielt wird. Um Hitler zu zersetzen, werden Vertrauensmomente riskiert. Aber man soll nicht urteilen, ehe man nicht den Inhalt usw. kennt. Morgen wird die Welt Kopf stehen. Es kommt aber auf „Übermorgen“ an.

23.8.[1939] Ich glaube doch, daß es ein gewagter Zug der SU war. Die Faschisten sind in totaler Bestürzung – und die Demokraten müssen endlich ihren Friedenspakt [unleserlich]. Wenn Hitler glaubt, die US aus dem Dreiervertrag herauszumanövrieren, wird er sich arg schneiden. Und so ist Hitler der Blamierte.

Übrigens wird in der Columbia Universität ein Kongreß zur Erziehung zur Demokratie abgehalten, das könnte sehr interessant sein. Gibt es einen guten Bericht darüber? In meinem Zimmer steht ein großer Strauß roter Rosen, die mir jugendliche Freunde gestern überreichten (letztes Echo von meinem Geburtstag. Alle Achtung!) Ich sprach über Erinnerung an 1914. [...]

24.8.[1939] Ich gestehe, daß ich heute beklommener in die Zukunft sehe. Was will werden? Glaubt Hitler wirklich, Rückendeckung zu haben? [...]

Vielleicht ist es die moralische Seite, die Stalin nicht einkalkuliert hat. Diese heimliche Abmachung²⁰ neben den anderen offenen. Das hat zweifellos viele aufgeregt. Obgleich eine Abmachung für Nichtangriff sicher einen Friedenszweck hat, wie [sich] zeigt. Wer – wen? Das ist jetzt die Frage in dem Duell Hitler-Stalin. Ich erwarte brennend die Zeitung, und es bleibt doch undurchsichtig. Natürlich ist alle Diplomatie lügenspickt. Aber es ist das Gesetz des Umschlagens der Quantität,

17 Hermann Duncker mußte sich Anfang 1939 in Paris einer Augenoperation unterziehen. Seither konnte er nur noch auf einem Auge eingeschränkt sehen.

18 Am 22.8.1939 hatten Deutschland und die UdSSR ihre Absicht, einen Nichtangriffspakt zu vereinbaren, bekanntgegeben.

19 Prof. Robert Mac Leod war ein amerikanischer Bekannter von Karl Duncker, der sich zur Teilnahme an wissenschaftlichen Veranstaltungen in Europa aufhielt (siehe dazu auch seinen Brief an Karl Duncker in: Er trug die Flamme, S.91f. Das erste Zusammentreffen Hermann Duncckers – Mac Leod fand bereits am 21.6.1939 statt.

20 Bezieht sich nicht auf das Geheimprotokoll zum Vertrag vom 23.8.1939, sondern auf die geheimgehaltenen Vorgespräche.

was auch hier mitspielt und eben mit berechnet werden müßte. Die Moral und die Politik!

Das ist ein Thema, das wichtig ist, auch wenn man die Moral nur als Mittel der öffentlichen Meinungsbildung ansieht. [Sie] ist sehr, sehr ernst, die Situation. Meine politische Verdauung ist arg angegriffen. Es ist eine ungeheuerliche Verknotung in der Weltpolitik. Ob auch nur ein Schwert der Löser ist? Die schlimmste Seite der Barbarei ist, daß auch der Kampf gegen die Barbarei barbarisch ist und macht. [...] Der Vertrag in Moskau ist mir doch so schwer auf die Seele gefallen. Aber das Stück hat sicher mehrere Akte. Man muß abwarten. Ach, wenn dieser Brief in Deine Hände gelangen wird, ist das Stück schon weitergegangen – und doch, jetzt denke ich, Du sitzt neben mir und streichelst mir über die Stirn, und ich schöpfe wieder Lebensmut. In solchen Augenblicken wie jetzt ist die Einsamkeit sehr drückend. Liebes, halte Dich tapfer aufrecht. Du weißt nicht, wie ich Dich brauche. Was aus mir wird, wenn es zum Kriege kommt, weiß ich nicht. Aber das Los der Millionen wiegt schwerer. Ich will schon durchhalten, wenn Du mir bleibst. [...]

24. 8 [1939] (Ein Anfang, der liegen blieb). Ein Non-Aggressionsvertrag ist absolut kein Freundschaftsvertrag und kein Hilfsvertrag! Das darf man nicht vergessen. Auf jeden Fall kann bei neuen Konferenzabsichten [der Münchner]²¹ die SU nicht mehr aus dem Spiel gelassen werden! Das ist auch wichtig. Immerhin, die Situation ist äußerst kritisch. Ich will gestehen, daß ich gestern im ersten Moment auch bestürzt war. Aber man darf sich nicht verblüffen lassen.

26.8.[1939] Der deutsch-russische Pakt ist auf jeden Fall eine Angelegenheit der sowjetischen Außenpolitik, für die sie allein die Verantwortung trägt, wie sie allein die Gründe kennt, die ihr den Abschluß wünschenswert erscheinen ließ. Die Antifaschisten in den von Hitler bedrohten Ländern haben mit aller Energie auf die Abwehr des hitlerischen Angriffs bedacht zu sein, um eine mögliche breite Antihitlerfront bilden zu helfen. Das ist absolut klar. Ach, die Menschen sind allzu oft so schwerfällig und eben nicht dialektisch. Mir ist, ich trage einen Trauerflor um den Arm. Aber der zweite Akt kann schon anders stimmen.

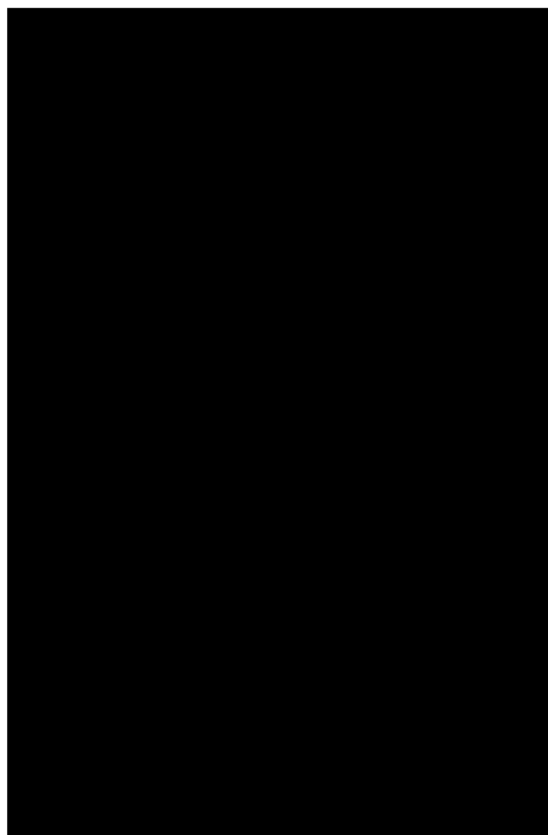
26.8. abends. Mich überfällt im Augenblick die unmittelbare Kriegsnähe. Es ist doch entsetzlich, daß diese Hitlerbande der Welt den Krieg aufzwingen kann.

Liebe Käte, daß wir beide dieses Millionelend noch einmal erleben müssen. Und noch dazu bei so verzerrter Situation. Alle die Eltern, die ihre Kinder, Frauen, die ihre Männer hergeben müssen. Kann die SU da wirklich beiseite stehen? Nein, ich rechne sicher auf einen zweiten Akt: Die ganze Welt gegen den Faschismus!

Käte, Du bist bei Karl und hast es leichter, durchzuhalten, und das tröstet mich. Aber ich will durchhalten, das verspreche ich Dir. Am liebsten hätte ich eine Tätigkeit, die irgendwie der Verteidigung gegen Hitler Hilfe leistete. Aber vielleicht kommt man in ein Lager.

21 Im Original durchgestrichen.

27.8.[1939] War nochmal im Camp²², das morgen geschlossen werden muß, nochmal geschwommen und geschacht und mir Trost geholt im Gespräch. Viele glauben doch, daß Hitler noch zurückkufft. Ich bin pessimistischer. Die Maschine setzt sich schließlich von selbst in Gang, wenn sie so geheizt ist. Es ist schrecklich.



Hermann Duncker im Camp an der Marne beim Schachspiel

30.8. [1939] [...] Im übrigen zeigt jeder Tag bis jetzt die Auswirkungen des Paktes als doch recht verhängnisvoll für Hitler. Und ich könnte mir vorstellen, daß das von der anderen Seite eben einkalkuliert war. Ich bin sicher, daß Hitler stürzen wird; er bricht am Krieg zusammen wie am Frieden! Er sollte nur die Menschheit nicht so viel Leid und Blut kosten. Aber, nie war ein Krieg gerechter als der gegen Hitler! Wäre ich 20 Jahre jünger, würde ich mich sofort stellen. Aber vielleicht gibt es doch

22 Unter dem 17.7.1939 hatte Hermann Duncker notiert: „Gestern war ich auf unserem Camp an der Marne in der Nähe von Paris, ca. 80 deutsche Emigranten in Zelten und einer Baracke. Es wurde gesungen und gespielt“ (siehe auch Brief v. 18.6.1939).

noch eine Arbeit zur Unterstützung des Kampfes gegen Hitler. Ich habe in meinem Leben nichts so gehaßt, wie den Hitlerfaschismus.

Hoffentlich gibt es für mich eine Möglichkeit, mich gegen Hitler zu betätigen. – Liebste, was hat uns auseinander gerissen, was hat so namenloses Leid über die Millionen freiheitlich Denkender, über Juden, Österreicher, Tschechen, Tiroler gebracht – wie Hitler.

Was im übrigen mein persönliches Schicksal werden mag, weiß ich nicht. Doch mein Los ist gewiß noch leichter, als das von vielen anderen. Warten wir ab.

Mir geht es körperlich gut, bis auf das rechte Auge, das nun allmählich ganz versagt. Aber mit dem linken Auge und einer Brille geht es schon noch. [...]

Vielleicht wird der Krieg doch noch nicht losgehen. Hitler muß doch sehen, daß er nicht der Überlegene ist. Die „Achse“ ist doch verschiedentlich gebrochen. [...]

31.8.[1939] Ihr Lieben beide. Wieder ein Tag. Ich werde optimistischer. Hitler kann den Krieg nicht mehr riskieren. Aber ein tollwütiger Hund bleibt gefährlich, auch, wenn er nicht zubeißt. Er muß an die Kette gelegt werden!

Was gibt es sonst? Spannung, Spannung, ich suche nach historischen Analogien und sehe immer mehr, daß es keine gibt. [...]

Der „Krieg der Nerven“ geht weiter. Ich meine immer, daß Hitler selbst einmal dabei den kürzeren zieht. Aber natürlich wäre mit seiner Person das System noch nicht gefallen. Übrigens erzählte ein französischer Journalist im *Ordre*, daß in der deutschen Ribbentropgefolgschaft auf dem Flug nach Moskau das Wort ging: „Polen ist einen Pakt mit der Internationale wert“.²³ [...]

1.9.[1939] Jeden Morgen wacht man mit Entsetzen auf: „Was wird heute sein?“

Ich glaube ja, daß die inneren Gegensätze in Deutschland bald aufbrechen werden. – Radio! Es scheint nun doch wirklich zum Krieg zu kommen. Dieser Teufel Hitler setzt die Welt in Brand. Ich melde mich zur zivilen Verteidigung, aber was kann ich da helfen?

Lebwohl, Du lieber Mensch. Die Briefe werden wohl viel langsamer gehen oder gar nicht. Ich will versuchen. Mit innigen Gedanken an Euch. H.

6.9.[1939] Liebes Herz. Ich will nicht viel schreiben in der deutschen Sprache. Glückselig bin ich, daß ich Dich wenigstens in Sicherheit weiß. Nun bleib gesund und halte durch, auch ein wenig als Trost für mich.

Sorge Dich nur nicht um mich! Mein Alter ist mir auch hier ein gewisser Vorteil. Hoffentlich kann ich aber auch irgendeinen zivilen Hilfsdienst leisten. [...]

8.9.[1939] In der größten inneren Gespanntheit verbringe ich die Tage und Nächte. Gestern habe ich mich für Hilfsdienste in der Gesellschaft der Freunde der französischen Republik angeboten und muß nun warten, ob man darf und kann [...] Nachmittags. Sonnenschein, im Radio Mozart – und doch Krieg! [...]

[28.9.1939] [...] Die Dinge komplizieren sich furchtbar. Aber die Kräfte Hitlers müssen sich erschöpfen. Die Welt wird viel aufzubauen haben – also dann!

23 Im Original: „La Pologne vaut bien une Internationale.“

Ich habe viel Enttäuschungen zu verdauen. Aber die Generallinie unseres Lebens bleibt! Die Wanderung durch die Wüste dauert nur länger. [...]

29.9.[1939] Ich bin entsetzt über die neuen Verhandlungen Hitler-Stalin! Nie hielt ich das für möglich. Daß man auch das noch erleben muß! Wischt nichts diesen Spuk fort?

Eine Umwertung aller Werte! Bei dieser „Dialektik“ kann ich nicht mehr mit. Nie und nimmer kann man einen Sozialismus auf dem Hitlerismus aufbauen. Pfui Teufel! Ich habe eine solche Wendung nie für möglich gehalten. Dafür reicht mein Verstand nicht aus!

Armes Hascherl, in welcher Welt beschließen wir unsere Tage. Gewiß, seit Napoleon hat die Welt kein größeres Würfelspiel gesehen. Die Jüngeren unter uns werden auch den anderen Pendelausschlag erleben – aber wir haben nicht so langen Atem! [...]

1.10.[1939] Die Hitler-Pakt-Kommunisten von 1939 sind beinah das Gegenstück zu den Regierungssozialisten von 1914. Aber noch viel monströser. [...]²⁴

6. 10. [1939] Aber ganz klar ist mir, daß wirtschaftlich der Sozialismus und politisch die Demokratie die Zielpunkte der menschlichen Entwicklung sind! Dem Wort Diktatur hat man einen ungerechtfertigten Inhalt gegeben. Da klappte ein Widerspruch, der vieles in sich hineinschlang. [...]

7.10.[1939] [...] Die Zeit nötigt, alle politischen Begriffe nochmal scharf zu durchdenken. Die Verherrlichung der Diktatur war ein entscheidender Fehler weiter Kreise. Ebenso die Vernachlässigung der moralischen Seite. Hitler ist die höchste Form der Diktatur, der Unmoral. [...]

7.11. bis 11.11.[1939] Une drôle de guerre! Ja sonderbar ist er und unübersehbar in seiner Auswirkung. Ich sitze am Radio und höre die tausend Stimmen, von denen jede ein entgegengesetztes Weltbild bringt. [...] Ich gehe seit gestern wieder täglich in die Nationalbibliothek, nachdem ich eine Karte erhalten habe. Mittags gehe ich in eine jüdische Flüchtlingsküche, wo ich für 1, 50 Fr[anc] Essen bekomme. Dort wird nicht nach Rasse und Glauben gefragt, es sind 300 bis 400 Schiffbrüchige, will sagen, Emigranten, täglich da.

Zweimal in der Woche habe ich eine französische Stunde (umsonst), aber die Lehrerin, Lotte Sch[warz],²⁵ geht am 12.11. als Leiterin eines Kinderheims nach Mittelfrankreich. Leider!

²⁴ Später, am 18.5.1941, schon auf dem Fluchtschiff „Wyoming“ vor der afrikanischen Küste, notierte Hermann Duncker, es seien „mehrere ehemalige Freunde an Bord (z. B. Schreiners), die aber nicht mehr mit mir sprechen, und so auch andere (weil ich nicht an die Unfehlbarkeit des Paktes glaube, bin ich absolut verfermt).“

²⁵ Lotte Schwarz (1902-1984). Abitur und Promotion in Wien, 1926 nach Moskau, dort Journalistin (Moskauer Rundschau, Hrsg. Otto Pohl) und Übersetzerin (vor allem Ilja Ehrenburg). Seit 1936 im Exil (zuerst Prag, dann Paris), 1940-1943 Leiterin eines Heims des jüdischen Kinderhilfswerks Oeuvre de Secours aux Enfants (OSE) im Departement Creuse. Auch nach dem Krieg auf diesem Gebiet und wissenschaftlich tätig, zeitweilig Mitglied der KPF (siehe auch: Lotte Schwarz: Je veux vivre jusqu'à ma mort, Paris 1979). Eine Kopie dieser autobiographischen Aufzeichnungen, die selbst in Bibliotheken

Eben Dein Brief vom 18.10. Ganz so pessimistisch wie Du denke ich noch nicht. Ich hoffe, Hitler wird nicht ganz Deutschland in seinen Fall mit sich ziehen. Aber es wird ein langsamer Wiederaufbau werden. Die seelischen Zerstörungen durch Hitler sind das Schlimmste. [...]

Hurrah, eben schickt Mutter Hedwig [Weiss] 980 franz[ösische] Fr[ranc] (= 100 Schweizer Franken).²⁶ Bin ich froh. Habe mir gleich auf der Straße geröstete Kastanien gekauft (1 Fr.). Und nun will ich mir auch gleich eine Lesebrille anmessen lassen. [...] Oh, eben im Radio Paul Robeson. Wie der mich hinreißt. Ich kenne keine ergreifendere Männerstimme. Hast Du sie gehört? [...]²⁷

1.12. bis 7.12.[1939] Ich bin sehr entsetzt über den grausamen Überfall auf Finnland. Das hätte ich nicht erwartet. [...] Diese finnische Sache geht mir sehr nahe. Das durfte nicht kommen! Es ist eine tolle Welt. Ich leide am Alleinsein in dieser Stimmung und scheue mich doch vor den Menschen. [...] Inzwischen geht die Welt weiter. Was brennt denn den Russen auf den Nägeln, daß sie die Welt so brüskieren? [...]

13.12.[1939] Ich glaube doch, man muß als geschichtliches Gesetz aufstellen: Ein Krieg von außen kann nie Revolution von innen ersetzen und ebensowenig „machen“, weil sie nicht organisch vorbereitet ist. Damit fixiere ich den Unterschied von organischer Revolution und künstlicher Revolution, die immer ein Putschversuch ist. In Finnland ist keine organische Revolution gereift und Rußlands Versuch mit Kuusinen ist nur ein Putschversuch, der sich bitter rächt. [...]

17.12.1939. [...] Das Problem Deutschland ist ja durch das Problem Rußland schon beinahe zur Seite gedrängt. Die Welt läuft schnell – ich kann nicht mehr mit, und die Wirklichkeit entschwindet mir immer mehr. Aber eins sollen wir uns und allen Zeitgenossen täglich sagen: keine generellen Brandmarkungen. Verurteilungen dürfen nur individuell sein. [...]

Käte Duncker (Drovers Rest/USA) an Hedwig Weiss (Basel):

20.5.1940. [...] Ich gehe umher wie in einem schweren, quälenden Traum – zu dem persönlichen Leid kommen die furchtbaren Kriegsnachrichten. Wilde Bestien sind

kaum zu finden sind, wurde mir freundlicherweise von ihrer Tochter, Frau Dr. Anna Languepin-Schwarz, überlassen (siehe auch Anmerkung 28).

²⁶ Bei der Schweizer Verwandtschaft (siehe Anmerkung 9) war Geld für Hermann Duncker deponiert, das er bei Bedarf abrufen konnte (siehe dazu seine Briefe aus Agen an Hedwig Weiss in: SAPMO-BArch NY 4445/167).

²⁷ Bereits im Brief vom 14.9.1939 hatte Hermann Duncker seiner Frau geschrieben: „Wenn Du einmal im Radio Robeson singen hören kannst, tue es – für mich ist Robesons samtene Stimme die schönste, die ich je gehört habe.“ Im März 1942 hielt Käte Duncker in ihrem Fortsetzungsbrief fest: „Ende März nehmen uns unsere Freunde abends noch zu anderen Freunden, wo der berühmte Negersänger Paul Robeson zu Gast war und singen wollte. Die erste wirklich überragende Negerpersönlichkeit, die ich getroffen habe. Hermann hatte ihn schon in Paris und London gehört und war übergücklich, ihn persönlich kennenzulernen. Paul Robeson sang Lieder aus allen möglichen Sprachen, Negro-Spirituals, russische und deutsche Lieder. Eines sang er direkt auf eine Grammophonplatte, die er Hermann verehrte. Da war natürlich das Glück groß.“ Eine Kopie der Aufnahme befindet sich in der Tondokumentensammlung im SAPMO.

gegen die Menschheit losgelassen, und das Schlimmste ist, daß sie deutsche Namen tragen, daß durch sie alles Deutsche, auch das gute, das ehrliche, das kulturell hochstehende Deutschtum auf Jahrhunderte besudelt ist. [...]

*Hermann Duncker (Agen/Frankreich) an Lotte Schwarz (Chaumont/Creuse)*²⁸:

7.7.[1940] Liebe Lotte. Eben Deine Karte über Limoges an mich. Wie ein kleiner Lichtschimmer in einem stockfinsternen Keller. Seit dem 13.6. bin ich auf den Beinen, verlor mein Gepäck, wurde viermal verhaftet und liege nun auf dem Strohsack in Agen. Hoffnungslos, fast leblos. – In welche Elendstiefen läßt sich ein Mensch stoßen. O Lotte, wie glücklich wäre ich in Deiner Nähe, und da würde auch das Notwendigste leicht. Hier ist alles schattenhaft wie in Platons Höhle. Gestern tauchte hier die stark paralytische Frau von Wertheim (Wien) auf. Ich liege also im Centre d'accueil, und die Tage verstreichen. Geld ist gestern aus der Schweiz an mich gekommen (Dank, daß Du fragst). Käte weiß seit Anfang Juni nichts von mir. – Wo ist Otto?²⁹ Ach, mit Euch zusammenzusein – traumhaft. Ich habe auch meine „Lebensverlängerung“ bis 10.8. hier erhalten. Aber vielleicht ist Adolf schneller!

Eigentlich wollte ich noch nach Toulouse weiter in der Hoffnung, dort „Bekannte“ zu finden. Aber man kann nicht aus dem Ort heraus. Meine Kurzsichtigkeit nimmt zu. Ich bin sehr hilflos, aber was liegt an mir? Das ist ja das Verrückte, daß ein so Verstümmelter noch weiterlebt. Lotte, daß Du an mich denkst, rührt mich sehr – ich habe eine wilde Sehnsucht nach Dir.

Das Centre liegt an der Garonne, ich starre lange aufs Wasser. Daß ein solcher Triumph Hitlers möglich wurde, ist unerträglich und unfäßbar. Ich berste vor Wut! Lotte, wir müssen noch einmal uns aussprechen, uns sehen, uns lieb sein.

Ist so etwas noch denkbar in diesem Inferno?

Lebwohl, lieb Herze, bleib mir und hilf mir, zu Dir [zu] kommen,
Dein H[ermann]

PS. Schreib bald wieder. 8.7. Soll man noch leben?

28 Es existieren Abschriften von 21 Briefen Hermann Duncckers an Lotte Schwarz aus der Zeit vom 24.11. 1939 bis zum 7.9.1941. Die Abschriften wurden von L. Schwarz angefertigt, die sie Anfang der 1970er Jahre an Prof. Gilbert Badia (Paris) übergeben hat. Die Originale sind vermutlich vernichtet. G. Badia hat zwei dieser Briefe (v. 10.6. u. 29.10.1940) übersetzt und in „Connaissance de la RDA“ (octobre) 1978 veröffentlicht. Er hat mir die Abschriften dieser Briefe im August 2003 ausgehändigt. Sie sind inzwischen in den Duncker-Nachlaß aufgenommen worden. Einige Briefe von L. Schwarz an Hermann Duncker in: SAPMO-BArch NY 4445/192.

29 Otto Pohl (1872-1940) und Margarete Pohl (Schwarz, geb. Kallberg) (1878-1940). Am 14.7.1939 hatte Hermann Duncker an seine Frau geschrieben: „Heute abend bin ich mit Otto Pohl und Frau zusammen. (Er ist in meinem Alter, alter Wiener und Pariser, Journalist, zeitweilig [1924-1927] österreichischer Gesandter in Moskau gewesen [von 1929 bis 1934 Hrsg. „Moskauer Rundschau“ in Moskau], hat eine Nordpolexpedition mitgemacht, ein lieber alter Geselle), bei denen ich alle 14 Tage bin.“ (Siehe auch: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, München 1980-83, S.586, dort wird fälschlich als Todesjahr 1941 genannt.)

19.7.[1940]. O Lotte. Eben Deine Karte. Wie leide ich um Dich – Otto und Grete haben den Frieden, um den wir noch ringen.³⁰ Wie habe ich Otto liebgehabt und wie verlange ich nach Dir. Was kann ich Dir Tröstliches sagen? Du mußt und wirst Dich mit Deiner Tochter retten. Hast Du niemanden in der Schweiz? Sicherlich. Du könntest vielleicht sogar nach Paris zurück. Aber noch hast Du Deine Kinder. Lotte, ich hocke hier, sehe auch keine Zukunft. Soll ich versuchen, über Marseille nach Amerika zu kommen?

Aber ich habe ja keine Unterlagen. Sinnlos – es gibt keinen Weg. Wo ist Anjuta [Anna Schwarz]? Von Käte habe ich noch kein Wort, ob sie meine Briefe hat? Ich klammere mich an Strohhalme, aber das ist doch unwürdig. Karl und Otto haben das Würdigere gewählt.

Lotte, liebe Lotte, Du darfst nicht von Deinem Kind gehen, Du hast noch Lebensaufgaben vor Dir und hast Ottos Tod rächen zu helfen! Wie kann ich zu Dir kommen? Liebe, auch das wird mir nicht mehr bewilligt. Schreib rasch wieder, in dieser leeren Welt sind wir noch dringender aufeinander angewiesen. Ich umarme Dich innig und kann nur sagen: Liebe Lotte. Ich habe mir hier ein Zimmer gesucht. So lebt man „als ob“ – und darf glauben, daß Du lieb an mich denkst und weißt, daß ich auch zu Dir gehöre

Innigst Dein H[ermann]

PS: Ich will heute mit ein paar Österreichern Ottos gedenken.³¹

Hermann an Käte Duncker:

29.6.1941 [Oued Zem, Marokko]³² [...] Rußland hat nun die Strafe für sein Doppelspiel. Ich fürchte sehr, daß es sich hat völlig überraschen lassen. [...]

5.7.1941 [Oued Zem] [...] Die Dinge im Osten gehen, wie ich befürchtete. Culpa, maxima culpa Stalinac! Berta [Hohermuth] schickte ein paar Züricher Zeitungen, die den ganzen Jammer ahnen lassen. [...]³³

6.8.1941 [Casablanca] [...] Die Zürcher brachte ganz positive Berichte über SU (sehr im Gegensatz zu früheren Auslassungen). Ja, ich muß immer wieder sagen, der Weltkrieg begann 1914 und hat noch nicht aufgehört. Lager haben sich verschoben, Bündnisse aufgelöst, die Kriegsschauplätze wechseln wie im 30jährigen Krieg. Es ist der 30jährige Weltkrieg, und das sind Geburtswehen einer neuen Weltperiode. Jetzt erst wird das XIX. Jahrhundert zu Grabe getragen, und jetzt erst beginnt eine neue

30 Otto und Grete Pohl waren von Paris nach Vaison-la-Romaine geflohen (siehe ihre Briefe an Käte Duncker in: SAPMO-BArch NY 4445/259) und hatten 1940 beim Vormarsch der Nazi-Wehrmacht den Freitod gewählt.

31 Im Brief vom 21.7.1940 hieß es dann: „Am gleichen Tag, nachdem ich die grauenhafte Botschaft von Dir erhielt und eben eine kleine Trauerfeier veranstaltet hatte, bekam ich am Abend den ersten Brief von Käte. Sie setzt alles Erreichbare in Bewegung, um mich hinüber zu bekommen.“

32 Zur Situation der Flüchtlinge in Oued Zem und Casablana siehe A. D.: Oued Zem – das Lager in der Wüste, in: Freies Deutschland, 1. Jg., Nr. 3, Januar 1942, S.27.

33 Zu Hermann Duncckers Haltung zum weiteren Kriegsverlauf im Osten und zur Rolle der Sowjetunion bei der Befreiung Deutschlands vom Faschismus siehe die hier weiter unten dokumentierten Briefe, seine Aufzeichnungen (siehe Anmerkung 3) und meinen Beitrag: Hermann Duncker – Zum Umgang mit linkem Erbe (Anmerkung 7), S.41f.

Demokratie und Sozialismus – ohne das geht's nimmer. Aber begleitet von Toleranz gegenüber jeder toleranten Idee. [...]

*Käte Duncker in einem Fortsetzungsbrief an ihre Kinder und Enkelkinder:*³⁴

[...] Ende August 1942. Liebe Kinder – was mich noch außerdem sehr bedrückt, ist, daß die Dinge von hier draußen doch ganz anders aussehen, als man Euch glauben macht. Es ist so entsetzlich viel Grausamkeit und Unrecht aufgehäuft, was geeignet ist, den deutschen Namen auf viele Generationen hinaus zu schänden. Die Nachrichten, die hier durch Augenzeugen aus der ganzen Welt zusammengetragen werden, sind einfach entsetzlich, in der ganzen Menschheitsgeschichte unerhört. Hier stehen einem ja alle Quellen zur Verfügung, nicht nur die der einen Seite. Es ist wirklich ein Kampf zwischen Kultur und Barbarei, christlicher Menschenliebe und heidnischem Rassenmachtdünkel – ein Kampf, in dem der alte Höhlenmensch gegen all das sich erhoben zu haben scheint, was die letzten 2 Jahrtausende an Menschheitswerten erkämpft haben. Der Kampf kann lang dauern, aber er wird mit dem Untergang der „Herrenrasse“ enden. Wenn er sehr lange dauert, wird er aber auch in allen anderen Völkern das Beste und die Besten vernichtet haben. Wir leiden furchtbar unter den Nachrichten, die so täglich aus Presse und Radio hereinströmen. [...]

Ende Oktober [1942]. Wird das Jahr 1943 wenigstens das Kriegsende bringen? Und was wird dann noch von Europa und seiner Kultur übrig sein? Und wird sich der seit vielen Jahren in Deutschland und außerhalb aufgehäufte Haß nicht in einem wüsten Chaos entladen? Und was wird aus dieser in der Denkweise des Barbarentums auferzogenen Jugend werden? Diesen Jungen, die nicht mehr den Begriff des Menschentums, sondern nur noch das Deutschtum anerkennen? Diesen zur „Rassenzüchtung“ mißbrauchten Mädels? Den zahllosen „Staatskindern“, die ohne Elternhaus aufwachsen müssen? Bestes, hochwertiges Menschenmaterial ausgerettet! In Konzentrationslagern vernichtet, als Geiseln erschossen, hinter der Front heimlich umgebracht! Und die allenthalben vernichteten Bibliotheken und sonstigen Kulturschätze! Die Quäker müssen diesmal nicht nur hungrige Kinder füttern, sondern Missionare menschlichen Denkens sein, hungrige Seelen speisen mit dem besten, was zwei Jahrtausende christlicher Erziehung an Gedanken- und Gefühlswerten aufgespeichert haben. Ob wir wohl noch dabei helfen können? [...]

21. April 1943. [...] Vom 23. März bis 2. April waren wir beide in New York, um alte Verbindungen aufzufrischen und neue anzuknüpfen. Was so in zehn Tagen in der Großstadt hineingepfercht werden kann. Ich war halbtot, als wir zurückkamen. H[ermann] ist ja viel ausdauernder, aber leider kann ich ihn ja nirgends mehr allein gehen lassen, weil er weder Straßennamen noch Hausnummern mehr sieht, und was

³⁴ Käte Duncker begann diesen Brief im Dezember 1941 in der Hoffnung, diese Aufzeichnungen, die vorläufig keine Aussicht auf Beförderung hatten, ihren Angehörigen nach Kriegsende übergeben zu können. Die Aufzeichnungen wurden in unregelmäßigen Abständen an den unterschiedlichen Aufenthaltsorten (in der Nähe von Philadelphia, von Washington und in New York) zu Papier gebracht. Sie brechen im März 1944 ab. Der Brief ist vor allem an die Tochter Hedwig gerichtet (Hedwig Duncker, verh. Dr. med. Hedwig Kaltenhäuser, 1899-1996).

das Schlimmste ist, auch die Verkehrsschilder nicht. Die Walchers [Herta und Jacob Walcher], die seit einem Jahr in New York leben, suchten uns ein Zimmer in ihrer Nähe – weit draußen in der Vorstadt. Wir frühstücken mit ihnen. Der Jacob ist immer noch der gemütliche, ehrliche Bursch. Er arbeitet wieder in einer Metallwarenfabrik, was sicher nicht leicht für ihn war nach ca. 10 Jahren der Emigration und vorwiegend geistiger Arbeit. Wir sahen auch die gute alte Angelika Balabanoff wieder – bei ihr trafen wir den Kostja Zetkin mit der Gertrud Berdenheuer (früher Ärztin in Britz), die seine Frau ist. Wir trafen Paul Frölich und Rosi Wolfstein, Erna Halbe, Weiskopf (Wolfgangs Chef in „Berlin am Morgen“) sowie Kürtchen Rosenfeld. Erinnerst Du Karl Frank [Paul Hagen] noch?“ Er hat hier eine Organisation aufgebaut „American Friends of German Freedom“, die gute und wichtige Zukunftsarbeit leistet. In einem Meeting dieser Organisation sah ich plötzlich vor mir eine sehr bekannte Gestalt: Fritz Weiß, der sich hier eine gute Praxis aufgebaut hat, aber durch sein lahmes Bein immer mehr behindert wird. Mehr hätte es uns noch gefreut, wenn all diese alten Freunde es nicht fertiggebracht hätten, sich in 5 (fünf) verschiedene Gruppen zu spalten, aber das ist wohl immer das Schicksal in der Emigration. Hoffentlich finden sie später zusammen. Die Stellung zu Rußland ist der meist umstrittene Punkt. [...]

7. Mai 1943. [...] Wann wird der Krieg wohl enden? Und was wird dann werden? Das deutsche Volk wird die entsetzlichen Untaten seiner Führer bitter büßen müssen. Diese Morde an den Juden! Und man kann sich nicht damit trösten, daß es sich um Propagandaübertreibungen handelt – zu viele Augenzeugen sind hier, und die Schufte selbst gaben ja ihre Ausrottungsabsicht offen zu. Ich fürchte immer, wenn Hitler und die Seinen nicht mehr aus und ein wissen, werden sie wieder zu Giftgasen greifen und schließlich auch vor dem Bakterienkrieg nicht zurückschrecken. Und dann werden die Alliierten nicht zurückbleiben. Weltvernichtung! Ach Kinder, immer weniger kann ich hoffen, zurückzukommen und Euch alle wiedersehen zu können. Wie zittere ich jedesmal, wenn airraids über Berlin berichtet werden! Wenn Ihr doch alle nach Thüringen gehen könntet! Wie sehr beruhigt wäre ich, wenn ich Euch dort und nicht in Berlin wüßte! [...]

23. August [1943] Es sieht so aus, als ob der Krieg nun doch bald seinem Ende zu ginge. Mit 1000 Schrecken lese ich von den Bombenangriffen auf Berlin! Wenn ich Euch doch sicher in Thüringen wüßte. Armes Kind, zum zweiten Male mußt Du so ein Kriegsende mitmachen, ein viel schlimmeres als das erste. Die Lebensmittel werden wohl auch knapp sein. Und nun hast Du noch die Angst um Mann und Kinder. [...] Das Leben wird nach dem Krieg in Deutschland nicht leicht sein. Eine furchtbare Abrechnung wird folgen, innen und außen. [...]

26. August [1943] Heute bekamen wir die Nachricht, daß sich ein „Labor Aid Committee“ gebildet habe mit der Aufgabe „to deal with the needs of European Labor Leaders“. Hinter dem Committee stehen die amerikanischen Trade Unions,

35 An anderen Stellen werden u. a. genannt: Fanny Jeszierska, Paul Hertz, Erwin Piscator, Emil Gumbel. Briefwechsel gab es z. B. auch mit so alten Freunden und Bekannten wie Oda (Ohlberg) Lerda und Dr. Karl Kautsky jr.

das Christliche Hilfskomitee und noch verschiedene andere Organisationen. Sie haben beschlossen, H[ermann] eine monatliche „allowance“ von 150 Dollars zu geben und fingen damit sofort an. „Chairman“ ist Fritz Adler³⁶, der Sohn des österreichischen Parteiführers Victor Adler. So wäre unsere Unterhaltsfrage vorläufig gelöst, damit aber auch New York als Wohnort entschieden. So fahre ich in den nächsten Tagen hin, um Wohnung zu suchen!³⁷ [...]

22. November 1943. [...] Ob ich das Kriegsende noch erlebe? Und Euch je wiedersehe? Ich hoffe, Ihr seid mit den Kindern nicht mehr in Berlin, und die Luftangriffe werden immer furchtbarer. Jetzt müssen die Bewohner der deutschen Großstädte furchtbar dafür zahlen, was die Nazis in Warschau, Rotterdam und London angerichtet haben. Ob sie wirklich noch an den Sieg glauben? Oder ob sie nur aus Verzweiflung weiterkämpfen, weil sie die gerechte Rache fürchten? Es zahlt sich teuer, wenn man sich bewußt zur Barbarei bekennt! Die sicherste Grundlage, ganz egoistisch und hausbacken genommen, allen menschlichen Zusammenlebens ist, was die Englischen „The golden rule“ nennen: „Was Du willst, daß Dir die Leute tun sollen, das tue Du ihnen auch“. Wenn man seine rohe Übermacht dazu benutzt, andere Menschen zu vielen Tausenden zu morden, zu berauben, zur Sklavenarbeit zu zwingen, ihre Frauen und Mädchen zu vergewaltigen, was hat man dann wohl zu erwarten, wenn die rohe Übermacht zusammenbricht? Ich zittere vor der Rache der 10 Millionen ausländischen Zwangsarbeiter! Und wer wird wohl von den Besatzungs- und Gewalthabertruppen aus den besetzten Gebieten, Frankreich, Polen, Tschechien, Norwegen usw. lebendig zurückkehren? Das Chaos wird über Deutschland hereinbrechen, in dem nicht nur die Schuldigen untergehen werden. [...]

Käte Duncker an ihre Tochter Hedwig:

Hartwick, New York, 12. August 1944. Mein liebes Kind!

Heut ist Dein 45. Geburtstag – wir denken in Liebe und Sehnsucht Deiner und Eurer. Seit zwei Jahren weiß ich nichts von Euch. [...] Ich denke Tag und Nacht an Euch und hoffe unausgesetzt, daß das Ende der grauenvollen Naziherrschaft schnell kommen möge, ohne noch die beste Substanz deutschen Wesens, das sie nicht vergiften konnten, mit sich in den Abgrund [zu] reißen. Ob Dagmar die Vernichtung des deutschen Adels überlebt? Oft fühle ich mich fahnenflüchtig, daß ich diese Zeit des Entsetzens nicht mit Euch getragen habe. Aber ich hätte Euch ja nicht viel helfen können – ich wäre gewiß längst „liquidiert“ wegen meiner Vergangenheit und weil man ja alte Leute ohnehin nicht braucht und als unnütz auf den Abfall wirft.

Vielleicht kann ich Euch später doch noch nützlich sein. Die Leute hier [er]hoffen ein schnelles Ende noch im Jahre 1944. Ich kann leider nicht so optimistisch sein –

36 Siehe dazu auch Friedrich Adler an Duncckers in: SAPMO-BArch NY 4445/168.

37 Unter dem 22. November 1943 heißt es dann u. a.: Seit dem 21. September wohnen wir nun in dem neuen „Heim“ – d.h. so ganz heimlich ist's mir noch immer nicht. Die erste „Versammlung“, an der wir teilnahmen, hatte eine traurige Ursache, es war die Leichenfeier für Kurt Rosenfeld. Etwa 500 Anwesende, von denen wir ca. 150 persönlich und dem Namen nach kannten.

zu tief sitzt der Wurmfraß des Nazismus im deutschen Mark. Das schlimmste ist, daß er die ganze Jugend ergriffen hat. Und man hat Euch alle ja unwissend erhalten von dem vieltausendfachen Mord, der in den besetzten Gebieten, besonders an Juden, Polen und Russen begangen worden ist. Ich hätte so gerne oft an „Greuelpropaganda“ geglaubt, wenn uns nicht flüchtige Opfer und Augenzeugen von der furchtbaren Wahrheit überzeugt hätten. Nachrichten aus Schweden und der Schweiz und über die ganze Welt. Ein furchtbares Chaos von blutiger Wiedervergeltung wird folgen. Und auf viele Jahrzehnte wird der deutsche Name geschändet sein. [...] Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie Menschenliebe und Menschenwürde wieder gedeihen können, bevor man die Hitlergeneration begraben hat. Und das wird lange nach unserem Tod sein. [...] Ach, Kinder, die paar Jahre, die einem übrig bleiben, bringt man zu – nicht zu leben, sondern zu überleben – die heißen Sommerwochen, den Krieg und schließlich das Chaos. Strandgut des Lebens. Bis einen endlich die Wellen hinunterspülen. Ob ich Monika³⁸ und Dagmar³⁹ Geschichten erzählen werde? Ob ich je Wolf[gang] und die Seinen wiedersehe? Man möchte doch den Liebsten, die man hat, noch etwas vom eigenen Sein geben, um in ihrer Erinnerung fortzuleben. Ein reiches Leben haben wir gehabt – aber was ist davon noch übrig? Drei Kinder, viele, viele Schüler, denen man vielleicht etwas hat geben können. Wer lebt noch davon? – Ein Geburtstagsbrief ist das nicht, aber es ist ja auch einer von den vielen, die ihre Bestimmung nicht erreichen. [...]

*Hermann Duncker (New York) an Karl Frank [Paul Hagen] (New York):*⁴⁰

[vermutlich 1945]. Lieber Freund Hagen!

Gerne hätte ich Dich nach Deinem Vortrag noch gesprochen. Du mußtest ja manches unerwähnt lassen. Andererseits waren es der aufrührenden Tatsachen in Deinem Bericht für einen Abend freilich genug! – Du hattest einst in Deinem Buch⁴¹ die „Abhängigkeit“ einer deutschen Revolution stark betont (mit Recht!). Ist die Abhängigkeit einer deutschen Linken, die es nicht einmal zur Revolution gegen Hitler hatte bringen können, nicht noch viel stärker?

Einmütige demokratisch-sozialistische Arbeit auf dem zur Zeit belassenen Felde ist da doch (in Deutschland) das notwendige. Arbeitereinheitsfront und demokratische Volksfront sind da doch erst einmal unerläßlich.

(Das einzige, was mein altes „Versöhnlerherz“ in dieser grauenvollen Zeit wirklich freut.)

38 Monika Kaltenhäuser (geb. 1940), verh. Köhler, Heilgymnastin, lebt in Petershausen bei München.

39 Dr. rer. nat. Dagmar Kaltenhäuser (geb. 1941), Biologin, lebt in Berlin.

40 Das Original befindet sich in der Karl B. Frank Collection der HOOVER INSTITUTION on war, revolution and peace. Eine Kopie wurde mir 1988 von Dr. Th. M. Ruprecht zur Verfügung gestellt und dem Duncker-Nachlaß zugeschlagen.

41 Hermann Duncker bezieht sich hier auf: Paul Hagen: Germany after Hitler. A hard-headed and workable way to a democratic postwar Germany, N. Y. 1944. Im 2. Kapitel: The dependent Revolution, (S.33-72) erörtert Karl Frank die zu erwartende Abhängigkeit der in Deutschland nach der Beseitigung der Naziherrschaft unmittelbar anstehenden Umwälzungen von der Politik der Sieger- bzw. Besatzungsmächte.

Über soviel möchte ich (und Käte natürlich ebenso) einmal mit Dir sprechen. Könntest Du nicht doch einmal den Weg zu uns herausfinden, womöglich mit Deiner Frau?

Mit herzlichem Gruß – auch von Käte⁴² –

Hermann Duncker

Hermann Duncker (Aufzeichnung):

(vermutlich 1945 vor dem 8. Mai).⁴³ Eine ungeheure Verantwortung ist auf unsere Generation gewälzt. Daß ein Weltkrieg durchgekämpft und gewonnen werden muß, ist noch nicht die größte unserer Aufgaben. Viel schwerer, viel bedeutsamer ist die Aufgabe, eine Friedenswelt aufzubauen, die in ihrem Schoße keinen Faschismus mehr, keinen künftigen Weltkrieg, kein Massenelend, keine Arbeitslosigkeit und keine Ausbeutung mehr trägt.

Die Weltenwende nach diesem Weltkrieg ist möglich geworden. Sie kann möglich sein, wenn unsere Generation durch den Weltenjammer⁴⁴

42 Einige Briefe von Karl Frank auf Briefbogen der American Friends of German Freedom an Käte Duncker aus dem Jahre 1942 in: SAPMO-BArch NY 4445/250.

43 SAPMO-BArch NY 4445/34, Bl. 169.

44 Hier bricht der Text ab.

Karl Liebknecht

Referat auf der März-Konferenz der Spartakusgruppe 1916¹

Die Aufgaben der Opposition in Deutschland

Die Internationale ist zusammengebrochen. Weshalb? Weil die einzelnen Sektionen zusammengebrochen sind. In erster Linie die deutsche. Es ist zusammengebrochen die grundsätzliche Haltung der deutschen Sozialdemokratie. Die Führer haben die Prinzipien verraten. Aber auch die Masse hat versagt. Die ganze Organisation hat die Massen zu hilflosen Haufen gemacht, die ohne Leithammel nicht auskommen. In dem Zusammenbruch der deutschen Partei sind auch die ganzen Fehler klar geworden. Resümee aus den Sünden der Vergangenheit der Partei. Das, was vor dem 4. August gewesen ist, ist ganz in den Hintergrund des Gedächtnisses gerutscht, daß wir uns nur mühselig der Fehler erinnern, die früher gemacht worden sind.

Daraus ergeben sich für uns die Konsequenzen. Wir haben uns zunächst klar zu machen, daß die Aktionsfähigkeit einer Partei nicht in irgendeiner Weise von der Zahlengröße ihrer Anhänger abhängig ist, sondern daß sie im Verhältnis steht zu dem Maß an Übereinstimmung der Gedanken, der prinzipiellen Auffassungen, der taktischen Bestrebungen und in direktem Verhältnis zu der Energie, dem festen Willen, /der/ den Massen selbst anerzogen ist. Daraus erkennen wir unsere Aufgaben für die weitere Zukunft.

Die Schwäche unserer Partei liegt darin, daß man immer alle fünf gerade sein ließ. Einigkeit war die Hauptsache, und faktisch war es nichts weiter als der tiefste Krebschaden. Das Brandmal der Schwäche war diese Einigkeit und nicht ein Anlaß zum Triumph. Daraus müssen wir entnehmen, die Pflicht in den Vordergrund der Aufgaben zu stellen, - die scharfe Klärung der Grundsätze; daß sie /die Massen?/ nicht, von Autoritätsglauben erfüllt, einzeln/en/ folgen, sondern jeder einzelne selbst denkt, selbst überlegt und selbst handelt aus eigenem Entschluß.

Wir haben ein Programm. Es ist nicht klar, es wird anders ausgelegt. Die Frage, wie man sich zur Landesverteidigung zu stellen hat, ist nirgends festgelegt. Infolgedessen

1 Die Konferenz fand am 19. März 1916 in Berlin statt. Über sie berichtete der Spartakusbrief Nr. 17 vom 30. März 1916 (Siehe Spartakusbriefe, Berlin 1958, S.134-136). Auf der Tagesordnung standen: 1. Bericht von Ernst Meyer über die Trennung innerhalb der Opposition in Berlin; 2. Berichte der Teilnehmer über den Stand der Opposition in den einzelnen Orten; 3. Referat von Bertha Thalheimer über die erweiterte Sitzung der Internationalen Sozialistischen Kommission (ISK) am 5.-8. Februar 1916 in Bern (siehe dazu in diesem Heft, S. 132); 4. Rosa Luxemburg über „Die Stellung zur Internationale und zur zweiten Zimmerwalder Konferenz“ (siehe in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. 4, S.165-168); 5. Karl Liebknecht über „Die Aufgaben der Opposition in Deutschland“; 6. einige organisatorische Fragen. Die von Rosa Luxemburg der Januar-Konferenz der Spartakusgruppe 1916 zur Diskussion vorgelegten „Leitsätze über die internationalen Aufgaben der Sozialdemokratie“ wurden auf der März-Konferenz angenommen. Siehe dazu Ulla Plener: Die Märzkonferenz der Spartakusgruppe 1916 - ein Markstein auf dem Wege zur Gründung der KPD, in: BzG, H. 4, 1961, S.821-841.) Die stenografisch festgehaltenen Ausführungen Karl Liebknechts werden hier erstmalig veröffentlicht. Die dazu angenommene Resolution im o. g. Spartakusbrief, S.139-141. Publikation: Ulla Plener

ist es eine Notwendigkeit, daß wir in den taktischen Problemen unsere Grundsätze festlegen.

Die Leitsätze sollten die Anwendung des Erfurter Programms sein auf die Probleme, die uns im Kriege gegenübergetreten sind. Diese Festlegung ist notwendig, damit wir die Haltung des Proletariats festlegen. Es ist infolgedessen meine Bitte, daß wir über die Leitsätze abstimmen.

Die Klarheit der Grundsätze ist nicht das einzige. Es bedarf der Klarheit auch für uns darüber, wie wir diese Grundsätze im einzelnen anzuwenden haben, und da ergibt sich, daß wir dieselben Fragen zu beantworten haben in Deutschland wie in bezug auf Zimmerwald. Sie haben sich bereits darauf festgelegt.

Frage der Landesverteidigung...Wie steht es in Deutschland? Deutschland ist doch nur ein Teil der Internationale. Es kann nicht anders sein, als daß für Deutschland auch die Grundsätze gelten, die in Zimmerwald gelten. Daraus ergibt sich für uns sofort, daß wir mit Leuten, die auf dem Boden der Landesverteidigung stehen, nicht zusammenarbeiten können. Unsere Taktik im Kriege ist nur denkbar als eine internationale Taktik. Es muß also eine Taktik sein, die für alle Fälle anwendbar ist. Die Voraussetzungen der Haltung dürfen nicht solche sein, daß hier für und dort gegen den Krieg eingetreten werden kann, gleichviel, wie die Kriegslage ist hier wie in jedem anderen Teil der Internationale. Es ergibt sich also die Notwendigkeit eines Schnittes. Niemals ist es notwendiger, klare Richtlinien zu schaffen als in der Zeit des Krieges.

Sollen wir jetzt etwa Milch- und Wassersuppen kochen oder Limonade trinken? Es ist vollkommen klar, daß wir eine scharfe Linie zu ziehen haben. Der Stuttgarter Kongreß hat uns zur Aufgabe gemacht, wenn der Krieg doch ausgebrochen ist, die sich im Krieg entwickelnden Verhältnisse auszunutzen, um das Proletariat zu überzeugen, für den Frieden zu kämpfen und die bürgerliche Gesellschaft zu erschüttern.

Man kann nicht in der Dunkelkammer Politik gegen den Krieg machen. Wir müssen ihn bei jeder Gelegenheit führen. Wir haben wenig Gelegenheit. Wir müssen durch geheime Zusammenkünfte usw. wirken. Im Parlament gilt es zunächst, die Gelegenheit auszunutzen. Wenn man einmal später die Geschichte der Fraktion ließt, wird man sich schämen, daß so wenige sich als Organ der Massen auch in dieser Zeit bewährt haben.

Die kleinen Anfragen! Wer hat mitgehindert? Ledebour. Man will keine Konflikte mit der Fraktionsmehrheit. Einen Burschen wie Noske und Heine zu züchtigen und zu peitschen, daran hindert uns die Opposition.

Die Tat vom 21.12. usw. und die Erklärung.² Es konnte aus der Aktion etwas werden, wenn sich daran geknüpft hätte ein energischer Kampf. Es ist vollkommen klar, daß diese Halbheit, daß diese Schwäche in bezug auf die Prinzipien, die Taktik

² Am 21. Dezember 1915 stimmten im Reichstag neben Karl Liebknecht und Otto Ruhle 18 weitere sozialdemokratische Abgeordnete, darunter E. Bernstein, W. Dittmann, H. Haase, G. Ledebour, erstmals gegen die (5.) Kriegskreditvorlage der Regierung. In ihrem Namen begründete F. Geyer die Ablehnung lediglich mit dem Hinweis darauf, daß die deutschen Grenzen gesichert seien.

gegenüber dieser Opposition so bedenklich wie möglich machen. Wir dürfen mit diesen Leuten nicht zusammenarbeiten, da sie uns erdrücken werden. Es ist im Interesse der gesunden Entwicklung der Partei /eine/ Notwendigkeit, daß wir unseren geraden Weg gehen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir vorübergehend unter den Schlitten kommen sollten.

Was hat unsere gesamte Taktik gegenwärtig zu bestimmen? Der Krieg ist der schärfste Ausdruck der Klassenherrschaft und des Imperialismus. Der Krieg ist ein Vorgang, der sich erstreckt auf alles, auf die ganze Welt. Für uns eine besonders kriegerische Lage geschaffen. Danach ist unsere Taktik vollkommen eindeutig und klar - schärfster Kampf. Aber nicht nur an die Parteigenossen, sondern an alle Indifferenten müssen wir uns wenden.

In welcher Form denken wir uns die Einwirkung nach dem Stuttgarter Kongreß? Massenaktionen. Wir können sie aber nicht herbeiführen. Butterkrawalle sind Symptom. Wir haben anderes zu tun. Massenaktionen unterstützen, ihnen ein Ziel setzen. Wir haben weiter durch unsere Agitation den Boden nach Kräften zu ebnet, auf dem die Stimmung erwächst, aus der solche Aktionen herausstürmen. Es ist die besondere Aufgabe von uns, aufrüttelnd auf die Massen zu wirken. Es ist nicht das wichtigste, Scheidemann oder andere abzusägen. Es handelt sich um etwas ganz anderes. Unsere Parole ist: Klärung der Massen nach unseren Grundsätzen, sie zu Aktionen zu erziehen, Aktionen, die vorhanden sind, zu unterstützen und so die gegenwärtige Epoche zu einer revolutionären zu gestalten, eine Konterrevolution in eine revolutionäre Aktion umzuwandeln.

Wenn es trotz der Arbeit nicht gelingt, dann haben wir unsere Arbeit getan, ohne alle Rücksicht auf opportunistische Neigungen unsere taktischen, politischen Pflichten zu erfüllen, im Sinne des internationalen revolutionären Klassenkampfes. Nur wenn wir hier unsere Schuldigkeit tun, während des Krieges das Möglichste zu erzielen, haben wir auch nach dem Kriege den nötigen Kredit. Wenn wir uns darauf beschränken, während des Krieges nur zu schimpfen, dann werden wir nachher ausgelacht werden.

Nach der maschinenschriftlichen Übertragung einer stenografischen Mitschrift von Fritz Ohlhoff, in: SAPMO/Nachlass W. Pieck, NY 4036/487, Bl.54-65, hier Bl. 61-64.

Biographisches

Bertha Thalheimer – Schülerin von Clara Zetkin und Rosa Luxemburg

Theodor Bergmann

Bertha Thalheimer wurde als erstes Kind des Weingärtners und Landhändlers Moritz Thalheimer am 17. März 1883 in der Gemeinde Affaltrach geboren. Mit ihren 990 Einwohnern im Jahre 1858 gehörte diese zur Herrschaft der Johanniter, die gegen ein Schutzgeld Juden die Ansiedlung erlaubten. Diese stellten mit 219 Menschen im Jahr 1859 über ein Fünftel der Bevölkerung und verfügten über eine eigene Volksschule. Nachdem die Sondergesetze in Württemberg aufgehoben waren, wollte Moritz Thalheimer seinen Kindern eine bessere Ausbildung bieten. Zudem fühlte er sich als aufgeklärter, gebildeter Jude von der aufstrebenden Arbeiterbewegung angezogen, da für ihn – wie für viele moderne Juden – der Sozialismus die Aussicht bot, die nationalen Fragen zu lösen, also auch die ungelöste jüdische Frage. Er zog mit seiner Familie – Frau Karoline, Sohn August, Töchter Bertha und Anna – 1892 nach Winnenden, einem Städtchen 22 km östlich der Landeshauptstadt Stuttgart, und von dort schon nach kurzer Zeit nach Bad Cannstatt, heute Stadtteil von Stuttgart.

Die Stuttgarter Arbeiterbewegung – ein Magnet

In einem in der späteren Haft geschriebenen Lebenslauf berichtet Bertha Thalheimer über ihren Vater, der sich „bald zum Sozialdemokraten entwickelte“ und wohl „zu damaliger Zeit außer dem Rabbiner Stern¹ in Württemberg der einzige Israelit war, der sich zum Sozialismus bekannte“. So suchte und fand er bald Kontakt zu dem marxistischen Kreis in Stuttgart, in dessen Zentrum Clara Zetkin und ab 1905 Friedrich Westmeyer standen. Nun konnten die Kinder höhere Schulen besuchen und im Kreise der Stuttgarter Linken zu Sozialisten werden. In gegenseitigen Besuchen, einer politischen Korrespondenz und in langen Gesprächen entstand eine enge politische Nähe und vertraute Freundschaft, die bis zu Clara Zetkins Tod 1933 dauerte.

Nach der jüdischen Schule in Affaltrach besuchte Bertha noch ein Jahr die Volksschule in Winnenden und ab dem 10. Lebensjahr die dortige Knabenschule. Als sie diese mit 14 Jahren verließ, erhielt sie zwei Jahre Privatunterricht am Ort, kam dann für ein Jahr nach Frankfurt/Main ins Haus einer Lehrerin. Unterricht erhielt sie in Sprachen, Literatur und Klavier.

¹ Dr. Jakob Stern wurde früh linker Sozialdemokrat, arbeitete in der politischen Bildung mit, verfaßte einige populäre Schriften über den Marxismus.

Sie wollte weg von der damals üblichen Ausbildung der Mädchen aus dem Mittelstand, die Mütter und Hausfrauen werden sollten. Sehr früh begann sie also ernsthafte Literatur zu suchen, wobei ihr Bruder August sie intensiv beriet; auch der Vater bemühte sich, sie für den Sozialismus zu interessieren. So konnte Clara Zetkins Einfluß wirken. Bertha begann mit 16 Jahren, sich für populäre Schriften über Philosophie und Sozialismus zu interessieren, und besuchte Vorlesungen und Kurse am Stuttgarter Polytechnikum. Sie las u. a. über Spinoza; vor allem August Bebel's „Die Frau und der Sozialismus“ hinterließ einen bleibenden Eindruck, und sie wollte nun einen tieferen „Einblick in die sozialistische Ideenwelt wie in die allgemeine Geschichte der Menschheit“ bekommen. Ihr Wissen sollte „Mittel zur selbständigen Arbeit für den Sozialismus“ werden. So entstand der Wunsch nach einem Universitätsstudium, am Jahrhundertbeginn gewiß eine Seltenheit bei Frauen. In ihrem Milieu, so betonte sie später in ihrem Lebenslauf, hatte es das noch nicht gegeben; und war auch noch keine Frau Sozialistin geworden. Sie aber hatte sich entschieden, am Kampf für den Sozialismus teilzunehmen: „Nichts konnte mich in diesem Entschluß wankend machen.“ Sie nahm an politischen Versammlungen der Stuttgarter Arbeiter teil, manchmal als einzige Frau, und ging mit 22 Jahren innerlich gefestigt zum Studium an die Universität in Berlin. Sie besuchte als Gasthörerin Vorlesungen über Volkswirtschaft, Philologie und Geschichte und verfolgte zudem ein „eigenes, selbständiges Studium“, um sich ein sozialistisches Gegengewicht gegen die bürgerlichen Positionen in den Sozialwissenschaften zu erarbeiten.

Von Clara Zetkin angeleitet, fand sie in Berlin bald auch Kontakt zu Rosa Luxemburg und ihrem marxistischen Freundeskreis. So bedeutete die Arbeiterbewegung und insbesondere ihr marxistischer Flügel für Bertha Thalheimer in mehrfacher Hinsicht Aufbruch: Gleichberechtigung als Frau und als Jüdin sowie Teilnahme an der großen Bewegung zur Befreiung von Ausbeutung, Unterdrückung und Krieg, von den Übeln des Kapitalismus.

Zurückgekehrt aus Berlin begann sie eine intensive Mitarbeit an der „Gleichheit“, der sozialistischen Zeitschrift für Arbeiterinnen, die von Clara Zetkin seit 1898 in Stuttgart herausgegeben wurde, und in der württembergischen Sozialdemokratie. Clara Zetkin beriet und belehrte sie bei ihren ersten Beiträgen, ermutigte sie mit Kritik und Lob in freundschaftlicher Atmosphäre bei Besuchen am Wochenende und in vielen Briefen. Viele Beiträge der sozialistischen Zeitungen und Zeitschriften erschienen damals unsigniert, so daß wir nur von wenigen Autor oder Autorin eindeutig bestimmen können. Daher kann eine einigermaßen vollständige Bibliographie für Bertha Thalheimer nicht erstellt werden.

Wenn Bertha zu einer aktuellen Streitfrage der Arbeiterbewegung schrieb, bemühte sie sich, die grundsätzlichen Aspekte zu beleuchten. Typisch dafür ist ihr Beitrag über die Bewegung für ein demokratisches Wahlrecht im Jahre 1909. Sie versuchte, den aktuellen Kampf um ein nahes Ziel in den Gesamtkontext des Kampfes für das Endziel, den Sozialismus, einzuordnen. Sie erklärte den Unterschied in den Kampfbedingungen: „Die herrschenden Klassen ... können ziemlich genau die

Machtmittel berechnen, welche der kapitalistische Klassenstaat zu ihrer Verfügung stellt. Die Sozialdemokratie weiß nicht im Voraus, wie groß die Kampfesenergie ist, die politische Macht, die sie aus dem Proletariat jeweils auszulösen vermag. Sie ist daher unsicher über das Ergebnis des Kampfes.“ Es könne nicht immer Siege geben, sondern auch entmutigende Niederlagen. Dennoch sei das (reformistische) Rechnen über die Chancen von Erfolg und Sieg eine Verkennung der Sachlage. Wenn man das Endziel im Auge behielte, habe man einen Kompaß auch in der Niederlage, und gewänne aus ihr Erkenntnis und schöpfe neue Kraft. Der Tageskampf müsse immer mit dem Endziel jenseits des Kapitalismus verbunden bleiben. Sie forderte dann Straßendemonstrationen: „Daher demonstrieren wir im Kampf für das Wahlrecht nicht bloß mit der Erlaubnis der Polizei, sondern auch ohne sie.“²

Bertha engagierte sich in der Parteiarbeit, hielt Vorträge. Ihr Bruder August holte sie nach Göppingen, wo sie an der von ihm geleiteten Parteizeitung, der „Freien Volkszeitung“, mitarbeitete und so journalistische Erfahrungen sammeln konnte. Nach gut einem Jahr gelang es dem rechten Landesvorstand der SPD, durch finanzielle Erpressung August Thalheimer aus der Redaktion zu drängen (gegen den Willen der örtlichen Mitgliedschaft). So endete Berthas Göppinger Tätigkeit schon 1912. Sie arbeitete weiter in der Stuttgarter Partei, die unter dem Vorsitz von Friedrich Westmeyer eine Hochburg der Parteilinken wurde. Besonders kümmerte sie sich um die von Clara Zetkin organisierte Arbeit unter den Arbeiterinnen. Die „Gleichheit“ und die politischen Bildungsveranstaltungen trugen zum Entstehen einer starken Frauengruppe in Stuttgart bei, die sich bald als sehr wichtig erweisen sollte. 1908 waren von 4946 Parteimitgliedern in Stuttgart nur 77 Frauen, 1914 waren unter 21.227 Mitgliedern immerhin 2431 Frauen (11 Prozent).

Antimilitaristische Arbeit

Die marxistisch gebildeten Frauen bewährten sich, als 1914 die Reformisten ihr wahres Gesicht zeigten. Die Sozialdemokratie zerfiel bei der politischen Nagelprobe von 1914 offen in die schon länger bestehenden unterschiedlichen drei Strömungen: die Kriegsbefürworter, die revolutionären Antimilitaristen und die Pazifisten. Dabei wurden nicht alle Revisionisten Sozialimperialisten, und nicht alle Marxisten blieben Antimilitaristen. Im Landesvorstand Württemberg dominierten die Kriegsbefürworter, geführt von Wilhelm Keil, der bald einen harten Fraktionskampf gegen die Kriegsgegner in der Partei begann und sie aus allen Funktionen verdrängte, so u. a. aus der Redaktion der wichtigsten Parteizeitung, der „Schwäbischen Tagwacht“. Die „grundsatztreuen Sozialdemokraten“, die Gegner des imperialistischen Krieges blieben, beherrschten die Ortsvereine in Stuttgart und in einigen Industriestädten der Neckarregion (u. a. Göppingen und Schwäbisch Gmünd). Der politischen Spaltung mußte die organisatorische folgen. Auf der illegalen Konferenz des Westmeyer-Flügels am 21. Februar 1915 in Mettingen, damals Vorort von Esslingen, kamen 100 Delegierte von Parteiorganisationen und Parteigenossen zusammen, die auf dem

² Bertha Thalheimer: Zur Wahlrechtsfrage in Preußen, in: Gleichheit, 1909, S.116.

Boden der alten sozialdemokratischen Grundsätze und Forderungen standen. In die provisorische Landeskommission wurde auch Bertha gewählt.

Im Kampf gegen die Linken verbanden sich die Kriegsbefürworter mit den Militärbehörden und sorgten dafür, daß die meisten Männer an die Front geschickt wurden, während die Kaisertreuen dem Vaterland an der Heimatfront mit Kriegspropaganda dienen durften. Ein sehr großer Teil der antimilitaristischen Aktivitäten lag nun auf den Schultern der Genossinnen, unter denen Bertha eine der aktivsten und führenden war. Illegale Maifeiern und Demonstrationen wurden durchgeführt. Bertha führte Arbeiterinnen mit ihren Kindern zum Rathaus oder zu den Ministerien, um gegen Hunger und Schwarzmarkt zu protestieren. Einmal drangen 150 Frauen, einige mit Kindern, in den Sitzungssaal des Stadtparlaments ein, um ihre Klage vorzutragen; ein anderes Mal – am 23. Juni 1916 – kamen sie bis zum Innenministerium, wo Bertha und zwei weitere Genossinnen die Forderungen der Frauen vortrugen. Am 29. Juni wurde Bertha wegen der nicht genehmigten Demonstration zusammen mit 8 Genossinnen und Genossen wegen „Verursachung eines Auflaufs“ in Untersuchungshaft genommen. Offenbar kam es jedoch nicht zu einem Strafverfahren. Die Polizei konnte die geschickt organisierten, nicht genehmigten Demonstrationen nicht verhindern. Auf regelmäßigen „Strickabenden“ (im Winter vierzehntägig, im Sommer monatlich) informierte Bertha die Genossinnen über die politische Lage, bereitete die Demonstrationen vor.

Neben der örtlichen Arbeit half sie Friedrich Westmeyer und Clara Zetkin bei der überörtlichen und internationalen Arbeit. Im September 1914 luden die Stuttgarter Karl Liebknecht zu einer illegalen Funktionärskonferenz ein, wo sie ihn offen kritisierten, weil er am 4. August Fraktionsdisziplin geübt und für die Kriegskredite gestimmt hatte. Westmeyer erklärte, er hätte sich der Fraktionsdisziplin nicht gefügt, und fuhr fort: „Genossen, es muß eine Fahne aufgerichtet werden, um die sich unsere Mitglieder sammeln können. Stuttgart bedeutet in der Partei ein Programm. Wir sind in Stuttgart mehr als einmal vorangegangen. Wir brauchen nicht zu warten, bis von anderen Städten in dieser Richtung vorgegangen wird.... Die Aufgabe der (Reichtags-)Fraktion wäre es gewesen, den Krieg zu verhindern. Wenn wir der Regierung Schwierigkeiten bereitet hätten, so hätte dies im Ausland einen großen Eindruck gemacht, es wäre immerhin fraglich gewesen, ob sich nicht doch noch Mittel und Wege hätten finden lassen, die diesen Weltbrand verhindert hätten ... Wäre es der Internationale möglich gewesen, den Krieg zu verhindern? Ich behaupte es! Wenn in Deutschland nur 500.000 Arbeiter in den Generalstreik eingetreten wären, dann hätte sich die Regierung das Gefährliche des Krieges wohl noch einmal überlegt ... Auch haben Verhandlungen zwischen dem Parteivorstand und der Regierung stattgefunden wegen der Kriegskreditbewilligung. Die Partei ist verkauft und verraten worden.“³

3 Bericht über die Sitzung der sozialdemokratischen Vertrauensmänner Stuttgarts vom 21. September 1914, in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, Bd. 1, Berlin 1958, S.34f.

In seiner Antwort anerkannte Karl Liebknecht, so berichtete später Jakob Walcher, daß die Kritik völlig berechtigt sei, und sagte: „Hier in Stuttgart werde ihm nun zum ersten Mal vorgeworfen, daß er nicht radikal und entschieden genug gewesen sei. Die hier geäußerten Worte hätten ihn im Innersten erschüttert und erfreut. Die Kritik an der Minderheit und an ihm sei völlig berechtigt. ... Er fügte hinzu: ‚Ihr habt völlig recht, wenn Ihr mir zum Vorwurf macht, daß ich versäumt habe – wenn auch nur als einzelner – mein Nein in den Sitzungssaal hineinzuschreien ... Ich habe mich eines schweren Fehlers schuldig gemacht ... Es bleibt mir nur übrig, euch zu versprechen, daß ich in Zukunft einen kompromißlosen Kampf gegen den wilhelminischen Krieg und die Kaisersozialisten führen werde‘.“⁴

Vorbereitung des Spartakusbundes

Westmeyer trieb die Zusammenarbeit aller marxistischen Kriegsgegner mit seinen Freunden voran. Auf sein Anraten bereiste Bertha nach dem 7. November und wieder ab dem 4. Dezember 1915 zweimal das Reichsgebiet und suchte die Gesinnungsgenossen auf. Da im ganzen Reichsgebiet der Belagerungszustand ausgerufen war, waren diese Rundreisen recht riskante Unternehmen.

Nach der zweiten Reise fand am 1. Januar 1916 die Zusammenkunft der Linken in Karl Liebknechts Anwaltsbüro in Berlin statt, später als Januar-Konferenz bezeichnet. Hier erfolgte faktisch die Gründung der Gruppe Internationale, die sich bald danach, als sie begann, die „Spartakusbriefe“ herauszugeben, Spartakus nannte. Auf der Konferenz wurden die von Rosa Luxemburg vorgelegten Leitsätze über die Aufgaben der Sozialdemokratie im Krieg diskutiert. Bertha und August Thalheimer waren Mitbegründer des Spartakusbundes.⁵

Im März 1916 fand in Berlin eine weitere Konferenz der deutschen Linken statt, auf der Rosa Luxemburgs Leitsätze angenommen wurden.⁶ Wie aus dem stenographischen Protokoll eines Teilnehmers an dieser Konferenz hervorgeht, gab Bertha Thalheimer hier einen ausführlichen Bericht über die erste Zimmerwalder Konferenz, die in der Schweiz die Linken verschiedener Länder zusammengeführt hatte. Im Stenogramm heißt es über Berthas Bericht: „Zimmerwald. Die neue Internationale muss auf eine andere Basis gestellt werden. Eine Internationale der Aktion, nicht der Demonstration. Das Manifest. Der Eindruck des Manifests war sehr verschieden. In Frankreich scharft sich die Opposition um das Zimmerwalder Manifest. Verschiedene Strömungen in Zimmerwald. Die neue internationale Kommission. Kompetenz. Da ihr zu weiterer Arbeit die Kompetenz fehlte, wollte sie eine erweiterte Kommission wählen. Termin zu kurz gesetzt, daher zu wenige Vertretungen. Italien, Rumänien usw. offiziell vertreten, Frankreich und England nicht. Die Berichte der Deutschen in Bern. Laukant – Thalheimer. Die Leitsätze wurden durchaus nicht abgelehnt, sondern gar nicht zur Beschlussfassung vorgelegt.“

⁴ Ebenda, S.35.

⁵ Siehe Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution, Berlin 1929, S.135.

⁶ Siehe Ulla Plener: Die Märzkonferenz der Spartakusgruppe – ein Meilenstein auf dem Wege zur Gründung der KPD, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1961, H. 4, S.821-841.

La. Stimmte dagegen, daß die Leitsätze veröffentlicht werden. Es wurde nur abgelehnt, daß die Rumpfsitzung sich auf die Grundsätze verpflichtet.⁷ Vermutlich war auch der Bericht über die Stützpunkte der deutschen Linken im Reich von Bertha Thalheimer vorgetragen worden. Bertha wurde in der Diskussion von Carl Minster erwähnt, der berichtete, „im Rheinland geht man mit der Geschichte krebse, daß Genossin Thalheimer die einzige Vermittlerin der Korrespondenz (mit dem Berner Büro) ist.“⁸

Nach dieser Tagung fand am 23. und 24. April 1916 eine illegale Konferenz der oppositionellen sozialdemokratischen Jugend in Jena statt, an der Bertha ebenfalls teilnahm. Liebknecht hielt hier das Hauptreferat. Es wurde beschlossen, den Widerstand gegen Krieg und Burgfriedenspolitik zu verstärken und die Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen anzustreben.

Da viele linke Funktionäre an der Front oder in Gefängnissen waren, wurden auf Vorschlag von Clara Zetkin Bertha wichtige internationale Arbeiten aufgetragen. Sie sorgte für die Verbindung mit Robert Grimm, dem Sekretär der Internationalen Sozialistischen Kommission in Bern. Ihm berichtete sie über die antimilitaristische Arbeit in Deutschland und gab seine Informationen an die örtlichen deutschen Vertrauensleute weiter.⁹ Auf den internationalen Konferenzen in Zimmerwald (1915) und Kienthal (1916) war sie neben Ernst Meyer Sprecherin der deutschen Linken. Unter anderem berichtete sie über die Bemühungen, die örtlichen linken Gruppen im ganzen Reich zu verbinden. In Kienthal konnte sie über den organisierten Zusammenschluß der „Liebknecht-Strömung“ berichten: „Innerhalb der (oppositionellen) Minorität gibt es eine Minorität, die sich um Liebknecht schart und es für gut findet, daß er die Grundsätze über die Disziplin gestellt hat.“¹⁰ Sie stellte ausführlich die Lage in Deutschland dar, berichtete von den Schwierigkeiten infolge des Belagerungszustandes und der ständigen Verfolgung durch den Staatsapparat und fuhr fort: „Wir von der Minderheit sind vollkommen bereit zu illegalen Mitteln. Liebknecht hat großen Anhang. Die ganze süddeutsche Opposition steht hinter ihm, seine Tat war eine Erlösung, ein Flammenzeichen in der Finsternis. Wir von der äußersten Linken wenden uns schon an die Massen, jedoch unsere energischsten Vorkämpfer stecken im Gefängnis.“¹¹

Im August 1916 wurde Bertha von Leo Jogiches nach Berlin geholt, um ihn bei der organisatorischen Arbeit der Linken zu unterstützen. Zusammen mit ihrer Schwägerin Clara Thalheimer bezog sie am 28. August ein Zimmer in Untermiete und begann, für Leo Jogiches die Korrespondenz zu erledigen und die politischen Materialien zu versenden. Aufgrund der Denunziation einer Nachbarin wurden die beiden Frauen Anfang Dezember 1916 verhaftet. Damit begann für Bertha der

7 SAPMO-BArch, NY 4036/487, Bl. 57.

8 Siehe ebenda, Bl. 61.

9 Die Korrespondenz B. Thalheimer – R. Grimm ist veröffentlicht in: Horst Lademacher (Hrsg.): Die Zimmerwalder Bewegung. Protokolle und Korrespondenz, Bd. I und II, The Hague - Paris 1967.

10 Ebenda, Bd. 1, S.80.

11 Ebenda, S.141.

Gefängnisaufenthalt, der bis wenige Tage vor Kriegsende dauerte. Die Stationen waren das Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit, das Reichsgericht in Leipzig sowie das Zuchthaus Delitzsch in Sachsen.

Der Untersuchungsrichter Dr. Holthöfer startete eine große Aktion: Aufgrund der bei der Haussuchung gefundenen Notizbücher ließ er im ganzen Reich bei allen in Frage kommenden Postämtern die Paketabschnitte der von Bertha versandten Pakete mit Spartakus-Publikationen herausuchen und von der Polizei alle benutzten Deckadressen ausforschen – eine große Kriegsanstrengung an der Heimatfront. Bertha nahm alle Schuld und Verantwortung auf sich, so daß die politisch weniger erfahrene Schwägerin nach einiger Zeit aus der Haft entlassen und nicht mitangeklagt wurde. Schließlich hieß es in einem Bericht des Berliner Polizeipräsidenten, Abt. III, vom 21.11.1916: „Die Thalheimer hatte die eigentliche Zentralstelle für die Spartakusbewegung inne. Sie leitete innerhalb der vorgenannten radikalen Bewegung deren Korrespondenz über das ganze Reich.“¹²

Die reichsweite Großaktion dauerte einige Zeit; als sie abgeschlossen war, kam es zur Hauptverhandlung vor dem Reichsgericht in Leipzig am 18. Oktober 1917. Ein hartes Urteil wurde gefällt: Zwei Jahre Zuchthaus. Die Angeklagte habe aus „ehrloser Gesinnung“ Parteiinteressen vor das Interesse des Vaterlandes gestellt. Das Reichsgericht erkannte bei der „Schriftstellerin Bertha Thalheimer“ auf „versuchten Landesverrat über die Kriegsführung schädigende Streiks“ und erklärte weiter: „... es ging der Angeklagten darum, so viel in ihren Kräften stand beizusteuern zur Beendigung des Krieges durch Arbeitsverweigerung der Arbeitermassen gerade in den mit Herstellung von Kriegsbedarf befassten Betrieben ... Es genügt jede Handlung, die auch nur mittelbar die deutsche Kriegsmacht schädigen kann... Es standen auch nicht bloß sogenannte ‚Demonstrationsstreiks‘ in Frage, vielmehr ging die Absicht der Täter auf einen allgemeinen Aufstand zur Verhinderung der Fortführung des Krieges.“¹³ Auch das Streikrecht, auf das die Angeklagte sich berufe, gebe keinen Freibrief für Landesverrat.

Die junge Sozialistin bestand diese Prüfung. Hugo Haase, nun schon ehemaliger Parteivorsitzender der SPD, als Kriegsgegner und Antimilitarist aus der Partei ausgeschlossen, Mitinitiator der USPD und einer ihrer zwei Anwälte, lobte ihre aufrechte Haltung vor Gericht und nach der Verkündung des harten Urteils. Auf einer Tagung der USPD erwähnte er Berthas mutiges Auftreten.

Die umsorgte Zuchthäuslerin

Soweit es die Zuchthausordnung zuließ, begann nun eine intensive und politische aufschlußreiche Korrespondenz mit den Genossen und Genossinnen.¹⁴ Bertha

12 Bundesarchiv, R 3003/C 85/16, Bd. 5, Bl. 2.

13 Ebenda, C 85/16, Bd. 3, Bl. 5-23.

14 Die Briefe an Bertha Thalheimer befinden sich im Privatarchiv ihrer Schwiegertochter Elli Schöttle. Weitere Briefe sind ausführlich zitiert in: Theodor Bergmann/Wolfgang Haible: Die Geschwister Thalheimer – Skizzen ihrer Leben und Politik, Mainz 1993; Theodor Bergmann/Wolfgang Haible/Galina Iwanowa: Friedrich Westmeyer. Von der Sozialdemokratie zum Spartakusbund – eine politische

versicherte, daß sie die Strafe mit Ruhe aufnehme. Die Freunde Eva und Franz Mehring munterten die Eltern auf mit Lob für Berthas Haltung und ihre frühere Fürsorge für Franz Mehring während seiner Schutzhaft. Ausländische Genossen, Angelika Balabanowa und ein Genosse Miljutinowitsch, schickten ein paar Kleinigkeiten, in Kriegszeiten Kostbarkeiten, die Solidarität und Sorge ausdrückten. Friedrich Westmeyer, auf Heimaturlaub von der Westfront für die Stuttgarter Landtagssitzungen, schilderte ausführlich die politische Lage, verhöhnte die mutigen Heimatkrieger der SPD, die „Fraktion der Unabkömmlichen“, berichtete über gefallene Genossen und sehr mitfühlend über die vielen Kinder seiner politischen Gegner, die ebenso dem Völkermorden geopfert würden.

In seinem Brief an Bertha vom 11. August 1917 schrieb er: „Von unserer kleinen, vier Mann starken Fraktion stecken drei im feldgrauen Rock ... Die 17 Durchhalte-Politiker ... Keil-Scheidemann sind sämtlich dienstuntauglich oder unabkömmlich. Die ‚Fraktion der Unabkömmlichen‘ habe ich sie in meiner letzten Auseinandersetzung mit Keil getauft ... Ich verstehe und billige es, daß die Militärbehörden auf die Dienstleistung dieser Patrioten verzichten; auch würde ich den Leuten, die binnen 24 Stunden ihre Überzeugung radikal wechselten, kein Gewehr anvertrauen.“¹⁵

Die Eltern schrieben ebenfalls. Der Vater bemühte sich um Haftverkürzung, die Mutter versuchte, die Zuchthauskost aufzubessern, mußte aber mahnen, sparsam mit den Sendungen umzugehen, weil die Ernährungslage immer prekärer werde. Bruder August sorgte für Literatur, analysierte in jedem Brief die politische und militärische Lage und berichtete über die Haltung der Arbeiterbewegung zum Krieg in anderen Ländern. Ab Februar 1917 kamen erste Analysen der russischen Revolution – alles im Stenogrammstil wegen der vorgeschriebenen Begrenzung der Brieflänge, aber dennoch umfassend und gründlich.

August berichtete seiner Schwester Anfang 1918 über die Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk: „Die russische Delegation eröffnete die Verhandlungen mit einer prinzipiellen Erklärung. Wesentlicher Inhalt: Selbstbestimmungsrecht der Nationen leitender Grundsatz. Die beiderseits eroberten Gebiete werden militärisch geräumt. Die Bevölkerung bestimmt danach durch Urabstimmung (nach Einsetzung demokratischer Regierung und Volksmiliz) ihre staatliche Stellung ... Es wird Frist gesetzt, innerhalb derer die Ententeregierungen zu entscheiden haben, ob sie Friedensverhandlungen auf dieser prinzipiellen Grundlage zustimmen.“¹⁶ Im Juni 1918 schrieb er: „Das Regime der Bolschewiki sitzt anscheinend immer noch fest im Sattel. Militärische Reorganisation wird eifrig betrieben ... In jedem Dorf ein ‚Sowjet‘, der regiert und verwaltet.“¹⁷

Biographie, Hamburg 1998; Theodor Bergmann: Die Thalheimers – Geschichte einer Familie undogmatischer Marxisten, Hamburg 2004.

15 Privatarchiv Elli Schöttle.

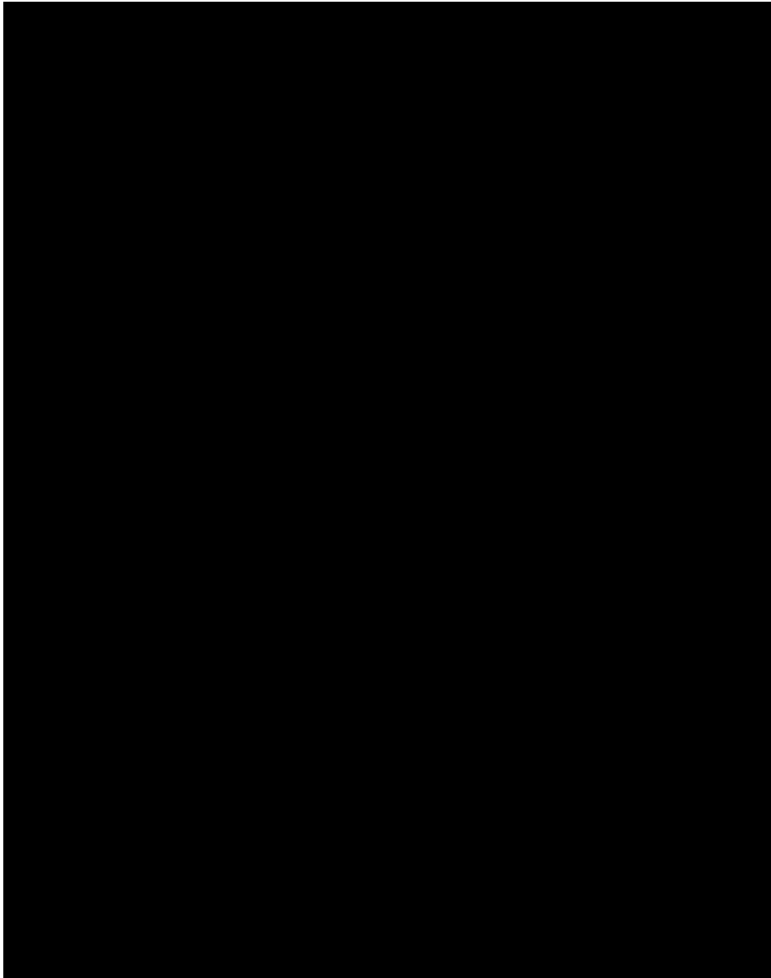
16 Ebenda.

17 Ebenda.

Auch Rosa Luxemburg schrieb aus dem Gefängnis an ihre Schülerin ins Zuchthaus. Die Korrespondenz zeugt von der Sorge und Fürsorge unter Kampfgenossen.

Von Berthas Briefen ist sehr wenig erhalten. Sie klagte nicht und versicherte Freunde und Eltern ihres guten Mutes, bat nur, für sie den Stuttgarter „Sozialdemokrat“ und die Bremer „Arbeiterpolitik“ aufzubewahren.

Die Bemühungen des Vaters um vorzeitige Entlassung blieben ohne Erfolg. Erst am 19. Oktober 1918 öffneten sich für Bertha die Zuchthausstore, wenige Tage vor Beendigung der Haftstrafe. In allem Drang der politischen Arbeit fand Rosa Luxemburg Zeit für einen Glückwunsch: Sie hoffe, Bertha werde sich bald erholen und wieder an der großen Aufgabe teilnehmen können – ein letzter Gruß der Lehrerin vom 19. November 1918.



Clara Zetkin schrieb noch kurz vor dem Ende der Haft einen liebevollen und aufmunternden Brief: „Meine liebe, theure Bertha. Trotz meines Schweigens werden Sie an meiner Freundschaft für Sie nicht irre geworden sein. Sie kennen die Hemmungen, die auf mir lasten ... Ich weiß, daß Ihr moralischer Muth jeder Prüfung, jedem Opfer gewachsen ist, daß er Sie auch die kommenden schweren Tage tragen hilft... Ich bin außer Stande, viele Worte zu machen, aber ich bin mit ganzer Seele bei Ihnen. ... Ich umarme und küsse Sie in treuer, inniger Freundschaft in der Hoffnung auf den Tag, wo wir uns wiedersehen. Ihre Clara Zetkin-Zundel.“¹⁸

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Bertha schon bald Kontakt zu Clara Zetkin aufgenommen hatte und in die KPD eingetreten war. Unterlagen über die ersten Jahre nach 1918 und Berthas Aktivitäten waren bisher nicht zu finden.

1920 heiratete sie den sozialistischen Journalisten Karl Wilhelm Schöttle. Sie wurde bald Mutter der Zwillinge Thomas und Ulrich. In den schweren ersten Nachkriegsjahren verlangte die Fürsorge für die Familie viel Zeit und Kraft. Dann wurde Bertha wieder aktiv in der KPD. Doch behinderte die Verfehlung ihres Bruders August ab Anfang 1924 ihre politische Arbeit.

1925 war Bertha Mitbegründerin und Leiterin des Roten Frauen- und Mädchen-Bundes in Württemberg, der der KPD nahe stand. Ende 1928 wurde sie aller Funktionen enthoben und Anfang 1929, wie viele Anhänger der „Rechten“, bei der endgültigen ultralinken Wende der KPD aus dieser ausgeschlossen.

Bertha wurde Mitglied der KPD-Opposition und schrieb für deren Presse: für die „Arbeiter-Tribüne“ in Stuttgart und die „Arbeiterpolitik“ in Leipzig und dann in Berlin: Gedenkartikel für Leo Jogiches und Paul Levi, einen Beitrag über Karl Radek, den Artikel zum 70. Geburtstag von Clara Zetkin. Sie nahm an der politischen Arbeit der Stuttgarter Genossen teil, ohne höhere Funktionen zu bekleiden. Sie hielt Vorträge vor alten und jungen Genossinnen und Genossen der kommunistischen Opposition, vor allem über die drohende Gefahr des Faschismus und die Notwendigkeit der Einheitsfront.

Bertha Thalheimer nahm zu vielen aktuellen Problemen Stellung. U. a. schrieb sie einen längeren Beitrag über die Massenarbeitslosigkeit, der hier ausführlicher wiedergegeben sei. Zunächst behandelte sie die Frage allgemein und beschrieb die Passivität der Sozialdemokratie: „Die Massenarbeitslosigkeit steht heute, in der rücksichtslosen Herrschaft des Monopolkapitals, der Rationalisierung, der intensivsten Ausnützung der Arbeitskräfte vor der Arbeiterschaft als die schwerste Frage, die der ausbeutende Kapitalismus aufrollt. Während in den frühen Perioden des Kapitalismus, des freien Konkurrenzkampfes, seiner größeren Ausbreitungsmöglichkeiten die Arbeitslosigkeit nur in Zeiten der Krise zu einer Massenerscheinung wurde, so ist heute die Massenarbeitslosigkeit zu einer Dauererscheinung geworden. Vor jeder einzelnen Arbeiterfamilie steht ständig drohend das Gespenst: Kurzarbeit, Arbeitslosigkeit. Die Dauerarbeitslosen, die früher sozial aus dem Kreise des arbeitenden Proletariats ausschieden, ins

¹⁸ Ebenda. Wortlaut: siehe S. 141

Lumpenproletariat absanken, sind heute zu einem Bestandteil der Arbeiterklasse geworden.“ Sie kritisierte die „Schwäche, Kraftlosigkeit, Unklarheit ... der Sozialdemokratie, die infolge ihres dominierenden Einflusses in den Gewerkschaften ... tonangebend“ sei. Danach griff sie einen besonderen Aspekt der Erwerbslosigkeit auf - die zusätzliche Benachteiligung der Arbeiterinnen: Die Sozialdemokratie „ist drauf und dran, das Proletariat politisch und ideell auf einen rein bürgerlichen Standpunkt zurückzuschrauben.“ Denn sie forderte: „Heraus mit den Frauen aus den Betrieben, hinweg mit der Frauenarbeit! Das holdste kleinbürgerliche Idyll schwebt unseren sozialdemokratischen Bonzen vor: Die Frau, holde waltend im häuslichen Kreise, der Mann draußen im feindlichen Leben kämpfend und strebend, die Familie versorgend. Den stolzen Kampf eines Bebel um die politische und soziale Gleichberechtigung der Frau, ihr Recht auf Berufsarbeit, all das haben unsere tapferen Kämpfer vergessen.“ Sie sah die Aufgaben der kommunistischen Gewerkschaftler u. a. darin, alle Betroffenen, Männer und Frauen, zum gemeinsamen Kampf zu führen: „Der Kampf kann nicht gegen, er kann nur um die Gewinnung der Arbeiterfrauen gehen. Die Frauen müssen als Kampfgefährten für den Befreiungskampf der Werktätigen gewonnen werden, und zwar vor allem in den Behörden, in den Gewerkschaften und allen proletarischen Massenorganisationen.“¹⁹

Doppelte Verfolgung im Dritten Reich

1933 begann für Bertha eine politisch und wirtschaftlich sehr prekäre Lebensphase. In diesem Jahr wurde ihre Ehe geschieden; Bertha behielt die Zwillinge. Um der Existenz willen begann sie einen Handel mit Kaffee. Ihr Kundenkreis beschränkte sich jedoch wegen der beginnenden staatlichen Einschränkungen für Juden auf ihre politischen Freunde und auf ihre Verwandten, vor allem die Vettern im fränkischen Öhringen, deren wirtschaftliche Lage sich ebenfalls schnell verschlechterte. Trotzdem halfen sie ihr nach Kräften. In einem Brief vom November 1946 berichtete sie den Freunden Hermann und Käte Duncker, wie ihre Bedrängnis sich verschlimmerte: „Ich habe die ganze Nazizeit hier Gelegenheit gehabt bis zu Ende auszukosten. Bemühungen zur Auswanderung mißglückten alle. Ich war auch nach meiner im Jahre 1933 erfolgten Scheidung durch die zwei 13-jährigen Jungen sehr gebunden. So mußte ich einen schweren Lebenskampf führen, um mich und die Kinder zu ernähren. Durch eine Kaffee-Vertretung schuf ich mir die nötigen Existenzbedingungen. Dabei hatte ich als Jüdin ständig die Partei hinter mir her. So wurde ich drei Mal aus meiner Wohnung hinausgeworfen. Auch die Jungens hatten es sehr schwer. Schließlich ging ich während des Krieges in eine Fabrik. Im Januar 44 (am 11.1.) kam ich in das KZ-Lager Theresienstadt. Nur einem glücklichen Zufall habe ich es zu danken, dass ich einem Vernichtungslager entging. Einmal hatten wir bereits die Koffer zum Abtransport gepackt. Im Mai 1945 wurde ich durch die

¹⁹ Bertha Thalheimer: Abbau der Frauenarbeit? Gegen Massenarbeitslosigkeit – Verkürzung der Arbeitszeit für Männer und Frauen! In: Arbeiter-Tribüne. Süddeutsche Wochenzeitung des werktätigen Volkes. Organ der Kommunistischen Partei(Opposition) Deutschlands, Nr. 35, 30.8.1930.

russische Besatzung befreit, und Ende Juni konnte ich die Rückreise nach Stuttgart antreten, wo ich auch glücklicherweise meine Jungens mobil antraf.²⁰

Bertha hatte Glück in Theresienstadt: Sie überlebte – vielleicht auch wegen der Solidarität mit ihr als alter und bekannter Kommunistin. Ihre Söhne Thomas und Ulrich hielten den nur begrenzten Postkarten-Kontakt mit ihr aufrecht. Sinnigerweise waren auf den Karten Hitlerparolen vorgedruckt. Als sie zurückkam, war sie zwar körperlich geschwächt, aber dennoch voll politischer Aktivität. Nach einer kurzen Zeit des Kräftesammelns erhielt sie eine Mansardenwohnung in Stuttgart-Heslach – zwei Zimmer, Toilette, Kochecke, ohne Bad oder Dusche. Sie suchte sofort ihre Kinder, die zuletzt von deren Vater betreut worden waren, danach ihre politischen Freunde in Stuttgart und anderswo, bis in die USA.

Bertha trat den Naturfreunden bei und der KPD, wie es anfangs die meisten Stuttgarter KPD-O-Mitglieder getan hatten. Hoffte sie doch, die KPD würde aus ihren Fehlern lernen. Sehr bald mußte sie erkennen, daß diese Hoffnung getrogen hatte. Daher schlossen sich sie und ihre politischen Freunde zur Gruppe „Arbeiterpolitik“ zusammen. Diese Kommunisten wollten eine von allen Besatzungsmächten unabhängige sozialistische Politik betreiben. Sie lehnten jede Zusammenarbeit mit den Besatzern ab, kritisierten deren Politik der Konsolidierung des (nun „demokratisch“ gewordenen) Kapitalismus. Die Kritik richtete sich ebenfalls – wenn auch mit völlig anderen Zielrichtungen – gegen die sowjetische Besatzungspolitik, weil diese die Initiative der deutschen Werktätigen fesselte und mit einigen wichtigen Maßnahmen den Interessen des deutschen Proletariats zuwider handelte (Demontagen, Zwangsaussiedlung der Arbeiter und Bauern aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie und aus den Sudeten). Diese Maßnahmen waren auf der Potsdamer Konferenz der vier Siegermächte einmütig beschlossen worden. Die Zustimmung der Sowjetunion widersprach den Leninschen Prinzipien des Friedens ohne Annexionen und Reparationen. Die Gruppe war überzeugt, daß statt der Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie die Zeit für eine sozialistische Umgestaltung Deutschlands reif sei.

Sehr bald stellte Bertha die Verbindung zu ihrem Bruder August, der in Kuba überlebt hatte, her. Sie bemühte sich um seine Rückkehr, wandte sich an Bekannte und Freunde von der Linken, die damals verantwortliche Positionen hatten, in Frankfurt am Main, in Wiesbaden, in München. Zwei führende Gewerkschafter fragten zurück, ob August inzwischen „demokratischer Sozialist“ geworden sei. Bertha antwortete, daß er unverändert Marxist geblieben sei, womit auch diese Bemühungen um Beschäftigung in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit abgeschlossen waren. Die Diener der Besatzungsmächte in beiden Teilen Deutschlands wollten Ja-Sager, keine unabhängigen Marxisten. August blieb die Rückkehr verwehrt; die Geschwister blieben in intensivem brieflichen Kontakt bis zu Augusts frühem Tod am 18. September 1948. Ein Wiedersehen war ihnen nicht vergönnt.

20 Privatarchiv Elli Schöttle.

Bertha arbeitete in der Gruppe Arbeiterpolitik mit und zeichnete ab Frühjahr 1952 verantwortlich für die Zeitschrift „Arbeiterpolitik“. In ihrer kleinen Mansardenwohnung blieb sie ihrer gewohnten Gastfreundschaft treu und nahm Genossen bei sich auf. So konnte Heinrich Brandler in jedem Sommer die Badekur in Stuttgart-Cannstatt in Anspruch nehmen, die seine ständigen Rückenschmerzen linderte. Nach einem leichten Schlaganfall gab Bertha ihre Wohnung auf und übersiedelte in ein Altersheim. Die Söhne und die Schwiegertöchter sorgten für sie bis zu ihrem Tode am 23. April 1959.

Sie gehört in die Geschichte der marxistischen Linken

Bertha Thalheimer hatte ihr Leben und ihre Fähigkeiten der Arbeit in der revolutionären Arbeiterbewegung gewidmet. An wichtigen Weichenstellungen hat sie mitgewirkt. Ihre Arbeit in der marxistischen Strömung vor allem während des Belagerungszustandes im Ersten Weltkrieg war nicht ungefährlich. In dieser Zeit hat sie an wichtigen illegalen Konferenzen teilgenommen und einige mit organisiert. Noch in der von einem KPD-nahen Verlag herausgegebenen Illustrierten Geschichte der deutschen Revolution, 1929 erschienen, wurde sie erwähnt. Dann aber wurde sie, wie ihr Bruder August zur Unperson. Ulla Plener hatte 1961 in ihrem oben erwähnten Artikel über die Spartakuskonferenz vom März 1916 zu Bertha Thalheimer lediglich angemerkt: „Bertha Thalheimer gehörte zur Spartakusgruppe, war seit 1918 Mitglied der KPD, wurde 1929 als Renegat aus der KPD ausgeschlossen.“ In Rosa Luxemburgs Gesammelten Briefen, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED (1982-1990) konnte sie nicht unerwähnt bleiben. Im Personen-Register heißt es dann: „Sozialdemokratin, gehörte zur Gruppe Internationale (Spartakusbund), nahm an den Konferenzen in Zimmerwald 1915 und Kienthal 1916 teil; vertrat zeitweilig zentristische Auffassungen; wurde 1918 Mitglied der KPD.“ Eine offensichtlich recht magere Beurteilung eines Lebens für die kommunistische Idee, die auch im letzten Band, der 1993 erschien, nicht ergänzt wurde. Umso notwendiger ist es, diese mutige, unbeugsame Frau der Geschichte der Arbeiterbewegung zurückzugeben, die auch zu ihren Freunden, wie dem Autor dieser Skizze, nie von ihrer Arbeit, auch nicht von dem langen Zuchthausaufenthalt erzählte. Manche Fakten dieser Seite ihres aktiven Lebens wurden erst bekannt, als nach 1989 die Archive der DDR allgemein zugänglich wurden. Im jüdischen Museum der Gemeinde Obersulm, zu der ihr Geburtsort Affaltrach heute gehört, ist Bertha und August Thalheimer eine Vitrine gewidmet, in der ihre Lebensleistung ausführlich dargestellt wird.

Was Bertha Thalheimer getan hat, sah sie als ihre selbstverständliche Pflicht. Im Aufstieg wie im Niedergang und in der tiefsten Niederlage blieb sie ihren Überzeugungen treu. Sie war eine würdige Schülerin von Clara Zetkin und Rosa Luxemburg, die eine eigenständige marxistische Strömung repräsentierten.

Dokumenten-Anhang

Die Gleichheit
Zeitschrift für die Interessen
Der Arbeiterinnen

Wilhelmshöhe, d. 22.X.1917
Post Degerloch bei Stuttgart

Meine liebe, theure Bertha,

Trotz meines Schweigens werden Sie an meiner Freundschaft für Sie nicht irre geworden sein. Sie kennen die Hemmungen, die auf mir lasten. Namentlich ist meine Leistungsfähigkeit noch immer ganz gering. Wenn ich auch nur ein klein wenig arbeiten will – und ich muß arbeiten – so kann ich nichts daneben thun, weil meine Kräfte sehr bald versagen. Meine Gedanken & mein ganzes Herz sind oft genug bei Ihnen gewesen. Insbesondere in den letzten Tagen, den Ehrentagen par excellence, an denen Sie für Ihre Überzeugung nicht bloß leiden mussten, sondern auch für sie sprechen durften. Gestern waren Ihr Vater und Ihr Bruder bei uns, um uns den Ausgang des Prozesses mitzuthemen. Wir sind tief erschüttert. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen & an Sie gedacht, & heute früh waren Sie der erste Gegenstand meines Gesprächs. Ich darf nichts über die politische Seite der Sache sagen. Um so lauter, mit feurigen Zungen möchte ich über die menschliche Seite reden. Liebste Bertha, Sie sind ein glücklicher Mensch, & Sie dürfen ein stolzer Mensch sein, auch wenn Sie Zuchthauskleider tragen. Für Ihre Überzeugung haben Sie sich ganz eingesetzt, ohne zu schwachen & zu feilschen haben Sie Ihr Alles für die erkorene Idee Ihre Jahre gegeben. Das große Beispiel Ihrer Überzeugungstreue, Ihres Opfermuths wird nicht vergeblich sein. Es wird die Zeit kommen, wo es lebendig, fruchtbar werden wird. Ich weiß, dass Ihr moralischer Muth jeder Prüfung, jedem Opfer gewachsen ist, daß er Ihnen auch die kommenden schweren Tage tragen hilft. Möchte nur Ihre Gesundheit gleich stark bleiben. Meine liebste Bertha, ich bin außer Stande, viele Worte zu machen, aber ich bin mit ganzer Seele bei Ihnen. Mein Mann schickt Ihnen viele herzliche Grüße, Ihr Los ist ihm sehr nahe gegangen. Auch unsere Jungen werden es tief empfinden. Ich umarme & küsse Sie in treuer, inniger Freundschaft in der Hoffnung auf den Tag, wo wir uns wiedersehen.

Ihre
Clara Zetkin-Zundel

Quelle: Privatarchiv Elli Schöttle

Hugo Dornhofer – ein christlicher Gewerkschafter in der NS-Zeit

Thomas Speckmann

Zu den bekannten Repräsentanten der christlich-demokratischen Gewerkschafter und Politiker Deutschlands gehört Hugo Dornhofer nicht.¹ Als zeitweiliger Vorsitzender der Thüringer CDUD und als Politikerfigur im katholischen Milieu des Thüringer Eichsfeldes besaß er in der Nachkriegszeit allenfalls einen regionalen Bekanntheitsgrad.

Anders als die meisten Landespolitiker stammte Dornhofer aus einfachsten Verhältnissen. Weil, hierfür untypisch, ein umfangreicher Nachlaß im Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung in St. Augustin (ACDP) erhalten ist, kann Dornhofers politische Sozialisation aus dem Arbeitermilieu über die christliche Gewerkschaftsbewegung in die Landespolitik Thüringens nachvollzogen werden. Außerdem ist es möglich, aus der Perspektive des „kleinen Mannes“ den Schock des Ersten Weltkrieges und die Erfahrung der Verfolgung durch die NS-Diktatur zu erfassen. Die Politik der sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland und das Funktionieren des Repressionsapparates der DDR lassen sich aus dem Blickwinkel des Landespolitikers ebenfalls nachvollziehen. Ein Nachlaß, der die seltene Chance bietet, nicht nur den Lebens- und Berufsweg, sondern vor allem die politische Tätigkeit und Verfolgung eines Mannes aus dem zweiten und dritten Glied der Politik nachzuzeichnen, um damit Aufschlüsse gerade auch über die Umbruchsphasen in einer politischen Region zu gewinnen, die bisher von der Forschung weitgehend vernachlässigt worden ist. Insbesondere Dornhofers ausführliche Tagebuchaufzeichnungen der Jahre 1919 bis 1958 erlauben es, die politische Wahrnehmung und Selbsteutung eines Vertreters des christlichen Gewerkschaftsmilieus zu untersuchen, der sich weniger durch seine intellektuelle Originalität als durch seine Rolle als Rezipient auszeichnet, in dessen Denkhaltungen und Einstellungen sich die Umbrüche der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts spiegeln.

Dornhofer wurde am 14. November 1896 in der österreichischen Steiermark geboren; als Sohn eines Straßenwärters wuchs er in Oberfeistritz auf, erlernte das Tischlerhandwerk und diente im Ersten Weltkrieg an der Alpenfront. Zurück aus der Kriegsgefangenschaft, arbeitete Dornhofer 1920/21 als Sekretär bei den Christlichen Gewerkschaften in Graz und Klagenfurt, zog 1921 nach Heiligenstadt in die Heimat seiner Frau um und war dort 1923/24 als Bezirkssekretär des

¹ Über Hugo Dornhofer hat der Autor eine Dissertation verfaßt, die mit dem Förderpreis der Präsidentin des Thüringer Landtags für Arbeiten zum Parlamentarismus 1999 ausgezeichnet worden ist: Hugo Dornhofer. Biographische Studien 1896-1977, Hain Verlag, Jena-Rudolstadt, 2003.

Zentralverbandes der Landarbeiter sowie ab 1926 in gleicher Stellung für die christlichen Tabakarbeiter tätig. Für das Zentrum gehörte er ab 1929 der Stadtverordnetenversammlung in Heiligenstadt an.

Über die Ursachen und Gründe, die ihn bewogen, sich nach dem Ersten Weltkrieg der christlichen Gewerkschaftsbewegung Österreichs anzuschließen, traf Dornhofer keine direkte Aussage. Dennoch ist in der Selbstdarstellung seiner Tagebücher ein Politisierungsvorgang festzustellen. Gemäß der katholischen Prägung seines Herkunfts- und Ziehmilieus scheint er sich der Christlichsozialen Bewegung und damit den christlichen Gewerkschaften verpflichtet gefühlt zu haben. Bei der Begeisterung für die Sache sollte es allein nicht bleiben. Als Tischler und Drechsler im Elektrowerk Weiz beschäftigt, ergriff Dornhofer im Juni 1920 die Gelegenheit, sich an der Gewerkschaftsarbeit zu beteiligen, und wurde zum Sekretär beim Landeskartell der christlichen Gewerkschaften in Graz berufen, von wo er im Dezember in gleicher Position nach Klagenfurt wechselte.

Die Tätigkeit als Gewerkschafter schilderte Dornhofer als eine Zeit der Lehrjahre. Was seinen beruflichen und politischen Aufstieg betrifft, wird deutlich, daß er sich des Widerspruches bewußt war, der zwischen seiner gewerkschaftlichen Arbeit und seinem niedrigen Bildungsstand bestand. Denn nicht zuletzt plädierte er in seinen Tagebuchnotizen für die Schaffung von zwei selbständigen Arbeiterorganisationen, eine für die „geistigen“, eine andere für die „manuellen“ Arbeiter und Angestellten, da gegen eine gemeinsame Interessenvertretung seiner Meinung nach der Bildungsvorsprung und die damit verbundene Dominanz der ersteren gegenüber den letzteren sprach.² Gedanken, die nach dem Scheitern von Adam Stegerwalds Vorhaben zur Gründung einer christlich-demokratischen Sammlungspartei – überkonfessionell, national und sozial – an Vorstellungen Jakob Kaisers von einer eigenen Arbeiterpartei erinnern.³

Den Druck der Unternehmensleitung auf die Arbeitervertreter und die Konkurrenz der anderen Gewerkschaften empfand Dornhofer als hart.⁴ Die in Dornhofers Augen gebildeten Vertreter der sozialistischen Gewerkschaften scheinen ihn sehr beeindruckt zu haben. Ihre Erfolge bei den Arbeitern verband er automatisch mit deren Schulung. Er berichtete von dem Beschluß, seine eigenen, übers Lesen und Schreiben kaum hinausreichenden Kenntnisse zu verbessern; Neben seiner beruflichen Tätigkeit habe er begonnen, Werke von Georg Adler, August Bebel und Theodor Brauer zu studieren (finanziert durch Überstunden und Akkordarbeit), wobei die Lösung der Bodenfrage und die Anliegen der Arbeitnehmer seine Interessenschwerpunkte gewesen seien.⁵ Seine Bemühungen sind im Zusammenhang

2 Siehe Hugo Dornhofer: Aus meinem Tagebuch: Im Namen Gottes. Selbstgespräche von Hugo Dornhofer. Vorwort, Tagebuch Nr. 1, Graz/Klagenfurt, 1.10.1920-27.9.1921, S.49-56, in: ACDP I-645-001/5.

3 Siehe Erich Kosthorst: Jakob Kaiser. Der Arbeiterführer, Stuttgart 1967, S.97.

4 Siehe Hugo Dornhofer: Hugo Dornhofer, vermutlich Selbstporträt, o.O. o.D., S.2, in: ACDP I-645-001/5.

5 Siehe Hugo Dornhofer: Aufzeichnungen über einen Fragebogen des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften, ohne Titel, Tagebuch Nr.49, o.O. o.D., wahrscheinlich 1929/30, S.3-6, in: ACDP I-645-003.

mit der Bildungsbewegung zu sehen, die Anfang der 20er Jahre die christlichen Gewerkschaften erfaßte.

Von Bebel übernahm Dornhofer den vielzitierten Leitsatz „Christentum und Sozialismus stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser“. Zudem dienten Dornhofer nach eigener Aussage die Erinnerungen Bebels, niedergeschrieben in dem dreibändigen Werk „Aus meinem Leben“, als Vorlage für seine eigenen Tagebuchaufzeichnungen.⁶ Bei Brauer, dem führenden Theoretiker der christlichen Gewerkschaftsbewegung, überzeugte ihn besonders die Rückkehr zu berufsständischen Ideen und dessen zeitgemäße Interpretation des „veralteten Begriffs des Berufsstandes“ als „die Gesamtheit aller derjenigen, die in einem Produktionszweig zusammenarbeiten und durch diese Zusammenarbeit eine Gesamtleistung hervorbringen“.

Brauer bestimmte den Standort der christlichen Gewerkschaften weitgehend aus dem Gegensatz zur Sozialdemokratie: „Der Sozialismus will den Kapitalismus fortsetzen und zugleich überwinden durch das Weitertreiben seiner zersetzenden Tendenzen; das Christentum will ihn überwinden durch Wiederverknüpfung der Bande, die der Kapitalismus gelockert, wenn nicht zerrissen hat.“ Unter diesen verstand Brauer Ehe, Religion und Eigentum⁷, Werte, denen sich auch Dornhofer zeitlebens verbunden zeigte. Der Ausbau des christlich-gewerkschaftlichen Bildungswesens diente vor allem der „Erziehungsarbeit“. Im August/September 1920 wurden erstmals Kurse für Gewerkschaftsangestellte veranstaltet und von Brauer geleitet, an denen auch Dornhofer wiederholt teilnahm. Das Ziel der „Persönlichkeitsbildung“ wurde, was die Person Dornhofers betrifft, von den christlichen Gewerkschaften vollkommen erreicht: Ausdrücklich betonte er, daß nur die strenge Befolgung der Lehren des Christentums ein erfolgreiches Wirken seiner Organisation ermögliche. Andernfalls werde man genauso scheitern wie die Sozialdemokraten.⁸ Noch Jahre später zeigte er sich von der selbsterfahrenen Erziehungsarbeit und ihren Studienmöglichkeiten begeistert: „Die Kurse bei den christlichen Gewerkschaften standen ausnahmslos auf seltener Höhe.“⁹

Dornhofer konnte sich mit der Gedanken- und Ideenwelt sowie den Zielen der verschiedenen Arbeiterbewegungen vertraut machen und zugleich sein Gefühl der Unterlegenheit kompensieren, wenn diese die bürgerlichen Bildungsprivilegien als Ausdruck von Klassenherrschaft anprangerten. Das Verlangen nach den Prestigegütern Bildung und Wissen dürfte bei ihm jedoch zugleich auf ein herkunftsbedingtes Defizit in diesen Belangen zurückzuführen sein. Später verschrieb sich Dornhofer in der Retrospektive einem fast überfordernden Leistungs- und Arbeitsethos. Stolz über den persönlichen Erfolg erfüllte ihn, abseits des geregelt,

6 Siehe Hugo Dornhofer: Die verrufenste Zelle, o.O., Tagebucheintrag 2.2.1958, S.3, in: ACDP I-645-005/1.

7 Siehe Michael Schneider: Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 1989, S.117, 184, 209.

8 Siehe Hugo Dornhofer, 1.10.1920-27.9.1921, S.49-56.

9 Hugo Dornhofer: In jener Zeit. Aus meinem Tagebuch, o.O., verfaßt ab 26.7.1948, S.129, in: ACDP I-645-006/2.

normalen Bildungsweges in hartem Selbststudium sein Wissen erweitert zu haben und sich nun in seinem Können bestätigt zu sehen: „Da ich auf alle Fragen antworten mußte und die Angriffe der Gegner zu widerlegen hatte, war ich gezwungen, alle freie Zeit und die halben Nächte zum Lernen und Lesen zu verwenden. [...] Wollten wir uns als Minderheit halten, mußten wir auf dem Damm sein und mehr wissen wie die anderen.“¹⁰

Dornhofer verinnerlichte die christlich-nationale Sammlungs-idee und reflektierte sie in seinen Tagebuchnotizen über die Aus- und Fortbildungskurse des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften für Gewerkschaftsfunktionäre in Köln und Hannover, an denen er ebenso teilnahm wie an den Konferenzen des Zentralverbandes christlicher Tabakarbeiter in Königswinter.¹¹

Während seiner Studien im Rheinland lernte Dornhofer Jakob Kaiser kennen, der bereits seit 1906 Mitglied und seit September 1912 Kartellsekretär der christlichen Gewerkschaften in Köln war. Zu Kaiser sollte Dornhofer zeitlebens eine tiefe Verbundenheit empfinden. Er wurde sowohl sein großes Vorbild in der Gewerkschaftsarbeit als auch eine Art Lehrmeister in der Politik.

Die christliche Gewerkschaftsbewegung beeinflusste Dornhofers Leben auf zweierlei Weise: Zum einen war sie identitäts- und sinnstiftendes Sozialmilieu, zum anderen Mittel seines sozialen und beruflichen Aufstiegs. Seine Weiterbildungsbemühungen hatten ihn von der Drehbank an den Schreibtisch eines Gewerkschaftssekretärs gebracht. Werte wie Arbeit, Bildung, Tugend und Moralität sowie die besondere Bedeutung der Familie bildeten wichtige Elemente von Dornhofers Identität. Eine Prägung, die noch jahrzehntelang in seinen Aufzeichnungen nachwirkte, da sie Teil seiner tief verankerten Persönlichkeitsstruktur und seines sozialen Emanzipationsprozesses geworden war.

Die dem Selbstverständnis der katholisch geprägten Gewerkschaften früher Ausprägung entsprechende Selbstbeschränkung, parteipolitische Bindungen zu vermeiden, wurde in der Weimarer Republik zugunsten einer Partnerschaft mit der Deutschen Zentrumspartei aufgehoben.¹² Diese Entwicklung vollzog Dornhofer theoretisch und praktisch nach, indem er sich in Heiligenstadt gemäß seiner politischen und gewerkschaftlichen Vorprägung im Zentrum engagierte, das seit dem Kulturkampf die bestimmende Partei des Eichsfeldes war und dort auf eine lange Erfolgsgeschichte und Tradition zurückblicken konnte.¹³

Obwohl sich Dornhofer in der Weimarer Republik gesellschaftlich stets mehr von links als von rechts bedroht sah, wurde seine berufliche Laufbahn als Gewerkschaftssekretär ausgerechnet von der politischen Bewegung beendet, deren Bedeutung er wie so viele Zentrumspolitiker fatal unterschätzt hatte. Auch auf gewerk-

10 Hugo Dornhofer, 1929/30, S.7.

11 Siehe Hugo Dornhofer: Tagebuch über Gewerkschaftskonferenzen, ohne Titel, Tagebuch Nr.47, o.O., 29.9.-2.11.1926, in: ACDP 1-645-003; Hugo Dornhofer: Aus meinem Tagebuch: Rechtsschutzkursus vom 2.-20.4.1929 in Königswinter, Tagebuch Nr.3, Königswinter, 2.-20.4.1929, in: ACDP 1-645-003.

12 Siehe Michael Schneider: Die christlichen Gewerkschaften 1894-1933, Bonn 1982, S.622-624.

13 „Das Hineinwachsen in die Politik ist für einen Gewerkschaftssekretär eine Selbstverständlichkeit. Er ist drin und weiß nicht wie!“ (N.N.: Wir stellen vor: Hugo Dornhofer. Stellver. Vors. im CDU-Landesverband Thüringen, in: Thüringer Tageblatt, 18.7.1946.)

schaftlicher Seite brach der Widerstand gegen das Vordringen des Nationalsozialismus in das lokale Milieu zusammen. Bereits im Januar 1933 kehrten die Sekretäre der christlichen Gewerkschaften in Heiligenstadt, Hugo Dornhofer, Paul Hey und August Schuchardt, deprimiert von einer Gewerkschaftstagung aus Hannover zurück. Mit Jakob Kaiser und den Gewerkschaftsvorständen hatten sie über die politischen Perspektiven Deutschlands diskutiert und waren resignierend zu dem Urteil gelangt, daß ihr Schicksal besiegelt war. Der Versuch, im letzten Moment eine Einheitsgewerkschaft als „Volksfront“ gegen die Nationalsozialisten in Heiligenstadt aufzubauen, scheiterte nach Aussage von Paula Meyer, seit Januar 1929 Dornhofers Sekretärin im Büro der christlichen Gewerkschaften in Heiligenstadt.¹⁴ Zu sehr hatten gegenseitiges Mißtrauen und Abneigung über Jahre die verschiedenen Gewerkschaften im Umgang miteinander geprägt, als daß sich nun rasch die tatsächlich bestehenden Unterschiede um einer Einheitsfront willen zurückstellen ließen.¹⁵ Die fundamental voneinander abweichende Haltung gegenüber der pluralistischen Parteidemokratie¹⁶ gab auch aus Dornhofers Sicht schließlich den Ausschlag für das Scheitern eines gemeinsamen Kampfes gegen Hitler. Die christlichen Gewerkschafter versuchten, nicht zuletzt auf Reichsebene, die drohende Gleichschaltung zu verhindern. Im April 1933 einigten sich die Vertreter der sozialistischen Gewerkschaften, Wilhelm Leuschner, der christlichen Gewerkschaften, Jakob Kaiser, und der liberalen Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, Anton Peter Erkelenz, auf Grundsätze zur Bildung einer Einheitsgewerkschaft, um ihren Handlungsspielraum gegenüber dem NS-Regime zu wahren. Das Vorhaben konnte jedoch nicht mehr realisiert werden.¹⁷ In Heiligenstadt wurde diese letzte Initiative der Gewerkschaften vor ihrer Gleichschaltung noch im März 1933 auf Gewerkschaftsversammlungen und Kundgebungen diskutiert.¹⁸ Doch die NSDAP betrieb eine allumfassende ideologisch-politische Einordnung staatlicher und gesellschaftlicher Institutionen und Gruppierungen in ihr Herrschaftssystem. Der vernichtende Schlag gegen die Gewerkschaften ließ nicht lange auf sich warten. Nur einen Tag nach dem 1. Mai, dem „Tag der nationalen Arbeit“, wurden die

14 Der Begriff „Volksfront“ stammt ursprünglich aus der kommunistischen Volksfrontbewegung der 30er Jahre, wurde aber erst in den Jahren 1934/35 auch von anderer Seite verwandt, wie das Beispiel Paula Meyers zeigt. So hatten die christlichen Gewerkschaften im März 1932 mit der „Volksfront“ einen Kampfverband gegründet, um Übergriffe der Nationalsozialisten abzuwehren. Dennoch bleibt zu vermuten, daß Meyer mit dem versuchten Aufbau einer „Volksfront“ in Heiligenstadt die gescheiterte Bildung einer Einheitsgewerkschaft auf dem Eichsfeld meint. Siehe Paula Meyer: *Erinnerungen*, o. O. o. D., in: Privatarchiv Aloys Schaefer.

15 Siehe Arno Klönne: *Fragwürdige Leitbilder der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik*, in: Ernst Breit (Hrsg.): *Aufstieg des Nationalsozialismus. Untergang der Republik. Zerschlagung der Gewerkschaften*, Köln 1984, S.85-93.

16 Siehe Heinrich Porthoff: *Zur Rolle der Gewerkschaften in der Weimarer Republik*, in: Ernst Breit, *Aufstieg*, S.73-84.

17 Siehe Helga Grebing: *Thesen zur Niederlage der organisierten Arbeiterschaft im Kampf gegen den deutschen Faschismus*, in: Ernst Breit, *Aufstieg*, S.94-106.

18 Paula Meyer berichtet von einer Kundgebung in der Lindenallee, geht aber nicht auf deren Inhalt ein. Siehe Paula Meyer, *Erinnerungen*. In der lokalen Presse finden sich leider keinerlei Hinweise auf eine derartige Veranstaltung in diesem Zeitraum.

sozialistischen Gewerkschaften verboten.¹⁹ Am 10. Mai gründeten die Nationalsozialisten die Deutsche Arbeitsfront und erklärten damit die Arbeit der Gewerkschaften endgültig für beendet.²⁰ Die Ausschaltung der christlichen Gewerkschaften folgte am 24. Juni. Einen Monat später existierte auch der Zentralverband christlicher Tabakarbeiter nicht mehr.²¹ Die Gewerkschaften verloren ihr Vermögen und ihre Zeitungsorgane. Die Büros wurden besetzt, ein Teil der Funktionäre verhaftet und die meisten Sekretäre fristlos entlassen.²²

Wie überall in Deutschland durchsuchte die SA auch in Heiligenstadt am 2. Mai²³ die Häuser der Gewerkschaften nach Waffen – ergebnislos.²⁴ Den Sekretären wurde vorgeworfen, in einigen Eichsfelder Gemeinden „Volksfronten“ gegen die SA initiiert oder gar gegründet zu haben. Dornhofer mußte das Büro sofort verlassen. Ohne finanzielle Ansprüche an die Gewerkschaften geltend machen zu können, stand er mit fünf unmündigen Kindern nun vollkommen mittellos da. „Ein jammervolles Leben begann. Verhöhnt, verspottet, verfolgt wie ein Verbrecher. [...] Mit besonders liebevoller Sorgfalt wurden wir ‚Gewerkschaftsbonzen‘ zu den dreckigsten Arbeiten beordert. Anlässlich einer Rosenbergkundgebung [am 18. August 1935, Anm. d. V.] mußte ich zwischen den Pflastersteinen das Gras herausrupfen. Zum Hohn bekam ich eine Freikarte. Hingegangen bin ich nicht. Beorderung und peinliches Verhör. Meine Kinder wurden auf offener Straße verhöhnt, verspottet und geschlagen. Und zu Hause sagten sie mir, noch mit Tränen in den Augen: ‚Vater, du bleibst aber, was du bist, von diesem Lumpengesindel lassen wir uns nicht unterkriegen.‘“²⁵

Offenen Widerstand mit all seinen Gefahren und Risiken wollten die christlichen Gewerkschafter im Gegensatz zu ihren kommunistischen Kollegen nicht leisten.²⁶ Wichtiger erschien ihnen, die Diktatur zu überleben, um ihre politischen Ideen und Konzepte für eine Zeit nach Hitler zu erhalten. Doch obwohl die Funktionäre der aufgelösten christlichen Parteien, Verbände und Gewerkschaften keine eigene Widerstandsgruppe aufbauten, wurden sie von den Nationalsozialisten als entschie-

19 Siehe Michael Schneider: Unterm Hakenkreuz. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999, S.91-106.

20 Siehe Andreas Kranig: Arbeitnehmer, Arbeitsbeziehungen und Sozialpolitik unter dem Nationalsozialismus, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.): Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, Bonn 1993, S.135-152, hier S.139-143.

21 Siehe Hugo Dornhofer: Schreiben an den Beauftragten der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation (NSBO) des Zentralverbandes christlicher Tabakarbeiter, 14.7.1933, in: ACDP I-645-001/6.

22 Siehe Schneider, Kleine Geschichte, S.221-227.

23 Siehe Wolfgang Petter: SA und SS als Instrumente nationalsozialistischer Herrschaft, in: Bracher/Funke/Jacobsen, Deutschland, S.76-94, hier S.80f.

24 Siehe Günther Meinhardt: Die SA im Eichsfeld, in: Eichsfelder Heimatstimmen 1986, H.7, S.302-305.

25 Dornhofer, Selbstporträt, S.2.

26 Siehe Francis L. Carsten: Widerstand gegen Hitler. Die deutschen Arbeiter und die Nazis, Frankfurt am Main 1996, S.76-115.

dene Gegner ihrer Ideologie und ihres Herrschaftssystems betrachtet und dementisprechend verfolgt.²⁷

Soziale Identität wurde weiterhin über die Einbindung in das katholische Milieu hergestellt. Fest in ihrer sozialen Gruppe integriert, machten sich die ehemaligen Gewerkschaftssekretäre mit Rundschreiben Mut. Um sich mit seinen früheren Kollegen, die meist unter den gleichen Schikanen wie er selbst zu leiden hatten, ungestört treffen zu können, nahm Dornhofer zudem an Wallfahrten teil.²⁸

So wurde die Voraussetzung dafür geschaffen, daß die alte soziale Bindung nicht in Frage gestellt werden mußte, sondern auch weiterhin erhalten bleiben konnte. Der Selbstbeschreibung nach ergab sich sogar in der Zeit der Verfolgung eine leidenschaftliche Übereinstimmung mit dem Leben – keine Verzagtheit oder Resignation angesichts des nationalsozialistischen Terrorregimes. Die Besinnung auf die „wahren Werte“ wertete ebenjene ärmliche Existenz auf, die auf den Umbruch 1933 folgte. Gerade in der Bedrohung wurden Vertraute und Freunde besonders wichtig. „Neben der klaren Festigkeit in meiner ganzen Familie, die alle Not und alles Elend klaglos ertragen hat, hat mir diese unwandelbare Treue, Anhänglichkeit und Kameradschaft der Arbeiter über all das Schwere am meisten hinweg geholfen. Auf keiner Arbeitsstelle ist mir von irgend einem Arbeiter, mochte er früher ‚christlich‘ oder ‚frei‘ organisiert gewesen sein, mochte er Sozialdemokrat oder Kommunist sein, auch nur ein verkehrtes Wort gesagt worden. Unterstützung und Hilfsbereitschaft habe ich in überreichem Maße erfahren. Darum fühle ich mich diesem meinem Stande und seinen Nöten so herzlich nahe. Es haben mir aber auch viele andere Gesinnungsfreunde ihre Treue nicht nur in Worten, sondern durch die Tat bewiesen, deren ich in besonderer Dankbarkeit gedenke. Es sind nicht viele. An den Fingern einer Hand kann ich sie herzählen. Desto anerkennenswerter ist ihre unentwegte Treue und Sorge um meine Familie. Die dauernde Verbindung mit unserem Jakob Kaiser, Stegerwald, Cammann und über letzteren mit vielen anderen Kollegen gab mir die Gewißheit, daß es nur darauf ankam, die Zeit zu überstehen.“²⁹

Dornhofer begriff die nationalsozialistische Machtergreifung als tiefgreifende Zäsur. Er verlor seine Arbeit und seinen bisherigen Lebensmittelpunkt.

In dem Teil seiner Erinnerungen, in dem der als Gewerkschaftssekretär entlassene Dornhofer die Suche nach immer neuen Arbeitsstellen beschreibt, wird deutlich, daß seine demokratische Gesinnung einer Hypothek gleichkam, die ihm ein unabhängiges finanzielles Dasein verwehrte und ihn vielmehr bis zum Jahre 1938 zu achtzig Prozent der Zeit arbeitslos sein ließ.³⁰ Die Vielzahl beruflicher Stationen, aus denen er aufgrund seiner früheren Tätigkeit in Zentrum und christlichen

27 Siehe Günter Buchstab/Brigitte Kaff/Hans-Otro Kleinmann: Verfolgung und Widerstand 1933-1945. Christliche Demokraten gegen Hitler, Düsseldorf 1990, S.9.

28 Siehe Gerhard Cammann: Rundschreiben an die Angestellten des früheren Zentralverbandes christlicher Tabakarbeiter, 10.10.1935, S.2, in: ACDP 1-645-001/6.

29 Dornhofer, Selbstporträt, S.2f.

30 Siehe Charakteristik über den 2. Landesverbandsvorsitzenden der CDU in Thüringen – Hugo Dornhofer, gezeichnet Wachholz (Vorname dem Verfasser unbekannt), o.O. o.D., S.2, in: ACDP 1-645-001/5.

Gewerkschaften entlassen wurde, reichte von einem Textilhandel und Erdarbeiten für den Arbeitsdienst über vom Arbeitsamt vermittelte Tierimpfungen bis zum technischen Zeichner bei der Firma „Henschel & Sohn“ in Kassel, die Flugmotoren herstellte.³¹ Meist mußte Dornhofers Familie nicht zuletzt wegen seiner zahlreichen Erkrankungen von der Wohlfahrtsunterstützung leben.³²

Mit dem Terrorregime der nationalsozialistischen Konzentrationslager kam Dornhofer in Berührung, als er im Oktober 1943 in Niedersachswerfen bei Nordhausen zwangsverpflichtet wurde. Als Bauaufseher der Wirtschaftlichen Forschungsgesellschaft (WiFo) arbeitete er bei den „Mittelwerken Dora“ neben dem gleichnamigen Konzentrationslager.³³ Dornhofer verantwortete den Aufbau von logistischen Einrichtungen wie Lagerhäusern, Tanklagern und Unterkünften und erhielt dafür das Kommando über zivile Arbeitskräfte, die nicht inhaftiert waren. Über Häftlinge hatte er weder Verfügungs- noch Weisungsrecht. Sie unterstanden ausschließlich der Befehlsgewalt der SS, die Dornhofer einen Zivilisten als Verbindungsmann zu den Gefangenen an die Seite stellte, damit diese nach Dornhofers Anweisungen arbeiteten. Ihm selbst war jeglicher Kontakt mit den Häftlingen streng verboten.³⁴

Wenn er den Lager-Terror auch nicht als Häftling erdulden mußte, wurde Dornhofer doch unmittelbar Zeuge der systematischen Vernichtung Tausender Gefangener. In seinen Aufzeichnungen tat er sich im Gegensatz zu jenen über seine bisherigen Lebensstationen sehr schwer mit der Schilderung der Zeit in Mittelbau-Dora. Erst 1948 war er bereit, Zeugnis abzulegen. Seiner Meinung nach hatten Deutsche ein Verbrechen begangen, das nicht abgebußt werden konnte: „Durch was soll hier auf Erden diese Schuld gesühnt oder der Schaden wieder gut gemacht werden?“³⁵

Im Spätsommer 1944 wurde Dornhofer im Zuge der „Aktion Gewitter“ verhaftet. Vom Attentat auf Hitler am 20. Juli geschockt, reagierte das NS-Regime mit einer Massenverhaftung. Rund 5000 ehemalige Reichs- und Landtagsabgeordnete, Stadtverordnete, Partei- und Gewerkschaftssekretäre von KPD, SPD und Zentrum wurden ohne Anklage festgenommen.³⁶ Da Jakob Kaiser mit Hilfe von Freunden untertauchen und sich bis Kriegsende in einem Keller in Berlin-Babelsberg

31 Siehe Gerhard Cammann: Rundschreiben an die Angestellten des früheren Zentralverbandes christlicher Tabakarbeiter, 25.4.1935, S.2; 3.5.1938, S.3; 17.12.1938, S.2; 8.11.1939, S.2, in: ACDP I-645-001/6.

32 Siehe Hugo Dornhofer: Schreiben an die Reichsfeststellungsbehörde (Gemäß §30 des Entschädigungsgesetzes, 9.12.1937), Berlin, Königsplatz (Reichsministerium des Innern), 8.4.1938, S.2f., in: ACDP I-645-001/6.

33 Siehe Döpp (ehemaliger Leiter der WiFo-Außenstelle Niedersachswerfen): Eidesstattliche Erklärung im Rahmen der Entnazifizierung für Hugo Dornhofer, 25.10.1947, in: ACDP I-645-001/7.

34 Siehe Döpp: Eidesstattliche Erklärung im Rahmen der Entnazifizierung für Hugo Dornhofer, 22.11.1947, in: ebenda.

35 Hugo Dornhofer: Aus meinem Tagebuch: Kohnstein, Tagebuch Nr.62, o.O., April 1949, S.21, in: ACDP I-645-003.

36 Siehe Ulrike Hett/Johannes Tüchel: Die Reaktionen des NS-Staates auf den Umsturzversuch vom 20. Juli 1944, in: Peter Steinbach/Johannes Tüchel (Hrsg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Bonn 1994, S.377-389.

verstecken konnte,³⁷ weiteten sich die Ermittlungen auf dessen Umfeld aus, zu dem auch Dornhofer zählte. Eine Beteiligung von ihm an den Vorgängen des 20. Juli ist jedoch auszuschließen. Da die Werksleitung des Konzentrationslagers Mittelbau-Dora Dornhofer dringend für Stollenarbeiten im Berg Kohnstein benötigte, konnte er seine Tätigkeit als Bauaufseher dort fortsetzen.

Seinen Dienst als zwangsverpflichteter Bauaufseher betrachtete Dornhofer rückblickend als eine Prüfung auf Leben und Tod, die er zu bestehen hatte, um dann nach dem Krieg am Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung mitwirken zu können. Wie die alten demokratischen Kräfte der Weimarer Republik im allgemeinen bezog auch er aus dieser Leidenszeit heraus den Anspruch, Deutschland in eine bessere Zukunft zu führen. Dornhofers Begeisterung für die christliche Gewerkschaftsbewegung, verbunden mit seinem Engagement in der Zentrumspartei, ließ Hitlers Machtergreifung als Niedergang der zivilisierten Welt erscheinen. Christentum und Nationalsozialismus waren für ihn stets unvereinbar gewesen: „Für die Kenner der Verhältnisse des Dritten Reiches lagen die Ursachen für seine Grausamkeiten und Brutalitäten klar zutage. Es war das Fehlen jeder sittlichen und moralischen Bindung, jedes Gewissens, sowie der Haß gegen jede religiöse und christliche Bindung des Menschen. Die Entchristlichung der Menschen schuf erst diese willenlosen Werkzeuge der bedingungslosen Befehlsausführung“, schrieb er 1946.³⁸ Aber Dornhofer scheint auch die psychologischen Aspekte der Machtergreifung Hitlers erfaßt zu haben, waren seiner Auffassung nach doch weder Zwang noch Feigheit die alleinigen Urheber von Hitlers Erfolg in der Bevölkerung gewesen, die überwiegend nicht aus überzeugten Nationalsozialisten bestanden hätte. Vielmehr beschönigt Dornhofer dem deutschen Volk, einer Verblendung und Massenpsychose erlegen zu sein: Welche „tyrannischen“ Folgen es habe, wenn der sogenannte Massenwille zum Massenwahn ausarte, habe das Dritte Reich gezeigt. Der sogenannte Volkswille und das sogenannte Volksempfinden hätten Recht und Gesetz ersetzt. Die Ehre der Persönlichkeit, die Würde des Menschen und die Freiheit des einzelnen seien systematisch mißachtet worden.³⁹ Der einzelne Mensch hätte sich dem Einfluß kaum entziehen können, den die Stimmung der Massen ausübte. Die Mehrheit sei von der Euphorie einfach mitgerissen worden. Dem Rest habe der Mut zum Widerstand gefehlt, lautete die Bilanz im Jahre 1948.⁴⁰ Die „ganze Tragik des Hitlerwahnsinns und die ganze Größe seines Verbrechen“ sollten Dornhofer nach eigener Darstellung erst durch die Sorgen der Menschen bewußt werden, die nach dem Krieg zu ihm kamen und ihn um Hilfe baten.⁴¹

Nach Kriegsende beteiligte sich Dornhofer maßgeblich am Aufbau der CDU in Thüringen, speziell im Eichsfeld. In der Folgezeit wurden ihm zahlreiche Aufgaben

37 Siehe Tilman Mayer (Hrsg.): Jakob Kaiser. Gewerkschafter und Patriot. Eine Werkauswahl, Köln 1988, S.36-38, 40-42, 46-54.

38 Hugo Dornhofer: Erkennen und handeln!, in: Thüringer Tageblatt, 2.8.1946.

39 Siehe ders.: Aus meinem Tagebuch: Demokratie, Tagebuch Nr.14, o.O., April 1949, S.7f., 11, in: ACDDP 1-645-003.

40 Siehe ders., Aus meinem Tagebuch: Einfluß, Tagebuch Nr.50, o.O., November 1948, S.21-23, in: ACDDP 1-645-003.

41 Siehe ders., 26.7.1948, S.45.

übertragen: Dornhofer wurde mehrfach zum Vorsitzenden des Kreisverbandes Worbis gewählt, war stellvertretender und zeitweise amtierender Vorsitzender des Thüringer Landesverbandes, Mitglied der Stadtverordnetenversammlung in Heiligenstadt, dort Vorsitzender des antifaschistischen Ausschusses im Block demokratischer Parteien, Mitglied und Vorsitzender des Kreisbeirates und der beratenden Kreisversammlung, dann des Kreistages im Landkreis Worbis, Mitglied im Hauptausschuß der Ost-CDU und Abgeordneter im Weimarer Landtag, dort Mitglied im Ältestenrat, im Rechts- und Rekursausschuß sowie Vorsitzender des Ausschusses für Arbeit, Gesundheit und Volksfürsorge, schließlich Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Einheitsgewerkschaft im Eichsfeld und Verwaltungsdirektor der AOK, folgend der Sozialversicherungskasse in Heiligenstadt. Unter Dornhofers Leitung wurde die Union im Kreis Eichsfeld zur stärksten politischen Kraft mit rund 7.000 Parteimitgliedern. Bei den ersten Wahlen im Herbst 1946 errang die CDU eine Zweidrittelmehrheit. Aufgrund seiner Weigerung, sich dem „fortschrittlichen“, SED-konformen Kurs seiner Parteiführung anzuschließen, geriet Dornhofer wiederholt mit der SED und der Besatzungsmacht in Konflikt, wurde verleumdet und wegen seiner Bekenntnisse zum 1947 abgesetzten Jakob Kaiser, dem ehemaligen Vorsitzenden der Ost-CDU, durch die Staatssicherheit am 26. Juli 1952 verhaftet. Nach monatelanger Untersuchungshaft verurteilte ihn am 4. März 1953 ein politisches Tribunal in Erfurt zu zwölf, seinen Sohn Ignaz zu sechs Jahren Zuchthaus, die sie in den Strafvollzugsanstalten Untermaßfeld und Waldheim antraten. Bereits 1956 wurden sie jedoch infolge einer Amnestie entlassen. Anstatt in den Westen zu gehen, blieb Hugo Dornhofer in Heiligenstadt. Nach mehreren Krankenhausaufenthalten, starb er, 80jährig, am 5. April 1977.

Leserzuschrift

Zum Artikel „Leuschner gegen Ley. Die Abfuhr für die Nazis auf der Internationalen Arbeitskonferenz 1933 in Genf“ in Jahrbuch 2004/III.

Heinz Deutschland

Zu dem interessanten Beitrag von Rainer Tosstorff im letzten Heft des Jahrbuchs möchte ich aus der Sicht des Vereins baudenkmal bundesschule bernau (bbb), der sich sowohl um die Bewahrung des Baudenkmals (ADGB-Bundesschule) kümmert als auch um die Aufarbeitung seiner Bau- und Nutzungsgeschichte bemüht, folgende Ergänzung machen.

Die von Rainer Tosstorff beschriebene Abreise von Robert Ley aus Genf (S.81) steht ohne Zweifel im Zusammenhang mit den Presseberichten über und den Protesten gegen das von Tosstorff dokumentierte provokatorische, skandalöse Auftreten Leys seit Beginn der 17. IAK (S.76-82). Es sollte jedoch auch bedacht werden, daß eine Rückreise Leys nach Berlin zu Beginn der zweiten Junidekade, vermutlich nur als kurzer Zwischenaufenthalt geplant, seit längerer Zeit vorgesehen gewesen sein muß. Diese Vermutung stützt sich auf folgende Fakten:

Seit Besetzung der ADGB-Bundesschule in Bernau am 2. Mai 1933¹ und der Vertreibung der Lehrgangsteilnehmer durch die SA hatte sich die NSDAP-Führung darauf orientiert, diese gewerkschaftliche Bildungsstätte für eigene Zwecke zu nutzen. Ley hatte bereits am 23. Mai auf der sogenannten 1. Tagung des Großen Arbeiterkonvents laut Pressemeldung erklärt: „In der früheren Bundesschule des ADGB in Bernau würden [künftig] die Gauschulungsleiter der Deutschen Arbeitfront, die Kreisleiter und die Stabswalter bei den Kreisleitungen der NSDAP geschult werden.“²

Am 7. Juni 1933 veröffentlichte der Völkische Beobachter eine Mitteilung (vom 6. 6.) über die Einberufung einer nationalsozialistischen Führertagung für den 14. und 15. Juni nach Berlin, die der „Gestaltung der politischen Führerauslese im neuen Deutschland“ und dem Aufbau „einer politischen Führungshierarchie“ gewidmet sein sollte. „Am 16. Juni wird die feierliche Einweihung der bisherigen Bundesschule des ADGB in Bernau bei Berlin als Reichsführerschule vorgenommen.“³ Es ist kaum vorstellbar, daß Ley an der Tagung in Berlin und vor allem an der Zeremonie in

1 Siehe dazu meinen Beitrag in BzG 1989, H. 5 und im Jahrbuch 2003/II.

2 Völkischer Beobachter vom 24.5.1933, S.1.

3 Völkischer Beobachter vom 7.6.1933, S.1.

Bernau nicht teilnehmen sollte.⁴ Folglich dürfte seine zeitweilige Abwesenheit in Genf einkalkuliert worden sein.⁵ Nach dem Eklat dort gewannen die Ereignisse in Berlin und Bernau nun sogar noch zusätzlich an Bedeutung. Ley eröffnete die Führertagung am 14 Juni und spielte am Nachmittag des 16. Juni mit der von ihm erbetenen⁶ und von Hitler vollzogenen „Einweihung der Reichsführerschule der NSDAP und DAF“ in Bernau eine herausgehobene Rolle. Die geplante Schulweihe geriet jetzt noch zu einer Ehrenrettung und Aufwertung für Ley. Hitler nutzte sie offensichtlich, um seinem in Genf arg bedrängten Kumpan den Rücken zu stärken. Leys Rückkehr zur IAK konnte dadurch dennoch nicht erzwungen werden.

Bleibt zu fragen, warum die in Genf versammelten Gewerkschaftsführer, die Ley mutig die Stirn geboten hatten, die just zu diesem Zeitpunkt erfolgte und sicher auch als Affront gegen sie vollzogene offizielle Umwandlung der international bekannten Gewerkschaftsschule in Bernau in eine faschistische Schulungsstätte nicht sogleich als einen weiteren gewerkschaftsfeindlichen Akt des NS-Regimes angeprangert haben.⁸ In den noch vorhandenen Quellen wird eine Antwort darauf vermutlich nicht mehr zu finden sein. Um so wichtiger und dringlicher ist es, endlich die Nutzungsgeschichte der ADGB-Bundesschule in der NS-Zeit weiter aufzuhellen. Der Verein bbb hofft, dazu auch im Jahrbuch in absehbarer Zeit Ergebnisse vorlegen zu können.

4 Siehe dazu auch den dreiteiligen Artikel von Ley „Grundsätzliche Gedanken über den ständischen Aufbau und die Deutsche Arbeitsfront“, dessen zweiter Teil vornehmlich der Schulungsarbeit gewidmet war. Veröffentlicht im Völkischen Beobachter vom 8. bis 10.6.1933.

5 Zumal es üblich war und bis heute praktiziert wird, daß gerade die Delegationsleiter die IAK zeitweilig wegen anderer Verpflichtungen verlassen.

6 Im Völkischen Beobachter wird Ley wie folgt zitiert: „Hier, wo einmal die geistige Festung unserer Gegner, des internationalen Marxismus gewesen sei, würde von jetzt ab der nationalsozialistische Generalstab geschult werde.“ Ley „bat den Führer, dieses Haus zu weihen, damit der Geist der Zersetzung hinausgehe und ein neuer Geist, der Geist der deutschen Erhebung, seinen Einzug halte.“ Ebenda.

7 In einem Artikel des Völkischen Beobachters zur Führertagung wurde „die Einweihung der Reichsführerschule – ein besonderes Verdienst unseres Pg. Dr. Ley“ und „symbolischer Akt“ ausdrücklich hervorgehoben. Ebenda.

8 Immerhin hatten der Völkische Beobachter (17.6.1933 auf Seite 1) und andere Blätter in Wort und Bild ausführlich von der „Schulweihe“ in Bernau berichtet.

Literaturberichte

In Vergessenheit geratene Traditionen? Eine historiographische Betrachtung der Danziger Arbeiterbewegung

Alfred Loesdau

Danzig ... – wer heute Literatur über diese Stadt sucht, der stößt auf eine Vielzahl von Titeln über das Schicksal der Freien Stadt, ihren Untergang im Zweiten Weltkrieg, die Vertreibung der deutschen Einwohner. Oder man denkt an die Danzig-Trilogie des Literatur-Nobelpreisträgers Günter Grass. Jedoch die Arbeiterbewegung dieser industriell hochentwickelten Stadt steht kaum im Blickfeld der Historiker. Diese Vernachlässigung hat ihre Wurzeln. Sie liegen zum einen darin, daß die Geschichte der ostdeutschen Arbeiterbewegung (Schlesien, Pommern, Ostpreußen, Westpreußen, Posen) vor 1945 in der DDR höchst selten erwähnt wurde. Zum anderen standen in den alten Bundesländern vor 1990 zumeist Arbeiten über die politische Geschichte der Stadt mit den Schwerpunkten ihrer völkerrechtlichen Situation und besonders der Vertreibung der deutschen Bevölkerung am Ende des Zweiten Weltkrieges im Vordergrund der professionellen Historiographie. Diese Situation hat sich seither nicht grundlegend geändert. Umso dringlicher sollte es sein, die vorhandenen wenigen deutschsprachigen Arbeiten zur Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung – insbesondere auch die von polnischen Historikern – zur Kenntnis und zum Ausgangspunkt weiterer notwendiger Forschungen zu nehmen.

Es handelt sich im wesentlichen um drei größere historiographische Darstellungen: einen Gesamtüberblick zur Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung von ihren Anfängen bis zur Freien Stadt aus dem Jahre 1929, eine in einem umfassenderen Werk enthaltene Darstellung der Entwicklung der westpreußischen Arbeiterbewegung einschließlich der Freien Stadt von 1973 sowie eine neuere, 1994 erschienene Arbeit über Opposition und Widerstand in Danzig von 1933 bis 1939. Auf diese Publikationen soll im folgenden näher eingegangen werden.

Erich Loops' „Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung“

Wer am Beginn der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts durch den Harz wanderte, konnte einem pensionierten Lehrer aus Wernigerode begegnen, der ein wechselvolles Leben hinter sich hatte: dem damals etwa achtzigjährigen, aus Danzig stammenden Ernst Loops. Loops war von 1918 bis 1928 Chefredakteur der sozialdemokratischen

Tageszeitung „Danziger Volksstimme“, von 1923 bis 1930 Abgeordneter der SPD im Danziger Volkstag, dem Parlament des Stadtstaates, und zweimal Senator der damaligen Freien Stadt. Am Beginn der 30er Jahre ging er nach Halle/Saale. Dort wurde er im Jahre 1932 auf einer Wahlversammlung von SA-Leuten schwer mißhandelt. Danach lebte er bis zum Jahre 1945 als Invalidenrentner in Zoppot. Nach Kriegsende dort ausgewiesen, übersiedelte er nach Wernigerode, um hier noch einige Jahre in seinem Beruf als Lehrer zu wirken.¹ Für uns ist er besonders als Autor des ersten und bisher einzigen Gesamtüberblicks interessant, der unter der Titel „Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung“ mit einem Umfang von 200 Seiten im Jahre 1929 in Danzig erschien.

Das Buch behandelt die Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung bis zum Beginn der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts – also bis zum Anfang der Freien Stadt. Als Ausgangspunkt wählte Loops die blutigen Klassenkämpfe in Danzig im Mittelalter. Aus Unterstützungskassen entwickelten sich feste Handwerkervereinigungen, die Brüderschaften. Sie behielten ihre Bedeutung als Organisationen der Arbeitnehmer bis ins 19. Jahrhundert bei, bis an ihre Stelle zunehmend die Gewerkschaften traten. Die für Danzig charakteristische Gruppe der Arbeiterschaft waren zunächst die Hafendarbeiter. Sie spielten bereits in der Revolution 1848 eine hervorragende Rolle. Das im Januar 1849 erschienene „Danziger Volksblatt“ sprach sich offen für den Sozialismus aus. In der Streikbewegung in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts trat erstmals die Sozialdemokratie in Erscheinung. Sie erwarb sich besondere Verdienste vor allem in den Jahren des Sozialistengesetzes. Ein weiterer Höhepunkt der Auseinandersetzung mit der Reaktion war die Wahlrechtsbewegung am Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Sozialdemokratische Partei errang – wie Loops es nannte – „Achtungserfolge“.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde auch Danzig von der Industrialisierung erfaßt. Die Schichauwerft war einer der größten Betriebe im Osten Deutschlands. Die Arbeiterschaft wurde immer zahlreicher. Die Gewerkschaften – vor allem die der Transport-, der Bau- und der Metallarbeiter – erstarkten in den zunehmenden Arbeitskonflikten. Im Jahre 1910 erschien die erste sozialdemokratische Zeitung, die „Volkswacht“, zunächst als Wochenblatt. Während des Ersten Weltkrieges verstärkten sich die Richtungskämpfe in der Partei. Die Danziger Arbeiter nahmen an den gesamtdeutschen Streiks im April 1917 und im Januar 1918 teil, eine Bewegung, die schließlich in die Novemberrevolution mündete. Die beiden sozialdemokratischen Parteien übernahmen in Danzig die politische Macht. Die Danziger Sozialdemokratie forderte die „Umgestaltung Deutschlands zu einer sozialistischen Republik“.² Im Dezember 1918 wurde auch in Danzig die

1 Siehe Unser Danzig, Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger, Lübeck, 5.11.1971, Nr. 21, S.17.

2 Ernst Loops: Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung, Danzig 1929, S.173.

Kommunistische Partei gegründet, die zunächst nur wenige Anhänger hatte. Die revolutionäre Bewegung der Stadt teilte jedoch das Schicksal der Revolution im Reich. Mit den Wahlen zur Nationalversammlung war die revolutionäre Energie in die parlamentarische Tätigkeit abgeleitet worden. Der Danziger Vollzugausschuß löste sich im Januar 1920 auf.

Die politische Beruhigung trat in Danzig relativ schnell ein, wurde doch die Frage nach dem Schicksal der Stadt vorrangig: Bleibt sie bei Deutschland oder kommt sie zu Polen? Die überwiegend deutsche Bevölkerung sprach sich für den Verbleib beim Reich aus. Jedoch der Friedensvertrag sah eine andere Lösung vor: Danzig wurde eine Freie Stadt, die wirtschaftlich mit Polen verbunden war und unter dem Schutz des Völkerbundes stand.

Wie sehr die revolutionären Novemberereignisse dennoch Haltung und Denken der Danziger Arbeiter geprägt haben, davon zeugt beispielsweise ihre Solidarität mit den russischen Arbeitern und ihrem aus der Oktoberrevolution 1917 hervorgegangenen Sowjetstaat. So streikten die Danziger Hafentarbeiter im Jahre 1920, um den Transport von Munition nach Polen zu unterbinden. Diese wurde dort dringend benötigt, um die Intervention gegen die Sowjetmacht voranzutreiben. Durch den Druck Großbritanniens auf Danzig (die Briten drohten mit der militärischen Besetzung der Stadt und ihrer Auslieferung an Polen) wurden die Arbeiter zur Einstellung des Streiks gezwungen. Durch diesen Streik sah sich Polen veranlaßt, den Ausbau Gdingens als Hafen zu forcieren. Im Jahre 1924 beantragte die Kommunistische Partei im Volkstag, mit der Sowjetunion Handelsbeziehungen herzustellen und sie diplomatisch anzuerkennen.³ Ende 1926 bzw. Anfang 1927 wurde in Danzig ein sowjetisches Generalkonsulat eröffnet. Im Juli 1929 besuchte der Senatspräsident Heinrich Sahn – vom sozialdemokratischen Finanzsenator Kamnitzer und dem liberalen Wirtschaftssenator Jewelowski begleitet – die Sowjetunion.⁴ Ein Ergebnis dieser Reise waren sowjetische Aufträge für die Danziger Werften.⁵

Im April 1919 und im August 1923 kam es zu Generalstreiks, die Teilerfolge verbuchen konnten. 1925 wurde die Danziger Sozialdemokratische Partei Regierungspartei und ihr Vorsitzender, Julius Gehl, Vizepräsident des Senats. Ernst Loops zog in seinem Buch daher eine beachtliche Bilanz: „Ein harter, dornenreicher Weg, den die Danziger Arbeiterschaft in einem Dreivierteljahrhundert zurückgelegt hat. 1848 nur ein paar Idealisten, die in Danzig ähnliche Gedanken vertraten, wie sie ein Jahr vorher Marx und Engels in ihrem Kommunistischen

3 Siehe Heinrich Sprenger: Heinrich Sahn. Kommunalpolitiker und Staatsmann, Köln u. a. 1969, S.191f.

4 Siehe Heinrich Sahn: Erinnerungen aus meinen Danziger Jahren 1919-1930, Marburg 1955 [Manuskript], S.151-153.

5 Siehe Sprenger, Sahn, S.192-194.

Manifest ausgesprochen hatten... Erst im Freistaat Danzig wird die Sozialdemokratie eine politische Macht, mit der das Bürgertum ernsthaft rechnen muß. Sind doch 1928 im Danziger Volkstag von 120 Abgeordneten 42 Sozialdemokraten und acht Kommunisten. Aus dem Wochenblättchen ‚Volkswacht‘ ist die Tageszeitung ‚Danziger Volksstimme‘ geworden, das zweitgrößte Organ der Danziger Presse. Haben die vergangenen kampffreien Jahrzehnte auch der Danziger Arbeiterschaft manchen Erfolg gebracht, die entscheidenden Kämpfe hat sie noch zu schlagen.“⁶

Wilhelm Matull's „Ostdeutschlands Arbeiterbewegung“

Erst im Jahre 1973 – also mehr als vier Jahrzehnte nach Loops Buch – erschien in Würzburg eine weitere größere Publikation zur Geschichte der Danziger Arbeiterbewegung vor 1945.⁷ Die von Wilhelm Matull verfaßte, der gesamten Arbeiterbewegung Ostdeutschlands gewidmete Darstellung „Ostdeutschlands Arbeiterbewegung. Abriß ihrer Geschichte, Leistung und Opfer“ enthält im Kapitel über Westpreußen auch einen Abschnitt über die Freie Stadt Danzig. Der damalige Bundeskanzler Willy Brandt schrieb in seinem Geleitwort: „Wilhelm Matull hat in diesem Buch wertvolles Material über die Geschichte der ostdeutschen Arbeiterbewegung verarbeitet. Ich begrüße besonders, daß er sich nicht nur auf schriftliche Quellen stützen, sondern auch noch lebende Zeugen befragen konnte.“⁸

Wilhelm Matull stammte aus Königsberg, war zunächst Journalist und Schriftsteller, besuchte die Universitäten Königsberg und München. 1923 trat er in die SPD ein und war seit 1925 Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiterjugend in Königsberg. 1933 kam er in „Schutzhäft“ und in ein jüdisches Arbeitslager in den Masuren. 1946 bis 1954 war er Geschäftsführer der Volkshochschule Hannover, von 1954 bis 1968 Direktor bzw. Mitarbeiter mehrerer Zentralen für politische Bildung, zuletzt Ministerialrat.⁹

In Matull's Buch werden die Struktur der Provinz (Wirtschaft, Nationalitäten, Religionsbekenntnisse), die Organisationen der Arbeitnehmer (Aufkommen der Industrie und Industriearbeiterschaft, Arbeitervereine) und die Entwicklung der Arbeiterbewegung (Gewerkschaften, sozialdemokratische Partei, Arbeiterpresse) behandelt. Der Abschnitt „Freie Stadt Danzig“ hat zunächst die Situation nach dem Friedensschluß von Versailles zum Gegenstand (Status der Freien Stadt, Wirtschaft und Verfassung). Weitere Schwerpunkte sind die innenpolitische Entwicklung bis 1939 sowie das politische Leben (Wahlergebnisse, Persönlichkeiten).

6 Ebenda, S.199-201.

7. Wilhelm Matull: Ostdeutschlands Arbeiterbewegung. Abriß ihrer Geschichte, Leistung und Opfer, Würzburg 1973.

8 Ebenda, S.V.

9 Siehe Friedrich-Ebert-Stiftung: Archiv der sozialen Demokratie. Wilhelm Matull.

In einem speziellen Teil wird die Arbeiterbewegung von 1919 bis 1937 dargestellt: die Sozialdemokratie, die Kommunisten, die christlichen Gewerkschaften. In diesem Abschnitt wird in besonderem Maße versucht, den Verdiensten der Danziger Arbeiterbewegung gerecht zu werden. So formulierte Matull: „Mit Recht kann die Danziger Arbeiterbewegung für sich in Anspruch nehmen, von der Geburtsstunde der Freien Stadt Danzig bis zum bitteren Ende 1937 eine Haltung an den Tag gelegt zu haben, die von Einsicht in die Sonderbedingungen Danzigs, von Sachkenntnis und Solidität beim Aufbau des Staatswesens sowie von ehrlichen Versuchen zum Ausgleich mit dem Nachbarn Polen zeugen. Dank dafür hat die Danziger Arbeiterbewegung weder im Innern noch nach außen geerntet.“¹⁰

Bei den Kommunisten hat Matull auf eine Persönlichkeit verwiesen, die den meisten nur aus der DDR bekannt sein dürfte: „Der führende Kopf der Partei war der Zoppoter Lehrer Plenikowski, der bis zum Verbot der KP dem Volkstag angehörte. Er war ein guter Redner und geschickter Agitator, ferner war er auch journalistisch tätig. Wenn die Kommunistische Partei der Freien Stadt ein ernster Gegner der Sozialdemokraten im Ringen um die Gefolgschaft der Arbeiter wurde, ist dies nicht zuletzt der Arbeit Plenikowskis zuzuschreiben.“¹¹

Weitere Themen sind die Kultur- und Sportorganisationen der Arbeiterbewegung, dabei insbesondere die Arbeiterjugendbewegung. Das Aufkommen der Nationalsozialisten wird analysiert. Die Darstellung schließt mit dem Ende der Arbeiterparteien, der anderen bürgerlichen Parteien und der Gewerkschaften.

Das Buch von Matull enthält zudem – was von Willy Brandt hervorgehoben wurde – persönliche Erinnerungen an die Danziger Arbeiterbewegung. Von besonderem Interesse dürfte der Bericht des jüdischen Sozialdemokraten Erwin Lichtenstein sein, der im Jahre 1939 dem letzten Vorstand der Jüdischen Gemeinde von Danzig als stellvertretender Vorsitzender angehörte. 1985 erschienen seine Erinnerungen.¹² Der Schriftsteller Günter Grass schrieb dafür ein Nachwort, in dem er darauf verwies, daß ihm das Material von Lichtenstein ermöglicht hat, sein Buch „Aus dem

10 Matull, Ostdeutschlands Arbeiterbewegung, S.431.

11 Ebenda, S.435. Anton Plenikowski war 1899 in Zoppot bei Danzig geboren, besuchte das Lehrerseminar in Langfuhr, absolvierte den Militärdienst, war 1918 im Soldatenrat in Breslau, schloß 1919 die Lehrerausbildung ab und war seit 1920 als Lehrer tätig; 1926 Mitglied der SPD, 1926-30 im Kreistag Groß-Werder bei Danzig, 1927 Mitglied der KPD; seit 1928 Abgeordneter des Danziger Volkstags, er leitete die KPD-Fraktion, emigrierte 1937 nach Schweden; er kehrte im März 1946 nach Deutschland zurück, war Abteilungsleiter im ZK, 1959-67 Abgeordneter der Volkskammer, Vorsitzender des Verfassungs- und Rechtsausschusses, seit 1954 stellv. Leiter bzw. Leiter des Büros des Präsidiums des Ministerrates, Staatssekretär, 1963-67 Vorsitzender der Interparlamentarischen Gruppe der DDR; 1971 verstorben. [Siehe Helmut Müller-Enbergs/Jan Wielgoths/Dieter Hoffmann (Hrsg.): Wer war wer in der DDR? Ein biographisches Lexikon, Berlin 2003, S.663.]

12 Erwin Lichtenstein: Bericht an meine Familie. Ein Leben zwischen Danzig und Israel. Mit einem Nachwort von Günter Grass, Darmstadt u. a. 1985.

Tagebuch einer Schnecke“ zu schreiben. Grass wirft die Frage auf: „Wäre es nicht gut, eine Vielzahl solcher Berichte zu reihen, damit wir umfassend erfahren, was sich während achtzig Jahren hier, dort und anderswo in Deutschland zugetragen hat? Wäre es nicht immer noch notwendig, der anhaltenden Lüge ‚Das haben wir nicht gewußt‘ so zu begegnen?“¹³

Wilhelm Matull hat sein Buch einer Erkenntnis untergeordnet, die besonders in unserer Zeit ins Bewußtsein gerufen werden sollte: „Geschichtslos leben, bedeutet auch Verzicht auf Geschichtsgestaltung.“¹⁴

Neuere Publikationen zur Arbeiterbewegung in Danzig

1994 veröffentlichte der polnische Historiker Marek Andrzejewski vom Geschichtsinstitut der Universität Gdańsk eine detaillierte deutschsprachige Darstellung über „Opposition und Widerstand in Danzig von 1933 bis 1939“.¹⁵ Der Autor wurde in seiner Arbeit besonders von dem Danziger Sozialdemokraten Erich Brost unterstützt, dem er das Buch auch gewidmet hat.¹⁶

Der Autor vermerkt im Vorwort seines Buches: „Der besondere Status der Freien Stadt Danzig führte dazu, daß auch einige Jahre nach der völligen Gleichschaltung des politischen Lebens in Hitlerdeutschland in Danzig die Opposition noch politisch tätig sein konnte. Dieser Einsatz der hitlerfeindlichen Parteien in der Mottlaustadt war ein bedeutender Faktor des deutschen Widerstands gegen das Hitlerregime nach der Machtübernahme in Deutschland. Im Gegensatz zur Exil- und Widerstandsbewegung auf dem Gebiete des Dritten Reiches geriet jedoch der einsame Kampf der Danziger Deutschen gegen die NSDAP fast in Vergessenheit. Das alles hat mich nur in meiner Meinung bestärkt, dass es sich lohnt, diese Problematik dem deutschsprachigen Leser näherzubringen.“¹⁷ Diese Absicht ist auch unter dem Aspekt begrüßenswert, da in den weltbekannten Arbeiten des Nobelpreisträgers Günter Grass über die Vergangenheit Danzigs der antifaschistische Widerstandskampf keine nennenswerte Rolle spielt.

Andrzejewski hat eingehend herausgearbeitet, wie sich in Danzig deutsche und polnische Interessen kreuzten. Die deutschen Einwohner waren zwar weitgehend eigenständig, und Polen hatte einen Zugang zum Meer erhalten, jedoch versagte der Völkerbund, der im Versailler Vertrag für den Schutz der Freien Stadt vorgesehen war. Die Nazis konnten ungehindert agieren, die Bevölkerung beeinflussen und

13 Ebenda, S.215f.

14 Matull, Ostdeutschlands Arbeiterbewegung, S.VIII.

15 Marek Andrzejewski: *Opposition und Widerstand in Danzig von 1933 bis 1939*, Bonn 1994.

16 Siehe auch Marek Andrzejewski/Hubert Rinklake: „Man muß doch informiert sein, um leben zu können.“ Erich Brost, Danziger Redakteur, Mann des Widerstandes, Verleger und Chefredakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“, Bonn 1997.

17 Ebenda, S.7.

schließlich die Stadt regieren. Sie betrieben zielstrebig eine Politik des Anschlusses Danzigs ans Deutsche Reich. Von seiten der Westmächte und Polens kam allenfalls eine moralische Unterstützung der Danziger Hitler-Gegner. Der polnische Historiker arbeitet heraus, „daß die Geschichte der demokratischen Opposition in der Freien Stadt ein erinnerungswürdiges Kapitel sowohl in der deutschen als auch in der verwickelten Danziger Geschichte bildet.“¹⁸

Eine empfindliche Schlappe wurde von der Opposition der NSDAP bei den Volkstagswahlen am 7. April 1935 zugefügt, die trotz Wahlterror und Wahlbetrug die angestrebte Zweidrittelmehrheit nicht erreichte. Für sie stimmten 59,3% der Wähler, 16,1% für die SPD, 3,4% für die Liste Plenikowski (Kommunisten), 13,4% für die Zentrumspartei, 4,2% für die Deutschnationale Volkspartei und 3,5% für die Polnische Liste.¹⁹ Es kam beim Danziger Obergericht zu einer Wahlanfechtungsklage, wodurch jedoch die Wahlen nicht für ungültig erklärt wurden. Auch die Klage des Danziger Kommunisten Anton Plenikowski beim Obergericht, das Verbot der KPD aufzuheben, blieb erfolglos.²⁰

Es gab vielfältige Kontakte der Danziger Hitlergegner mit westeuropäischen Politikern, Journalisten und Organisationen. Bemerkenswert sind von seiten der SPD Versuche, mit dem Zentrum und der DNVP zu einer Zusammenarbeit zu gelangen. Kontakte wurden auch zu der polnischen Sozialdemokratie hergestellt. Eine beachtliche Rolle spielte die Oppositionspresse, trotz ständiger Drangsalierungen und Verbote. Wenngleich der Danziger Widerstand keine hervorragende politische Persönlichkeit aufweist, gab es jedoch eine Reihe von aktiven Funktionären der Oppositionsparteien wie Artur Brill, Bernhard Kamnitzer, Johannes Mau, Hans Wichmann, Ernst Brost, Willy Moritz, Fritz Weber und Karl Töpfer von der SPD, Richard Posack, Albert Stachnik, Bruno Kurowski und Paul Weiß von der Zentrumspartei, Gerhard Weise (er trat später der NSDAP bei), Rudolf Gamm und Kurt Blavier von den Deutschnationalen sowie Anton Plenikowski von den Kommunisten.²¹

Eine heftige Auseinandersetzung der Opposition mit der NSDAP erfolgte während einer Mitgliederversammlung der Deutschnationalen am 12. Juni 1936 im Josephshaus in der Töpfergasse, an der über 700 Personen teilnahmen. Die Nazis störten die Versammlung und wurden vom Saalschutz auf die Straße befördert. Beim Verlassen der Versammlung kam es zu gewaltsamen Tumulten, die von der Polizei zugunsten der nationalsozialistischen Provokateure beendet wurden. „Die Vorfälle in der Töpfergasse waren die massivste Auseinandersetzung zwischen den

18 Ebenda, S.223.

19 Siehe Andrzejewski, *Opposition*, S.92.

20 Siehe ebenda, S.106.

21 Siehe ebenda, S.152-158.

Nationalsozialisten und der Opposition, die jemals auf dem Gebiet der Freien Stadt stattfanden.“²²

Am 14. Oktober 1936 wurde die Sozialdemokratische Partei Danzigs verboten. Seit April 1937 konnte Abgeordneten des Volkstages das Mandat entzogen werden, wovon ausgiebig Gebrauch gemacht wurde. Im Mai 1937 löste sich die DNVP „freiwillig“ selbst auf. Die polizeiliche Auflösung der Zentrumspartei erfolgte im Oktober 1937. Der sozialdemokratische Abgeordnete Hans Wichmann wurde von den Nazis verschleppt und ermordet. Schließlich nahmen auch in Danzig die antijüdischen Aktionen zu, die in der Nacht vom 12. zum 13. November 1938 in der sogenannten Danziger Kristallnacht kulminierten.

Andrzejewski schätzt die Opposition in dieser Situation wie folgt ein: „Die führenden Vertreter der Sozialdemokratie, der Zentrumspartei, der DNVP und die Kommunisten waren nicht imstande, den Gang der politischen Ereignisse in Danzig zu verändern oder wenigstens zu verzögern.“²³ Die Hitlergegner setzten ihren Widerstand konspirativ fort. Sie kooperierten mit der Danziger Emigration in Mittel- und Westeuropa und brachten große Opfer. Viele wurden verhaftet, kamen in Gefängnisse oder Konzentrationslager, wurden drangsaliert, gefoltert und ermordet.

SPD und KPD befanden sich in der von Andrzejewski behandelten Zeit zu den nationalsozialistischen Machthabern in Opposition. Ihr Widerstand konnte jedoch der Hitlerherrschaft in Danzig kein Ende setzen. Die Geschichte des deutschen Danzigs endete somit zwar tragisch, aber die Arbeiterorganisationen haben ihre Selbstachtung bewahrt und zur Wiederherstellung des Ansehens des deutschen Volkes nach dem Zweiten Weltkrieg einen würdigen Beitrag geleistet. Diesen Beitrag im einzelnen sichtbar gemacht zu haben ist zweifelsohne ein Verdienst des Autors.

Ein spezielles Kapitel ist das Schicksal der im Konzentrationslager Stutthof inhaftierten Nazigegner. Es wird in einem von Hermann Kuhn herausgegebenen Buch behandelt, das auch einen historischen Abriss des KZ von Janina Grabowska enthält und 1995 in Bremen erschien. Es beinhaltet auch einen ausführlichen Teil mit Erinnerungen ehemaliger Häftlinge.²⁴ Zu den Häftlingen gehörte Brunon Zwarra, der im Jahre 1976 einen Roman veröffentlichte, in dem das Schicksal Danziger Arbeiter (Kaschuben, Polen, Deutsche) in der Freien Stadt dargestellt ist. Dieser Roman wurde ins Deutsche übersetzt und im Jahre 1989 im Ost-Berliner Verlag der Nation herausgegeben.²⁵

Literarisch verarbeitete Stefan Chwin das Ende des deutschen Danzigs und den Anfang der Stadt als polnisches Gdańsk in einem Roman, der von der Kritik in

22 Ebenda, S. 159-162.

23 Siehe ebenda, S. 173.

24 Hermann Kuhn (Hrsg.): Stutthof. Ein Konzentrationslager vor den Toren Danzigs, Bremen 1995.

25 Brunon Zwarra: Die Danziger. Erlebnisse eines Kaschuben, Berlin 1989.

Polen zum besten Roman des Jahres 1995 erklärt wurde.²⁶ Diese Thematik griff auch der polnische Schriftsteller Pawel Huelle in seinen Erzählungen auf.²⁷

Schließlich erschien im Jahre 2003 das Buch von Dieter Schenk „Wie ich Hitler Beine machte“, die Geschichte der Danziger Polin Budzimira Wojtalewicz-Winke im Widerstand gegen den Hitlerfaschismus. Schenk, bis 1989 Kriminaldirektor im Bundeskriminalamt, ist als freier Publizist tätig und hat zu Danzig zwei andere bemerkenswerte Sachbücher verfaßt: über das Schicksal der polnischen Post in Danzig im Jahre 1939²⁸ und das Wirken des Nazi-Gauleiters von Danzig, Albert Forster.²⁹ Die Stadt Gdańsk ernannte Dieter Schenk zum Ehrenbürger.

Wenngleich von den Traditionen der Danziger Arbeiterbewegung vor 1945 zu den Kämpfen der polnischen Werftarbeiter unter Führung der „Solidarność“ in den 70er und 80er Jahren keine gerade Linie gezogen werden kann, so dürfte es jedoch keinen Zweifel darüber geben, daß die Spezifik der Existenzbedingungen und Lebensweise der Werftarbeiter im Danziger Küstengebiet den Widerstand der polnischen Arbeiter beeinflußt hat. Inwieweit bestimmte Traditionen der Danziger Arbeiterbewegung für die demokratischen Aktivitäten der Arbeiter der Lenin-Werft mitbestimmend waren, das einzuschätzen bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten.³⁰

Der historiographische Überblick über deutschsprachige Publikationen dürfte verdeutlicht haben: Es gibt bewahrenswerte demokratische und revolutionäre Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung in der industriell hochentwickelten und an Kultur reichen Stadt Danzig. Diese Traditionen sind von einigen wenigen Historikern, Journalisten und Schriftstellern beschrieben worden. Die Gesamtdarstellungen liegen jedoch mehr oder weniger weit zurück. Seit dem Abriß von Matull sind drei Jahrzehnte vergangen, ohne daß eine Arbeit die Danziger Arbeiterbewegung von ihren Anfängen bis zum Jahre 1945 zum Gegenstand hat. Die einzige größere Arbeit des polnischen Historikers Andrzejewski behandelt nur einen – wenn auch höchst wichtigen – Zeitabschnitt. In den letzten Jahren des 20. Jahrhunderts finden wir dann noch eine literarische Verarbeitung des Endes der deutschen Stadt Danzig mit einzelnen Bezügen zur Arbeiterbewegung.

Somit ist ein Schluß zwangsläufig: Die Forschungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung sollten die Danziger Traditionen nicht mehr negieren, sondern

26 Stefan Chwin: Der Tod in Danzig, Reinbek bei Hamburg 1999.

27 Pawel Huelle: Schnecken, Pflützen, Regen und andere Geschichten aus Gdansk, Frankfurt am Main 1996.

28 Dieter Schenk: Die Post von Danzig, Geschichte eines deutschen Justizmords, Reinbek bei Hamburg 1995.

29 Ders.: Hitlers Mann in Danzig, Albert Forster und die NS-Verbrechen in Danzig-Westpreußen, Bonn 2000. Siehe dazu Rezension von Detlef Ziegls in JahrBuch, H. 1/2003, S. 217-219

30 Siehe Jerzy Holzer: Danzig bei den demokratischen Umwälzungen der achtziger Jahre in Polen, in: Udo Arnold (Hrsg.): Danzig, sein Platz in Vergangenheit und Gegenwart, Warschau u.a. 1998, S.193-199.

die vorhandenen Darstellungen aufarbeiten, an sie anknüpfen und durch weitere Untersuchungen bereichern. Und nicht zuletzt bietet Danzig/Gdańsk – angesichts der erfolgten Einbeziehung Polens in die Europäische Gemeinschaft – bisher ungenutzte Möglichkeiten, die deutsche mit der polnischen Arbeiterbewegung zusammenzuführen.

Was sollte dabei aus historiographischer Sicht im Vordergrund stehen? Danzigs Vergangenheit bietet sich an, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Gegensätze und Kooperationen zwischen der deutschen und polnischen Arbeiterbewegung detaillierter zu erfassen. Vor allem das Verhältnis der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien sowie der einzelnen Gewerkschaftsorganisationen wäre im einzelnen zu untersuchen. Wünschenswert ist eine Analyse, wie sich die Arbeiterbewegung in der Freien Stadt Danzig sowie ihr Verhältnis zum Deutschen Reich, zu Polen und zur Sowjetunion entwickelten. Dabei dürfte es aufschlußreich sein, den Widerstandskampf deutscher und polnischer Antifaschisten zu erforschen. Ein besonderes Kapitel stellt das Verhältnis der Danziger Arbeiterorganisationen zu den Judenverfolgungen der Nazis dar. Es besteht Nachholbedarf bei der Erarbeitung von Biographien Danziger Arbeiter und Arbeiterfunktionäre. Dieses Defizit ist umso bedauerlicher, kamen doch gerade aus Westpreußen namhafte Führungspersönlichkeiten, so der spätere Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, Carl Legien, der spätere Vorsitzende der KPD, Hugo Eberlein (in der Danziger Rätebewegung aktiv), der spätere Vorsitzende der USPD, Artur Crispian (Parteisekretär der SPD in Westpreußen), und der spätere Vorsitzende der SPD, Kurt Schumacher (in Kulm/Westpreußen geboren). Während diese Arbeiterführer – zumeist aus ihrer späteren Tätigkeit – schon mehr oder weniger bekannt sind, gibt es keine zusammenhängende Schrift über das Wirken solcher Funktionäre wie den Sozialdemokraten Julius Gehl oder den Kommunisten Anton Plenikowski. Schließlich ist die bereits aufgeworfene Frage von Interesse, ob und inwieweit die Aktivitäten der polnischen Arbeiter von Gdańsk in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts Wurzeln in der Danziger Arbeiterbewegung vor 1945 hatten. Der französische Sozialist Jean Jaurès hat unter Tradition nicht das Bewahren der Asche, sondern das Schüren der Flamme verstanden. In diesem Sinne sollten die von der Vergessenheit bedrohten Traditionen der Danziger Arbeiterbewegung erforscht, bewahrt und gepflegt werden.

Neuerscheinungen zum 50. Jahrestag des Aufstands vom 17. Juni. Zweiter Teil¹: Internationale Aspekte

Ernst Wurl

Internationale Rahmenbedingungen

In der Forschung zu internationalen Aspekten, die den 17. Juni 1953 berühren, kann von einem qualitativ höheren Stadium gesprochen werden, selbst wenn sich das zuvor gewonnene Gesamtbild nicht von Grund auf veränderte. Die seit Beginn der 90er Jahre möglich gewordene, mehr oder weniger freizügigere Nutzung der Archive zur Geschichte der DDR, der UdSSR und anderer Staaten sowie der Umstand, daß Sperrfristen für Akten in westlichen Ländern abgelaufen sind, ermöglichte tiefere und differenziertere Einsichten zur Einordnung des 17. Juni 1953 in übergreifende internationale Vorgänge. Interne Entscheidungsprozesse sind besser nachvollziehbar geworden, das Blickfeld weitete sich. Darauf konnten die 2003/2004 vorgelegten relativ wenigen Buchpublikationen speziell zu diesem Thema aufbauen bzw. die Diskussion fortsetzen. Als wesentliche konzeptionelle Dominanten der Veröffentlichungen schälten sich die detailliertere Einbettung in den Kalten Krieg und in die Krise des sowjetischen Blockes in der ersten Hälfte der 50er Jahre in Europa heraus. Insbesondere die Einbeziehung der Protestbewegungen bzw. Erhebungen in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei und ihr Vergleich mit der DDR bedeuten einen wesentlichen Fortschritt. An dieser Stelle muß davon abgesehen werden, die Literatur zum Kalten Krieg schlechthin auszuwerten; das wäre ein Thema für sich.² Es ist jedoch unabdingbar, auf wenigstens eine Quellenpublikation und drei Veröffentlichungen vor 2003 einzugehen, in denen auch die Ereignisse in der DDR unter internationalen Gesichtspunkten eine Rolle spielen.

Christian F. Ostermann, Direktor des Cold War Internationale History Projects am Woodrow Wilson International Center for Scholars, Washington D. C., legte eine bemerkenswerte Quellenauswahl – jeweils ins Englische übersetzt – aus russischen,

1 Erster Teil in Heft 2004/II. Die Titel aller im vorliegenden Bericht genannten Veröffentlichungen der letzten Jahre finden sich wie im ersten Teil des Literaturberichtes am Ende des Textes in einer nach Verfasser- bzw. Herausgebernamen alphabetisch geordneten Liste. Im Text gibt es eingeklammerte Seitenangaben nur für Zitate. In Fußnoten werden lediglich weitere Veröffentlichungen genannt, auf die sich der Text vergleichsweise bezieht.

2 Es sei auf einige Veröffentlichungen aus den letzten Jahren hingewiesen: Robert Allertz: Im Visier die DDR. Eine Chronik, Berlin 2002; Jost Dülffer: Europa im Ost-West-Konflikt. 1945-1991, München 2004; Curt Gasteyer: Europa von der Spaltung zur Einigung. Darstellung und Dokumentation 1945-2000, Bonn 2001; William Gray Glenn: Germany's Cold War and the global Campaign to isolate East Germany, 1949-1969, London 2003; Hans-Günter Hockerts (Hrsg.) unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner: Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004; Detlef Junker (Hrsg.): Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945-1990, Bd. 1-2., Stuttgart o. J.; Stefan Karner (Hrsg.): Kalter Krieg: Beiträge zur Ost-West-Konfrontation 1945 bis 1990, Graz 2002; Vojtech Mastny/Gustav Schmidt: Konfrontationsmuster des Kalten Krieges 1947-1956, München 2003; Bernd Stöver: Der Kalte Krieg, München 2003.

US-amerikanischen, polnischen und tschechischen Archiven vor. Die Dokumente aus der Strategiebildung in den einzelnen Staaten bieten Hintergründe und verdeutlichen den Platz, den der 17. Juni 1953 im Denken von politischen Hauptakteuren, die Geheimdienste einbegriffen³, einnahm. Die 95 Dokumente sind in drei Teilen angeordnet: Ursprünge, die Erhebung selbst und Konsequenzen für die US-Politik.

Hervorzuheben unter den Darstellungen ist der von Christoph Kleßmann und Bernd Stöver herausgegebene Sammelband, der auf Beiträgen eines Symposiums beruht, das im November 1996 vom Zentrum für Zeithistorische Forschungen Potsdam und dem genannten Cold War Internationale History Project veranstaltet worden ist. Namhafte Autoren erfaßten hier repräsentativ den bis dahin erreichten Forschungsstand auf der Grundlage neu erschlossener archivalischer Quellen und traten mit Forschungsansätzen hervor, die bis heute Gültigkeit besitzen. Als „Krisenjahr des Kalten Krieges“ wird das Jahr 1953 unter drei Gesichtspunkten untersucht: als Jahr der innersowjetischen Krise, als internationale Krise und als Krise des kommunistischen Systems in Osteuropa; in diese Aspekte wird der 17. Juni 1953 als „Krisensymptom“ und „Höhepunkt“ eingeordnet. Ersteres weist auf die Komplikationen in der Führung der KPdSU hin, die vor einem Machtvakuum stand, das erst im Verlaufe der Diadochenkämpfe mit der gewaltsamen Entfernung Lavrentij P. Berijas im Juli 1953 zunächst ausgefüllt wurde. Dies vollzog sich vor dem Hintergrund einer innenpolitischen Krise vor allem wirtschaftlicher Natur. Zum zweiten stand die sowjetischen Führung seit der Jahreswende 1952/1953 vor ernsthaften internationalen Herausforderungen: massive ökonomische Krisen in den Satellitenstaaten und die „deutsche Frage“, die sich zum Hauptproblem einer internationalen Entspannung entwickelt hatte. Wie ernsthaft die sowjetische „Entspannungsoffensive“ mit der Deutschlandnote vom 10. März 1952 zu verstehen war, wird offen gelassen. Die Herausgeber verweisen jedoch darauf, daß die UdSSR offenbar eine direkte Konfrontation mit dem Westen vermeiden und wenigstens eine „Ruhepause“ im Kalten Krieg gewinnen wollte, die USA hingegen seit 1952 eine politisch-ideologischen Offensive unter dem Stichwort „Liberation Policy“ eröffnet hatten; in deren Begleitung bekräftigte Konrad Adenauer seinen unabänderlichen Willen zur Westbindung der Bundesrepublik. Drittens stellte sich als Folge der Sowjetisierungspolitik – trotz unterschiedlichen Grades – in den Ländern des sowjetischen Machtbereiches eine stark gesunkene Akzeptanz der politischen Ordnung und damit eine Legitimationskrise ein. Die Widersprüche im Verlaufe des gesellschaftlichen und ökonomischen Umwälzungsprozesses verschärfen sie. Die „explosive Stimmung“ (S.16) wäre der Hintergrund des von Moskau eingeleiteten „Neuen Kurses“ gewesen – die Explosion konnte er in der DDR nicht mehr verhindern.

Diese konzeptionellen Aspekte werden in zwei Komplexen exemplarisch abgehandelt. Im ersten geht es um „Stalins Tod, die Berija-Affäre und die Krise des

3 Siehe dazu George Bayley/Sergej A. Kondrasev/David E. Murphy: Die unsichtbare Front. Der Krieg der Geheimdienste im geteilten Berlin, Berlin 2000.

sowjetischen Systems in Osteuropa“. Vladislav Zubok behandelt, gestützt auf Forschungen in russischen Archiven, die Auffassungen und Rolle Berijas im Streit um Stalins Nachfolge und insbesondere seine deutschlandpolitische Konzeption und seine Intentionen in der DDR-Debatte im April und Mai 1953 in der sowjetischen Spitze. Berijas Deutschlandplänen im Lichte bereits veröffentlichter „neuer Quellen“ wendet sich anschließend ebenfalls Gerhard Wettig zu. Beide diskutieren den Vorwurf an Berija, er habe die DDR schlicht aufgeben wollen, und melden erhebliche Zweifel an. Wettig prüft auch, ob zwischen der Politik Berijas und der Zaisser-Herrnstadt-Affäre ein Zusammenhang bestand, und verwirft dies als nicht überzeugend begründet. János M. Rainer befaßt sich mit dem „Neuen Kurs“ in Ungarn und Jiří Pernes mit der politischen und wirtschaftlichen Krise in der Tschechoslowakei.

Im zweiten Teil folgen Beiträge zu den internationalen Reaktionen auf den 17. Juni 1953. Christian F. Ostermann bietet eine gehaltvolle Studie über die amerikanische „Liberation“-Politik, die unterhalb der Schwelle der militärischen Konfrontation ideologisch (auch mittels des „Hilfspakete“-Programms) operierte. Der RIAS habe zwar „eine große Rolle bei der Ausbreitung der Unruhen“ gespielt, das Hilfeprogramm habe „Widerstandsreserven“ erhalten und eine „gewisse Destabilisierung“ (S.138) gefördert, doch habe im ganzen eine durchdachte Konzeptualisierung und Operationalisierung gefehlt. Im Vordergrund habe stets die Stärkung des westlichen Bündnisses und die Integration der Bundesrepublik gestanden. Die Vorstellungen und Ziele Konrad Adenauers in der deutschen Frage stellt anschließend Michael Lemke faktenreich dar. Ein Ergebnis seiner Studie: „Der Volksaufstand in der DDR war von der Bundesregierung weder gewünscht noch vorbereitet, noch provoziert und unterstützt worden. Doch könnte man sarkastisch sagen: wenn er nicht gekommen wäre, hätte man ihn erfinden müssen.“ Er habe als „Katalysator der Westintegration im Inneren“ gewirkt und den Alleinvertretungsanspruch der BRD begünstigt (S.152).

In den folgenden Aufsätzen werden informativ zwei in der Literatur keineswegs reichlich vertretene Themen abgehandelt: das Scheitern der Entspannungspolitik Winston S. Churchills nach Stalins Tod (Klaus Larres) sowie das polnische Echo auf den Juni-Aufstand in der DDR (Andrzej Malkiewicz/Krzysztof Ruchniewicz). Bernd Stöver zieht das Resümee des Sammelbandes. Seine grundlegende These: „Der Tod des Diktators wurde durch den Freiraum, den er schuf, zum wichtigsten Ausgangspunkt für die innerhalb weniger Monate folgenden spektakulären Krisen“ (S.199). Er habe der Sowjetunion die Möglichkeit eröffnet, ernsthaft nach einer neuen deutschlandpolitischen Linie zu suchen und die Problemlagen mit einer ungewohnten neuen Offenheit zu diskutieren. Daß in diesem Kontext Berija die DDR habe preisgeben wollen, sei „auch angesichts der quellenkritischen Unsicherheiten“ (S.203) eine Überinterpretation.

Jan Foitzik knüpfte mit dem von ihm edierten Sammelband über die Entstalinisierungskrise in Ostmitteleuropa 1953-1956 an die Überlegung an, daß mit dem Tode Stalins eine mehrjährige Phase einsetzte, in der die ostmittel-

europäischen Staaten von politischen und sozialen Erschütterungen sowie Führungskonflikten ergriffen wurden, die bei manchen erheblichen Unterschieden gemeinsame Wurzeln in der Übertragung des sowjetischen Gesellschaftsmodells und den Lasten des Kalten Krieges besaßen. Diesen Hintergrund faßt der Herausgeber in seinem bedenkenswerten Auftaktaufsatz zusammen. Insofern ist dies für den vorliegenden Zweck der wesentlichste Beitrag. Der Wert des Bandes generell besteht darin, daß die 12 Autoren (von 15 insgesamt) aus osteuropäischen Ländern erstmals Archive ihrer Länder benutzen konnten; in der Auswertung der Literatur gelangen die Beiträge allerdings über die Mitte der 90er Jahre kaum hinaus.

Buchstäblich wie inhaltlich das bis jetzt schwergewichtigste Werk zu einem Kernthema der internationalen Politik in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts legte 2002 Bernd Stöver vor. Auf 992 Seiten mit 4.500 Fußnoten untersucht er, eine nahezu überreiche Quellenbasis zugrunde legend und in zuweilen schon überzogener Detailliertheit, für den gesamten Zeitraum des Kalten Krieges die US-amerikanische Strategie der „Befreiung vom Kommunismus“. Er will die Liberation Policy von dem verbreiteten Verdacht lossprechen, sie sei allein Rhetorik, nicht aber praktizierte Politik gewesen. Infolgedessen untersucht er nicht nur Programme, Konzeptionen und die Strukturen und Institutionen zur Bekämpfung der sozialistischen Staaten, sondern auch auf Diversion ausgerichtete organisierte Projekte und Aktionen in ihren oft fließenden Übergängen. So aufschlußreich dies im einzelnen ist – Stöver kann nicht beweisen, daß diese Politik, die originär eher als Begleitung des „Rollback“ angelegt war, ernsthafte Resultate hervorbrachte. Das gilt auch für den 17. Juni 1953: Fast „alle maßgeblichen Befreiungsorganisationen“ wären „in irgendeiner Weise beteiligt“ gewesen (S.986), allerdings keineswegs in dem Ausmaße, wie es die Gegenseite später behauptet habe. Dennoch bleibt, daß die „Befreiungs“-Ideologie ein bedeutender, wirksamer politischer Faktor der 50er Jahre war und sich zur Revitalisierung in den 80ern eignete.

Unter den im unmittelbaren Kontext des 50. Jahrestages anzutreffenden Publikationen wäre an erster Stelle auf den von Heiner Timmermann herausgegebenen Sammelband über den „Aufstand im Fadenkreuz von Kaltem Krieg, Katastrophe und Katharsis“ aufmerksam zu machen. Neben dem Herausgeber, der in das Buch einführt (Teil I), beteiligen sich 14 Autoren daran, das internationale Umfeld des 17. Juni 1953 auszuleuchten (Teil II), die Positionen und Reaktionen der Siegermächte des Zweiten Weltkrieges zu analysieren (Teil III), neutrale Länder und China ins Blickfeld zu bringen (Teil IV) und abschließend Aspekte der deutschen Einheit zu erörtern. Die Aufsätze sind von unterschiedlichem Wert und nur teilweise weiterführend, da sie überwiegend auf der bekannten Literatur beruhen. Doch – alles in allem – wird zumeist der gegenwärtige Forschungsstand geboten, so daß der Informationswert gegeben ist. Leitender Gedanke des Sammelbandes ist die Entstehung der beiden deutschen Staaten als eine Funktion des Kalten Krieges, der Deutschland in zu einander konträre politische Systeme teilte. Von daher lautet die leitende Frage, ob die Opfer und Verfolgungen im Ergebnis der gescheiterten Aufstände der Jahre 1953 bis 1980 in der DDR, in Polen,

in der Tschechoslowakei und in Ungarn bei den Überlebenden eine Selbstbesinnung auslösten und sie daraus lernten.

Gerhard Wettig untersucht als außenpolitischen Rahmen des 17. Juni die Führungskrise in der Sowjetunion nach dem Tode Stalins und sieht in ihr eine entscheidende Voraussetzung für das Geschehen. Auf der Gegenseite, bei den Westmächten, hätten die Nachrichten aus der DDR ebenfalls Unruhe ausgelöst, zumal sie sich in der Anfangsphase der westeuropäischen Integration unter Einbeziehung der BRD befanden. Nach der „militärischen Rettung von Regime und System“ in der DDR hätte die Sowjetunion „Stalins pure Ausbeutungspolitik“ zugunsten wirtschaftlicher Hilfe aufgegeben und die Existenz der DDR von dieser Bindung abhängig gemacht. Dies sei eine späte Bestätigung der Äußerung Berijas 1953 gewesen, daß die DDR nur existiert habe, weil die UdSSR sie geschaffen und aufrechterhalten hätte. Sergej Kondraschow, der zu jener Zeit ein leitender Mitarbeiter des KGB war, behandelt (und zitiert) einen Situationsbericht Berijas vom Mai 1953, in dem dieser Maßnahmen gegen die zunehmende Fluchtbewegung aus der DDR fordert, und informiert aus geheimdienstlichen Quellen über politisch-konzeptionelle Überlegungen der Westmächte für ihre Politik in der Deutschlandfrage. Sein Gegenspieler von der CIA, David E. Murphy, will in seinem Beitrag über die CIA-Operationsbasis in Berlin vor allem den Unterschied zwischen der „auf hohem Niveau“ stehenden Planung der psychologischen Kriegsführung einerseits und den Akteuren vor Ort andererseits sichtbar machen: Die Operationsbasis wäre weder imstande gewesen, solche Pläne umzusetzen, „noch konnte sie die Aufstände inszenieren“ (S.53).

Die Reaktionen der Siegermächte auf den 17. Juni behandeln Richard Raack (USA), Marianne Howarth (Großbritannien), Ulrich Pfeil (Frankreich) und Igor F. Maximyschew. Letzterer, ehemals Gesandter an der sowjetischen Botschaft in Berlin, macht Widersprüche und Unstimmigkeiten in der Führung der KPdSU und die Aktivitäten westlicher Geheimdienste für den Ausbruch des Aufstandes verantwortlich. Im Anhang werden dazu zwei – für sich genommen interessante – Zeitzeugendokumente abgedruckt, die Wettig quellenkritisch kommentiert. Raack geht auf außen- und sicherheitspolitische Aspekte der USA-Politik ein, und betont das vorsichtige Manövrieren und die Priorität einer Stabilitätspolitik zur Konsolidierung des Ost-West-Gleichgewichtes. Deshalb sei auch der RIAS in Berlin zurückgehalten worden. Daß zwischen den westlichen Alliierten Unstimmigkeiten auftraten, verdeutlichen Howard für Großbritannien mit dem Scheitern des Vorstoßes Churchills für eine Deutschlandkonferenz und Pfeil für Frankreichs Bestrebungen nach einem Ausgleich mit der Sowjetunion. Die Ausführungen des Letzteren verdienen besondere Aufmerksamkeit, weil die Reaktionen Frankreichs auf den 17. Juni 1953 noch ein Desiderat in der Forschung darstellten.⁴ Ähnliches

⁴ Unter den knapp gehaltenen, doch instruktiven Überblicken, wie sie in der Beilage zum Parlament „Aus Politik und Zeitgeschichte“ üblich sind, finden sich in der Ausgabe zum 17. Juni 1953 zwei empfehlenswerte Aufsätze: Marianne Howarth stellt die Deutschlandpolitik der Westmächte dar; Jochen Laufer verfolgt unter dem Aspekt „Volksaufstand gegen die Sowjetunion“, wie die für die Sowjetunion

könnte man sagen zu den Beiträgen über die Reaktionen der Schweizer Regierung, Bundesversammlung und Presse (Eric Flury-Dasen), über Schweden (Andreas Linderoth) und – nicht zuletzt – über die Volksrepublik China (Xing-hu Kuo). Allerdings weiß dieser Autor nur mitzuteilen, daß der Juni-Aufstand die chinesische Führung wegen des Koreakrieges nicht auffällig beschäftigte.

Den abschließenden Teil eröffnet Fred Oldenburg mit einem ausführlichen Beitrag zu der Frage, ob es 1953 eine Chance zur deutschen Einheit gegeben habe. Im Focus der Betrachtungen steht Berijas Rolle. Diesem habe das Ziel eines sich friedliebend verhaltenden Deutschlands genügt, während die Fraktion um Wjatscheslaw M. Molotow am Aufbau des Sozialismus festhalten und nur das Tempo hätte drosseln wollen; die späteren Verratsvorwürfe gegen Berija seien nicht berechtigt gewesen. Am Ende sei mit dem Neuen Kurs eine Kompromißformel gefunden worden. Praktisch habe die sowjetische Parteiführung, Berija und teils Georgij M. Malenkow ausgenommen, keine Wiedervereinigung Deutschlands, auch nicht eines neutralisierten zulassen wollen. Eine „Seilschaft“ Zaisser-Herrnstadt vermag der Autor nicht zu erkennen.

Die deutschlandpolitischen Positionen der SED 1952/53 beschreibt Manfred Wilke in teilweise polemischer Manier.⁵ Es handelt sich, der bekannten Literatur folgend und in der Sache nicht weiterführend, um einen Überblick mit dem Schwerpunkt der Gespräche einer SED-Delegation in Moskau mit Stalin im April 1952 und ihren Folgen sowie um die Begegnung Anfang Juni 1953 mit der Anordnung des Neuen Kurses. Die Beiträge von Hermann Wentker über den Vergleich zwischen 1953 und 1989 (dazu später) und Stefan Wolle über den Volksaufstand in der DDR „im allgemeinen“ schließen den Band ab.

Unter den 2003/2004 erschienenen Büchern sei zunächst auf das – nach einer ersten Publizierung 1991 – neu verfaßte Torsten Diedrichs über die militärische Niederschlagung der Erhebung verwiesen, in dem er einleitend auf Europa im Kalten Krieg eingeht. Er begründet dies damit, daß die gesellschaftliche Krise in der DDR nicht monokausal auf die falsche Politik der SED zurückgeführt werden könne, sondern die Systementwicklung seit 1948, der äußere Druck Moskaus und damit die folgenschwere Auseinandersetzung zwischen der Sowjetunion und den Westmächten einschließlich der BRD berücksichtigt werden müßten. Die sowjetische Politik gegenüber der DDR habe geschwankt zwischen der Nutzung als Bollwerk gegen den Westen und einer Selbstbeschränkung auf „minimale Essentials ihrer Sicherheitspolitik“ (S.9), was einem weitgehenden Verzicht auf Einfluß in Deutschland gleichgekommen wäre.

In der umfassendsten Gesamtdarstellung, unter der Ägide von Bernd Eisenfeld, Ilko-Sascha Kowalczyk und Ehrhart Neubert erschienen, werden in einem Abschnitt

ausbrechende Gefahr einer Niederlage in der DDR die Überwindung der Differenzen in der sowjetischen Führung und die Umorientierung ihrer Deutschlandpolitik auf eine langfristige Existenz der DDR beschleunigte.

⁵ Bereits 2000 gab Wilke zusammen mit András Hegedüs den Sammelband „Satelliten nach Stalins Tod. Der ‚Neue Kurs‘ – 17. Juni 1953 in der DDR – Ungarische Revolution 1956“ heraus.

internationale Aussagen unter dem Blickwinkel von „Aufständen gegen den sowjetischen Kommunismus“ getroffen; sie bleiben, eingepreßt in ein totalitarismustheoretisches Muster, allgemein. In anderen Gesamtdarstellungen wie denen von Hubertus Knabe, Volker Koop, Ilko-Sascha Kowalczuk, Rolf Steininger und Ulrich Mählert werden gleichfalls die internationalen Rahmenbedingungen nur spärlich behandelt, man genügt sich mit kurzen Darstellungen der Rolle der Mächte. Auf andere Weise gilt eine solche fragmentarische Darstellung für Hans Bentzien: Er folgt einer Verschwörungstheorie, in welcher der 17. Juni einerseits vom sowjetischen Geheimdienst unter Berija als Instrument seiner Deutschlandpolitik entfacht wurde, andererseits westliche Dienste ihn anheizten.

Gewinn hingegen ist aus dem von Hendrik Bispinck, Jürgen Danyel, Hans Hermann Hertle und Hermann Wentker im Auftrage des Instituts für Zeitgeschichte München/Berlin und des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam herausgegebenen Sammelband zu ziehen. Entstanden aus einer Tagung dieser Institute über „Aufstände im Ostblock“ als Elemente der „Krisengeschichte des realen Sozialismus“⁶, umspannt er mit 16 Beiträgen geschichtstheoretische, innenpolitische, wirtschafts- und sozialpolitische Themen zur DDR, zu Ungarn, zur Tschechoslowakei und zu Polen ebenso wie übergreifende internationale Aspekte. Nach der Entwicklung der DDR 1952 und ihren Krisenphänomenen bis 1989 folgt der umfangreichste Abschnitt mit vergleichenden Untersuchungen zum Krisenmanagement und zu Protestformen in Ostmitteleuropa.⁷ Hermann Wentker analysiert das „sowjetische Imperium und die innerstaatlichen Konflikte im sowjetischen Imperium 1953–1989“. Er sieht die Krisen nicht als national begrenzte Ereignisse, sondern infolge gleichartiger Verhältnisse in diesen Ländern stets die Gefahr einer „Epidemie im gesamten Ostblock“ (S.231). In der DDR habe die UdSSR 1953 weniger als Interventionsmacht denn als Besatzungsmacht gehandelt. Wentker vergleicht ihre Haltung in den Krisen der anderen Ostblockstaaten und sieht schon 1953 die Ansätze eines Wandels in den Beziehungen im Zeichen der Regimefestigung innerhalb des Blockes, indem die „Parteiführer alter Schule“ als Garanten der Stabilität gestärkt wurden.

Bernd Stöver will, angelehnt an sein erwähntes Werk, vergleichend die Formen der Einflußnahme und die Reaktionen des Westens auf die Aufstände betrachten, tatsächlich aber beschränkt er sich auf die US-amerikanische „Befreiungspolitik“. In deren Praxis sei niemals die schwierige Frage geklärt worden, wie man „die Grenze zwischen Förderung der Freiheitsbewegungen und Verhinderung eines Massenaufstands“ wahren könnte, weil die Vermeidung eines Atomkrieges im Vordergrund gestanden habe. Jedoch: „Stärker als alle anderen ostmitteleuropäischen Staaten war die DDR [1953] zum Objekt der praktischen Befreiungspolitik geworden.“ Mit den Sendungen des RIAS sei man bewußt das „kalkulierte Risiko,

6 Siehe den unter gleichem Titel erschienenen Bericht von Hendrik Bispinck und Mark Stuntz unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=254> [14. 9. 2002].

7 An dieser Stelle kann von den nahezu durchgehend fundierten und überlegten Beiträgen nur auf die unmittelbar themenbezogenen eingegangen werden.

den Aufstand anzuheizen“, eingegangen, um die explosive Stimmung zu nutzen (S.260). Da sich die US-Administration für erfolgreich hielt, habe der 17. Juni als „Katalysator der weiteren Offensive“ gewirkt (S.260–261).

Alexander Gallus widmet sich ebenfalls den Reaktionen der Westmächte in einem von Hans-Joachim Veen verantworteten Sammelband; dieser ist der Niederschlag eines Symposiums zum Jahrestag an der Friedrich-Schiller-Universität. Gallus spricht von einer „ambivalente[n] Politik zwischen ‚Roll back‘, Unentschlossenheit und Zurtückhaltung“ (S.90). Unsicherheit und Vorsicht hätten vorgeherrscht, von einem militärischen Eingreifen sei niemals die Rede gewesen. Jedoch hätten die USA eine hervorragende Gelegenheit zur Propaganda gesehen, sich in dieser Hinsicht deutlich von Großbritannien und Frankreich abgehoben und detaillierte strategische Pläne ausgearbeitet. Zudem habe sie die Furcht vor „neutralistischen Abwegen eines vereinten Deutschlands“ getrieben. Daher seien die Unruhen in der DDR den USA wie Adenauer als Argument gegen Churchills Alleingang gerade passend gekommen. In dem von Klaus Kinner zu den drei Konferenzen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen zum 17. Juni veröffentlichten Reader verdienen in diesem Kontext die Studien von Karl-Heinz Gräfe und Elke Scherstjanoi besondere Aufmerksamkeit. Gräfe analysiert, theoretisch und konzeptionell überzeugend, auf einer umfassenden Literaturbasis die Krise des sowjetischen Imperiums und den Neuen Kurs in Osteuropa: die Auseinandersetzungen in der KPdSU-Führung um den außenpolitischen Kurs nach Stalin, ihre Bereitschaft zum Abbau der Spannungen – in diesem Rahmen die Kursänderung in der DDR; die Sackgasse der inneren Entwicklung der UdSSR als eine Triebkraft des Kurswechsels; das Streben nach einer gesicherten Stabilität der osteuropäischen Volksdemokratien; die Unruhen in der Tschechoslowakei und den Umbau des stalinistischen Systems in Ungarn.

Elke Scherstjanoi vermittelt in ihrem dichten und materialreichen Text zum Thema eines von ihr früher veröffentlichten Aufsatzes einen präzisen Einblick in die Rolle des Hohen Kommissars der UdSSR in Deutschland, Wladimir Semjonow, in den Juni-Tagen und während ihrer Vorgeschichte. Im Mittelpunkt stehen sein Mitwirken an den deutschlandpolitischen Initiativen der Sowjetunion, die seit dem Frühjahr 1953 neu konzipiert wurden, gegenüber den Westmächten, an der Korrektur der SED-Politik und am Krisenmanagement in der DDR. Scherstjanoi kann aus den russischen Archiven bedeutsame Dokumente gerade für Bewertungs- und Entscheidungsprozesse in der KPdSU-Führung beisteuern. Diese habe, auch „dank“ Semjonow, die Krisenlage der DDR zu spät erkannt und falsch behandelt. Und die „Personalentscheidungen“, die sich ab Mitte Juni 1953 in Moskau anbahnten? „Die Erneuerung im politischen System der DDR wurde nun zu wichtigen Teilen einem innersowjetischen Machtkampf geopfert [...] Mit der erfolgreichen Denunziation des zuvor mehrheitsfähigen deutschlandpolitischen Vorgehens [d. h. der nun Berija angelasteten Positionen – d. V.] gewann in Moskau das Interesse an Positionssicherung in Ostdeutschland wieder die Oberhand“ (S.187–188). Es sei darauf hingewiesen, daß die Autorin wichtige archivalische Quellen zu den Beziehungen

zwischen KPdSU und SED publizierte⁸; solche enthält auch der bereits in Teil 1 genannte Dokumentenband von Wilfriede Otto.

In diesem Zusammenhang ist eine Studie Wilfried Loths bemerkenswert, die an einem unerwartetem Ort anzutreffen ist. In dem von Martin Greschat und Jochen-Christoph Kaiser vorgelegten Sammelband über die Kirchen im Umfeld des 17. Juni äußert er sich über „Das Fenster der Gelegenheit“. Loth analysiert sorgfältig unter Heranziehung archivalischer Quellen vor allem die sowjetische Deutschlandpolitik und leitet aus der Situation im Präsidium des Ministerrates der UdSSR vor dem Sturz Berijas ab, daß es lange Zeit möglich erschien, die Forderungen der Aufständischen nach Wiedervereinigung zu verwirklichen; denn Berijas und Malenkows Position einer Verständigung mit den Westmächten über Deutschland habe sich zunächst durchgesetzt. Er fügt dazu im Anhang das Redemanuskript Malenkows für die erste Begegnung mit der SED-Delegation am 2. Juni 1953 bei, in der als Alternative zum forcierten Aufbau des Sozialismus der „Kurs auf die Vereinigung Deutschlands als eines bürgerlich-demokratischen Staats unter bestimmten Bedingungen seiner Umwandlung in ein friedliches demokratisches Land“ bestimmt wird (S.52).

In der Reihe der „hefte zur ddr-geschichte“ erschienen mehrere Aufsätze zu den deutschlandpolitischen Rahmenbedingungen. Siegfried Schwarz behandelt den Adenauerkurs auf die Zweistaatlichkeit in Deutschland, Günter Judick den Widerstand gegen Remilitarisierung und Westintegration und Wolfgang Buschfort die Rolle des SPD-Ostbüros und anderer „Stabsstellen des Kalten Krieges“. Die beiden erstgenannten Aufsätze wurden auf der Grundlage der vorliegenden Literatur verfaßt, Buschfort benutzt darüber hinaus das Archiv der sozialen Demokratie. Es sind knappe, nützliche Überblicke, denen eine Auswahlbibliographie beigelegt ist. Siegfried Prokop geht unter dem Blickwinkel deutschlandpolitischer Rahmenbedingungen im besonderen auf den Vorstoß Churchills im Mai 1953 ein, die deutsche Frage in Verhandlungen mit der Sowjetunion und unter Respektierung ihrer Sicherheitsinteressen nach dem Muster des Locarnovertrages zu lösen.

Die Gesamtdarstellungen: Putsch – Erhebung – Volksaufstand?

Unter den etwa zehn (je nach Einordnung) Gesamtdarstellungen ist auf mehrere, gemäß ihren Schwerpunkten, bereits in Teil 1 eingegangen worden (U. Mählert, I. Kowalczuk, V. Koop). Sie sind, selbst wenn sie sich für den Überblick und als Einführung nützlich erweisen, mehr oder weniger populär-wissenschaftlicher Art und besitzen im Grunde für die weitere Forschung wenig Bedeutung.

Auch das von Guido Knopp zusammen mit Friederike Dreykluft, Ricarda Schloschhahn und Patrik Obrusnik (Dokumentation) präsentierte Begleitbuch zur

⁸ Es handelt sich u. a. um die zusammen mit Rolf Semmelmann veröffentlichten sowjetischen Protokolle über die Gespräche der KPdSU- mit der SED-Führung im Dezember 1948 und im April 1952, für die bisher nur die Notizen Wilhelm Piecks vorlagen: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Berlin 52(2004/), 2. S.138–166; 3. S.238–269.

ZDF-Serie bietet über den 17. Juni eine auf den Ablauf der Ereignisse konzentrierte, flüssig und anschaulich geschriebene und reich bebilderte Übersicht. Sie enthält Kurzbiographien, eine Chronik sowie ein Literaturverzeichnis (bis in die Zeitschriftenliteratur hinein) – für Interessierte durchaus weiterführend. Ähnlich und durch Konzentration auf die wesentlichen Ereignisse der Einführung dienend, doch verstärkt Wert auf die Akteure legend, ist das Begleitbuch zur ARD-Sendereihe, das Thomas Flemming, ebenfalls gut lesbar, verfaßt hat. Der sehr ausführliche Quellennachweis erstreckt sich bis zu Archiven und Internetadressen. Fleming scheut sich auch nicht, einen Anmerkungsapparat (mit 471 Endnoten) anzufügen. Beide Bücher erleichtern dem Leser die Suche mittels Personenregister.

Das Büchlein Rolf Steiningers, eine sehr knappe und verkürzende Darstellung, ist geradezu didaktisch gehalten wie zur Vorbereitung auf eine Prüfung. Peinlich allerdings Steiningers herablassende Sicht auf die DDR, durch deren Geschichte er im Eiltempo führt: Die DDR „war ein Irrweg der deutschen Geschichte, sie war grau und trist, muffig, kleinbürgerlich und braunkohlenstinkig, repressiv und perspektivlos“ (S.107). Förderlich ist der Anhang (mit 23 Dokumenten), der die Hälfte des Bandes ausmacht.

Einen eigenwilligen Platz nimmt Hans Bentziens Buch ein. Der Autor, zur Zeit der Ereignisse SED-Kreissekretär in Jena, später u. a. Kulturminister (1961-1965), präsentiert eine Mischung von Sachbuch und persönlichen Erinnerungen, lebendig, teilweise spannend, und anschaulich geschrieben. Die Sachpassagen erweisen sich neben der reinen Darstellung eher als Kommentar denn Analyse, Quellenkritik ist unbekannt, Belege fehlen, Zitate werden nicht nachgewiesen, die beigefügte Literaturliste ist dürftig. Als Anhang werden einige wichtige Dokumente abgedruckt, allerdings auch sie ohne Quellennachweis. Inhaltlich bietet das Buch keine neuen Erkenntnisse, den Forschungsstand reflektiert es nur sehr partiell. Bentzien wärmt zwar nicht die Propagandathese der SED vom „faschistischen Putsch“ auf, bestreitet jedoch die Spontaneität und verurteilt die Ereignisse als konterrevolutionär. Er greift auf Behauptungen aus der „Urgeschichte“ in der Wahrnehmung des 17. Juni zurück, wie die schon vom Vorgänger des Bundesnachrichtendienstes der BRD aufgetischte unsinnige Interpretation, die Unruhen seien von der Sowjetunion selbst vorsätzlich ausgelöst worden, um einen Kurswechsel in ihrer Deutschlandpolitik begründen zu können. Für Bentzien arbeitete Berija seit 1952 an der geheimen Absicht, die DDR so weit zu destabilisieren, daß man sie an den Westen „loswerden“ konnte, ja, er spricht gar von einem (gemeinsamen) „Plan Berijas und der westlichen Dienste“ und stellt ihn als Agenten der Engländer (S.128) hin. Wilhelm Zaisser und Rudolf Herrnstadt gelten ihm als Auftragsvollstrecker des NKWD. Die Rolle Berijas ist gewiß in der Diskussion, die Agententheorie allerdings nie bewiesen worden. Und Anstöße für Historiker sind diese Aussagen schon lange nicht mehr, was ein Rezensent wissen sollte. Derselbe bescheinigt letztlich dem Autor, daß er keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebe, gelangt aber nichtsdestotrotz zu dem Schluß, die Ausführungen „entwerten ganze Bibliotheken“.⁹

Hubertus Knabes Monographie mit dem verschwommenen Untertitel „deutscher Aufstand“ gleicht in der Aufmachung und konzeptionellen Anlage der Volker Koops (siehe auch Teil 1), übertrifft sie aber in der Gründlichkeit und Genauigkeit der Aufbereitung der Quellen. Die Quellenbasis, die er aus Archiven wohl teilweise selbst erst erschlossen hat, ist umfangreich. Die Gliederung des Stoffes folgt dem schlichten Prinzip „Ursachen“, „Aufstand“ und „Niederschlagung“, so daß sich die Übersichtlichkeit von selbst ergibt. Zudem ist der Text flüssig und eingängig geschrieben. Diskussionsstoff entsteht dort, wo es um die Konzeption geht. Koop wie Knabe verbindet das Bestreben, dem 17. Juni 1953 einen festen Platz im historischen Selbstverständnis der Deutschen zu geben. Sie sprechen von einer spontanen Volkserhebung, die sich vom sozialen Protest hin zu einer politischen Bewegung entfaltet, und sehen sie in einer Linie („erstaunlich viele Parallelen“) mit 1989. Im Text selbst geht es bei beiden mit den Urteilen über den Charakter der Ereignisse durcheinander.

Dies führt zu der Frage, wie aus unserer Gegenwart heraus der Komplex „17. Juni 1953“ beurteilt wird – eine Frage, die vor allem für Überblicksdarstellungen entsteht, von denen erwartet werden kann, daß sie vom empirischen Stadium zum theoretischen Verständnis voranschreiten. Reflektiert man die neue Literatur, kann man zu dem Ergebnis gelangen, daß die Forschung bis jetzt kaum theoriegeleitet ist und daß eine Theorie für nach sowjetischem Muster gebildete Gesellschaftssysteme generell fehlt. „Besonders problematisch erscheint vor diesem Hintergrund die Tendenz, den 17. Juni für eine neue nationale Meistererzählung zu vereinnahmen“, kritisiert Jan C. Behrends zutreffend.¹⁰

In allen in diesem Abschnitt genannten und in etlichen anderen Publikationen dreht es sich in dieser Hinsicht um zwei Komplexe: den Charakter des 17. Juni an sich und um seinen Platz in der deutschen Geschichte, dabei insbesondere um den Zusammenhang mit der friedlichen Revolution 1989/90 in der DDR.

Nach einer wechselvollen Begriffsgeschichte in der BRD¹¹ und dem ausschließlichen Urteil „faschistischer Putsch“ (gesteuert vom „Westen“) in der DDR, hat in den letzten Jahren und insbesondere im Umfeld des 50. Jahrestages der Begriff des Volksaufstandes in der Literatur die Dominanz gewonnen (so u. a. Diedrich, Knopp, Kowalczyk). Diese Autoren setzen vor allem auf die Ergebnisse regionaler Forschungen, mit denen sich die Bewegung im Vergleich zu früheren Daten als erheblich breiter nachweisen läßt. Dabei wird nicht bestritten, daß am Beginn die spontane Arbeitererhebung stand. Steininger hält es – ohne nähere Argumentation – für „einigermaßen unerheblich“, ob die Ereignisse im Juni 1953 „eine Revolution, ein Arbeiteraufstand oder nur ein Massenprotest“ waren. „Es war auf jeden Fall ein

10 Jan C. Behrends: Sammelrezension: Der 17. Juni 1953. In: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezbuecher&id=3215>. Hist-Lit 2004-2-172.

11 Siehe Edgar Wolfrum: Geschichtspolitik und Deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953-1989), in: Geschichte und Gesellschaft, Göttingen (1998)3, S.382-412; ders.: Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948-1990, Darmstadt 1999.

Aufstand gegen die Arroganz von SED-Bonzen, die Arbeiterinteressen [...] verraten hatten“ (S.105). Fleming hingegen warnt vor übereilten Urteilen: Es sei ein „Aufstand ohne Gesicht“ gewesen, ohne Führungspersönlichkeiten; es fehlten soziologische Untersuchungen über die Zusammensetzung der Bewegung, so daß die nutzbare „schmale Datenbasis keine eindeutigen Aussagen“ erlaube (S.157–158). Knabe tendiert, in den Begriffen wechselnd, zu Revolution.

Diese Position vertritt nachhaltig die „gewichtige“ Gesamtdarstellung aus der Feder von Eisenfeld, Kowalczuk und Neubert. Die Autoren erwecken den Eindruck, sie wollten mit einem Kompendium oder wenigstens für längere Zeit mit „dem“ Buch zum Gegenstand aufwarten. Die – ungeachtet eingestandener Lücken – Weite des Gesichtsfeldes, die Detailliertheit der Darstellung und die breite Nutzung der Quellen machen das Opus zweifellos nützlich. Wie man die Tragfähigkeit des Leitgedankens beurteilt, steht jedoch auf einem anderen Blatt. Im ersten Kapitel legen die Autoren dazu unter dem Aspekt „Scheitern und Gelingen – Aufstände gegen den Kommunismus“ die von ihnen als „theoretisch“ bezeichnete Konzeption dar. In ihr wird der 17. Juni in die Geschichte des Kommunismus und der „Revolutionen gegen die ‚Diktatur des Proletariats‘“ seit 1917 eingereiht. Letztere seien „Menetekel eines kommenden Untergangs“ gewesen. Maßlatte ist die – in ihrer Entwicklung verfolgte – Totalitarismustheorie, auch wenn sie „wenige Anhaltspunkte für den Zerfall von totalitären Herrschaftsformen“ geboten habe (S.66–67) und man die Spezifik konkreter historischer Ereignisse beachten müsse. Im Kapitel „Zwei Revolutionen und die Bundesrepublik“ wird ausführlich – und insofern instruktiv – die bisherige Geschichtsschreibung zum Thema bis zu den Debatten 2003 ausgebreitet und kritisch gewürdigt.

In dem letzten Kapitel, das 165 Seiten umfaßt, wird eingehend der Platz des 17. Juni in der deutschen Geschichte und als europäisches Ereignis im Sinne des Untertitels „Die verdrängte Revolution“ in Auseinandersetzung mit der Historiographie und anderen Auffassungen nach 1989 erörtert. Die Autoren wollen eine Geschichte aus den Intentionen einer antisozialistischen Opposition heraus schreiben und verfolgen erklärtermaßen das geschichtspolitische Ziel, „dem wiedervereinten demokratisch verfaßten Deutschland eine nationale Geschichtstradition“ zuzuordnen. Von daher sprechen sie dem 17. Juni den Charakter einer – allerdings gescheiterten – Revolution zu, die in der Ereignisgeschichte des nationalen deutschen wie des europäischen Freiheitskampfes stehe. Aus der Perspektive von 1989/90 sei der 17. Juni die „Vorahnung kommender Freiheit und Einheit“ gewesen (S.17). Beide Ereignisse werden zu einer Kette verbunden. Damit wird an die These Armin Mitters von der „gescheiterten deutschen Revolution“ angeknüpft und die deterministisch klingende Floskel vom „Untergang auf Raten“¹² arrondiert. Jetzt gilt gar als „durchaus legitim“, den 17. Juni „mit der Französischen Revolution von 1789 in Zusammenhang“ zu bringen; in die „Freiheitsgeschichte Ostmitteleuropas“ gehöre

12 Siehe Armin Mitter/Stefan Wolle: Untergang auf Raten. Unbekannte Kapitel der DDR-Geschichte, München 1993.

er ohnehin, also sei er auch Bestandteil einer „europäischen Erinnerungskultur“ (S.820).

Die sehr prononciert vorgetragene Revolutionsthese, die Anhebung des 17. Juni 1953 auf das Niveau der Revolution von 1989/90, die Konstruktion einer Kontinuitätslinie – und auch der nicht immer sachliche Umgang mit anderen Auffassungen – haben in der Fachwelt überwiegend Zweifel geweckt.

Jochen Černý setzte auf einer Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen ein Fragezeichen hinter „gescheiterte Revolution“, als er die wertenden Begriffe Putsch, Arbeiter- oder Volksaufstand diskutierte. Gewiß gehöre der 17. Juni zu den großen deutschen Massenbewegungen und könne in eine Traditionslinie zur Revolution 1848/49 gestellt werden, aber dadurch werde er noch nicht selbst zur Revolution. Dazu fehlten wesentliche Merkmale wie tiefe gesellschaftsverändernde Wirkungen und eine revolutionäre Programmatik.

Fleming verweist ausdrücklich darauf, daß die Erhebung zu kurz gewesen sei, „als daß sich eine klare Programmatik und revolutionäre Strukturen hätten herausbilden können“ (S.154). Zudem habe es dem Aufstand, von einigen lokalen Streikführern abgesehen, an Führungspersonen gefehlt.

Hermann Wentker vergleicht die Erhebungen von 1953 und 1989. Nach der Begründung seiner Methode, in der er Hartmut Kaelble¹³ folgt, stellt er den osteuropäischen Zusammenhang der Entwicklungen her, durchleuchtet Krisenursachen und Anlässe, um dann die „Charakteristika der Erhebungen“ zu vergleichen. Wesentliche Unterschiede hätten in zwei übergreifenden Ursachen bestanden: in den unterschiedlichen Erfahrungshorizonten und Zukunftsperspektiven der jeweiligen Generationen und Akteure sowie in den Reaktionen „von oben“. Die 1953er hätten noch Streiks und Arbeiterprotest gekannt, die 1989er hätten sich in staatsfreien Kirchenräumen konstituieren müssen. Die deutsche Teilung sei für erstere die Ausnahmesituation gewesen, für die späteren wäre die Vereinigung erst dann ins Blickfeld geraten, als die Chance dazu bestand. In dem einen Fall hätten Sowjettruppen eingegriffen, im anderen wären massive Repressionen ausgeblieben. Wentker sieht drei Gemeinsamkeiten zwischen 1953 und 1989: die starke politische Orientierung der DDR-Bürger an westlichen Medien, die „nicht auf Machtübernahme zielende Spontaneität der Erhebung“ und bestimmte Aktions- und Handlungsformen (Initialzündung, Anschlußhandeln, Massenprotest, Erosion der Macht). All dies seien „Kennzeichen einer typisch revolutionären Situation“. Dennoch wendet er sich gegen die Benutzung des Revolutionsbegriffes für 1953: „Es fehlten die Gewalt und eine revolutionäre Utopie. [...] Es war ein im Kern von Arbeitern getragener Volksaufstand mit revolutionären Zügen“ (S.272–273).

Ob 1953 eine Revolution stattgefunden hat, prüft in vergleichender Perspektive ebenfalls Lutz Niethammer in einer umfangreichen Studie. Auf einer enormen Literaturgrundlage überdenkt er vier Interpretamente: Das der SED habe „wohl den allergeringsten Teil der historischen Wirklichkeit“ getroffen (S.194); die Termini

13 Siehe Hartmut Kaelble: Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main-New York 1999.

Arbeiter- und Volksaufstand seien mit Schwächen behaftet – und Revolution fragwürdig. Wegen der „Diffusion und hochgradigen Ambivalenz“ des Revolutionsbegriffes (S.214) skizziert er, ausgehend von der empirischen Revolutionsforschung (ohne die marxistische), minimale Anforderungen an eine Revolution (Machtvakuum, handlungsbereite Volksmassen, eine alternative Elite). Für die DDR 1953 fixiert er das „Zwischenergebnis eines revolutionären Potentials ohne revolutionäre Repräsentanten oder Strategien in einer nur vordergründig revolutionären Lage“, ohne daß ein Machtvakuum auf Seiten der „letztlich bestimmenden Herrschaft“ – der Sowjetunion – Spielräume gelassen habe. Aus der Untersuchung der Phänomene ergebe sich für den 17. Juni, „daß es sich nicht um eine gescheiterte Revolution handelte und daß die Revolution vom Herbst 1989 [...] nicht in seiner Tradition stand“ (S.237). Anregend sind ebenfalls die Vergleiche des Bedingungsgefüges in der DDR mit der Tschechoslowakei, Polen und Ungarn. Das sachkundige Abwägen Niethammers hebt sich vorteilhaft von kurzgriffigem Schwärmen über die „vielen Gemeinsamkeiten“ der Ereignisse von 1953 und 1989 ab. Jan C. Behrends spricht sich gleichfalls gegen eine Kontinuitätslinie von 1953 bis 1989 aus, da die Juni-Vorgänge keinen „positiven Bezugspunkt“ zur Friedlichkeit des Herbstes 1989 böten; es wäre historisch falsch, im Jahr 1953 den Ursprung für das spätere Ereignis zu suchen. Im europäischen Kontext verbiete sich sowieso der Begriff „Revolution“: „Dies würde den Begriff vollständig überdehnen und entweren“. Alles in allem: Die Unentschiedenheit auf diesem Felde, wie sie sich im Wechsel der Begriffe bei ein und demselben Autor und auch in Hilfskonstruktionen in der Art von „gescheiterte“, „abgetriebener“ und verdrängter Revolution ausdrückt, ist unübersehbar. Sie wird wohl auch mit geschichtspolitischen Erwägungen zusammenhängen. Daher mag schon sein, wie Lutz Niethammer meint, daß nach fünfzig Jahren Forschung der schwierigere Weg noch vor ihr liegt.

Literatur

- Bentzien, Hans: Was geschah am 17. Juni? Vorgeschichte – Verlauf – Hintergründe, Berlin 2003.
- Bispinck, Hendrik/Jürgen Danyel/Hans Hermann Hertle/Hermann Wentker (Hrsg.): Aufstände im Ostblock. Zur Krisengeschichte des realen Sozialismus, Berlin 2004.
- Buschfort, Wolfgang: Das Ostbüro der SPD und andere „Stabsstellen des Kalten Krieges“, in: hefte zur ddr-geschichte, Berlin (2003)80, S.37–48.
- Černý, Jochen: Eine gescheiterte Revolution? in: Kinner, Menetekel, S.221–234.
- Diedrich, Torsten: Waffen gegen das Volk. Der 17. Juni 1953 in der DDR, München 2003.
- Eisenfeld, Bernd/Kowalczyk, Ilko-Sascha/Neubert, Ehrhard: Die verdrängte Revolution. Der Platz des 17. Juni 1953 in der deutschen Geschichte, Bremen 2004.
- Fleming, Thomas: Kein Tag der deutschen Einheit, Berlin 2003.
- Flury-Dasen, Eric: Der Arbeiteraufstand vom Juni 1953: Wahrnehmung und Reaktionen der schweizerischen Regierung, der Bundesversammlung und der Presse, in: Timmermann, Juni 1953, S.130–163.
- Gallus, Alexander: Der 17. Juni und der Westen, in: Veen, Revolution, S.83–107.
- Howarth, Marianne: Der 17. Juni 1953 und die Westmächte. Perzeptionen und Reaktionen aus Großbritannien, in: Timmermann, Juni 1953, S.69–89.

- Judick, Günter: Inhalt und breite des Widerstands gegen Remilitarisierung und Westintegration in der BRD, in: hefte zur ddr-geschichte, Berlin (2003)80, S.26–36.
- Kinner, Klaus (Hrsg.): Menetekel 17. Juni 1953. Reader der Konferenzen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen anlässlich des 50. Jahrestages des 17. Juni 1953, Leipzig 2003.
- Kleßmann, Christoph/Stöver, Bernd (Hrsg.): 1953 – Krisenjahr des Kalten Krieges, Köln/Weimar/Berlin 1999.
- Kleßmann, Christoph/Bernd Stöver: Das Krisenjahr 1953 und der 17. Juni in der DDR in der historischen Forschung, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.9–28.
- Knabe, Hubertus: 17. Juni 1953. Ein deutscher Aufstand, München 2003.
- Knopp, Guido/Dreykluft, Friederike/Schlosshan, Ricarda: Der Aufstand. 17. Juni 1953, Hamburg 2003.
- Kondraschow, Sergej: Die Ereignisse des Jahres 1953 und deren Bewertung von Aufklärungsdiensten, in: Timmermann, Juni 1953, S.26–43.
- Koop, Volker: Der 17. Juni. Legende und Wirklichkeit, Berlin 2003.
- Kuo, Xing-hu: Die Haltung Chinas zum 17. Juni 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.188–194.
- Larres, Klaus: Großbritannien und der 17. Juni 1953. Die deutsche Frage und das Scheitern von Churchills Entspannungspolitik nach Stalins Tod, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.155–179.
- Lemke, Michael: Konrad Adenauer und das Jahr 1953. Deutschlandpolitik und 17. Juni, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.141–154.
- Linderth, Andreas: Schweden und der Juniaufstand 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.164–187.
- Malkiewicz, Andrzej/Ruchniewicz, Krzysztof: Das polnische Echo auf den Juni-Aufstand in der DDR im Jahre 1953, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.181–197.
- Maximyschew, Igor F.: Eine weniger bekannte Seite des 17. Juni 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.105–127.
- Murphy, David E.: Der 17. Juni 1953 und die CIA-Operationsbasis Berlin, in: Timmermann, Juni 1953, S.44–53.
- Niethammer, Lutz: Der 17. Juni in vergleichender Perspektive. War der Aufstand eine Revolution? in: Veen, Revolution, S.189–237.
- Oldenburg, Fred: Gab es 1953 eine Chance für die deutsche Einheit? Anmerkungen zum Fall Berija und zur Volkserhebung in der DDR, in: Timmermann, Juni 1953, S.196–234.
- Ostermann, Christian F.: „Die beste Chance für ein Rollback“? Amerikanische Politik und der 17. Juni 1953, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.115–139.
- Ostermann, Christian F.: Uprising in East Germany 1953. The Cold War, the German Question, and the First Major Upheaval behind the Iron Curtain, Budapest 2001.
- Pernes, Jiří: Die politische und wirtschaftliche Krise in der Tschechoslowakei 1953 und Versuche ihrer Überwindung, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.91–113.
- Pfeil, Ulrich: Frankreich und der 17. Juni 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.90–103.
- Prokop, Siegfried: Der 17. Juni 1953. Geschichtsmymthen und historische Prozesse. Konzepte – Zeitzeugen – Chronik, in: hefte zur ddr-geschichte, Berlin (2003)81.
- Raack, Richard C.: Die USA und der Aufstand vom Juni 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.55–68.
- Rainer, János M.: Der „Neue Kurs“ in Ungarn 1953, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.71–92.
- Schwarz, Siegfried: Adenauers Kurs auf die Zweistaatlichkeit in Deutschland, in: hefte zur ddr-geschichte, Berlin (2003)80, S.5–25.

- Steininger, Rolf: 17. Juni 1953. Der Anfang vom langen Ende der DDR, München 2003.
- Stöver Bernd: Der Westen und die Aufstände im Osten. Formen der Einflußnahme und Reaktionsmuster im Vergleich, in: Bispinck u. a., Aufstände, S.257–274.
- Stöver Bernd: Zusammenfassung: Das Umbruchsjahr 1953 – Ein Resümee, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.199–222.
- Timmermann, Heiner (Hrsg.): Juni 1953 in Deutschland. Der Aufstand im Fadenkreuz von Kaltem Krieg, Katastrophe und Katharsis, Münster/Hamburg/ London 2003.
- Timmermann, Heiner: Wofür der 17. Juni 1953 stehen könnte, in: Timmermann, Juni 1953, S.8–15.
- Veen, Hans-Joachim (Hrsg.): Die abgeschnittene Revolution. Der 17. Juni in der deutschen Geschichte, Köln/Weimar/Berlin 2004.
- Wentker, Hermann: Die Erhebungen von 1953 und 1989/90 in der DDR: Ein Vergleich, in: Timmermann, Juni 1953, S.253–273.
- Wentker, Hermann: Entsatellisierung oder Machtverfall? Das sowjetische Imperium und die innerstaatlichen Konflikte im Ostblock, in: Bispinck u. a., Aufstände, S.215–229.
- Wettig Gerhard: Berijas deutsche Pläne im Licht neuer Quellen, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.49–69.
- Wettig Gerhard: Der außenpolitische Kontext des 17. Juni 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.17–25.
- Wilke, Manfred: Deutschlandpolitische Positionen der SED vor dem 17. Juni 1953, in: Timmermann, Juni 1953, S.235–252.
- Zubok, Vladislav: „Unverfroren und grob in der Deutschlandfrage ...“ Berija, der Nachfolgestreit nach Stalins Tod und die Moskauer DDR-Debatte im April–Mai 1953, in: Kleßmann/Stöver, 1953, S.29–38.

Rezensionen

Marx-Engels-Jahrbuch 2003. Karl Marx/ Friedrich Engels/Joseph Weydemeyer: Die Deutsche Ideologie. Artikel, Druckvorlagen, Entwürfe, Reinschriftenfragmente und Notizen zu I. Feuerbach und II. Sankt Bruno. Hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam. Bearbeitet von Inge Taubert u. Hans Pelger. Unter Mitwirkung von Margret Dietzen, Gerald Hubmann und Claudia Reichel, Akademie Verlag, Berlin 2004, 2 Bde., 400 S.

Der neue Band des "Marx-Engels-Jahrbuchs" ruft verschiedene Empfindungen hervor. Zuerst und vor allem natürlich Freude darüber, daß er, nach 13jähriger Unterbrechung, von der Fortsetzung eines Unternehmens kündigt, das für die wissenschaftliche Begleitung der anspruchsvollen MEGA-Edition unerlässlich ist. Denn ohne eine regelmäßige fachbezogene internationale inhaltliche Debatte zu spezifischen Fragen der Marx-Engels-Forschung, ohne Vorabdrucke und ihre Diskussion, ohne Nachträge und Rezensionen könnte das hohe qualitative Niveau dieser akademischen Ausgabe auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden.

Die Freude erstreckt sich auch auf die Tatsache, daß im Editorial der Versuch unternommen wurde, das neue Jahrbuch in die lange Tradition der MEGA-begleitenden Publikationen zu stellen, beginnend mit David Rjazanovs "Archiv K. Marksa i F. Engel'sa" (deutsche Ausgabe: "Marx-Engels-Archiv").¹ Der Versuch muß jedoch als nicht sehr gelungen bezeichnet werden. Um sich vom früheren "Marx-Engels-Jahrbuch" (1978-1991) – dem das neue in

Format, Gestaltung und Einbandfarbe nahezu gleich und ab dem nächsten Band auch in den Rubriken gleichen soll – auf politisch als erforderlich angesehene Weise abzusetzen, um es sogar als "nicht anknüpfungsfähig" bezeichnen zu können, wird die ideologische These vom "vollständigen Neuanfang" (S.1*) aufgestellt, zu deren Begründung lediglich die Dichotomie eines ideologischen und eines "nachideologischen Zeitalters" (S.2*) angeboten wird.

Wir streiten nicht über den traurigen Fakt, daß vor 1990 undemokratische und dogmatische Zeiterscheinungen auf die Marx-Engels-Forschung der UdSSR und der DDR in starkem Maße eingewirkt haben, aber erstens hatte sich Band 13 des "Marx-Engels-Jahrbuchs" davon bereits 1991 dezidiert abgesetzt, zweitens und vor allem wirkt es unsäuerlich, ausgerechnet in einer Edition zur "Deutschen Ideologie" nicht zur Kenntnis zu nehmen, daß es zwar, entsprechend unterschiedlicher gesellschaftlicher Verhältnisse, recht unterschiedliche Ideologien geben kann (gleichgültig, wie sie in der jeweiligen Zeitsprache bezeichnet werden), aber keine "nachideologische", also nicht-ideologische Zeit.

Mit einem kleinen Aufgebot an Generosität hätte schließlich unter den Vorläufern auch die "Neue Folge der Beiträge zur Marx-Engels-Forschung" (Hamburg 1991 ff.) aufgeführt werden können, die im zurückliegenden jahrbuchlosen langen Jahrzehnt manchen Beitrag veröffentlichte, der für

¹ Als dessen Erscheinungsjahr ist im Editorial 1928 angegeben, in der Einführung (S.10*) richtig 1926, jedoch müßte korrekterweise jeweils gesagt werden, um welchen Band es sich handelt und ob die russische oder die deutschsprachige Ausgabe gemeint ist.

die Arbeit an den MEGA-Bänden nicht unwichtig war.

Der vorliegende Band enthält noch nicht die für ein Jahrbuch typischen Rubriken, sondern – in zwei gut handhabbaren Teilbänden – nur einen Teil von Text und Apparat des nun für 2008 angekündigten MEGA-Bandes I/5, der dann alle Manuskripte zur "Deutschen Ideologie" enthalten wird. Das ist zwar ungewöhnlich, jedoch doppelt gerechtfertigt durch die hohe Bedeutung dieser Texte für die intellektuelle Biografie von Marx und Engels, wie durch die unerhört komplizierte editorische Sachlage. Wenn es Sinn macht, nach weltweit sieben Editionsversuchen der "Deutschen Ideologie" nun einen achten vorzulegen, dann vor allem, wenn auf dieser Grundlage noch einmal eine Diskussion geführt würde, ehe dann, sicher für lange Zeit, der "endgültige" MEGA-Text vorläge.

Es wäre dies die Fortsetzung einer Debatte, die sich über mehrere Hefte der "MEGA-Studien" (Amsterdam 1994–2002) hinzog, die ebenfalls zu Recht als Vorläufer des neuen Jahrbuchs bezeichnet werden. Aber auch das alte "Marx-Engels-Jahrbuch" brachte in Band 3 (1980) aus der Feder von Galina Golovina einen wesentlichen Erkenntnisfortschritt, indem, belegt vorwiegend mit Briefen, anhand der Entstehungsgeschichte damals schon nachgewiesen wurde, daß diese Manuskripte von ihren Autoren zunächst nicht als geschlossenes Systemwerk geplant waren. Gerade in dieser Richtung – die unter dem Oberbegriff "Deutsche Ideologie" überlieferten Texte "in bester Absicht" als ein mehr oder weniger fertiges Werk zurechtzulegen – lag der falsche, einem Dogmatismus nahestehende Denkansatz, der einigen der

heute zu Recht überholten Editionen der "Deutschen Ideologie" zugrunde lag. Und dazu muß auch MEW Band 3 gerechnet werden.

Der Streit um die beste Edition dieser Texte wird wahrscheinlich niemals enden, aber unabhängig von allen Einzelheiten halten wir es für entscheidend, daß die Manuskripte in ihrer tatsächlich überlieferten Form dargeboten werden, so, wie sie 1846 von Marx und Engels liegengelassen wurden. Auf dem langen, mitunter qualvollen Wege zu dieser Erkenntnis, der in der Einführung von Taubert und Pelger kenntnisreich und kritisch nachgezeichnet wird, ist die vorliegende Edition sehr weit vorangekommen. Hier sind nun wohl alle äußeren und inneren Eingriffe in die überlieferte Textgestalt beseitigt. Der Leser kann tatsächlich Schritt für Schritt nachvollziehen, wie Marx und Engels (und Weydemeyer) ihre Argumente sammelten, wie sie wahrhaft darum rangen, erstmals eine einigermaßen konsistente materialistische Geschichtstheorie zu formulieren. Unter diesem Gesichtspunkt und in dieser Editionsweise stört es dann auch weniger, daß diese "Abrechnung" mit ihrem "ehemaligen philosophischen Gewissen" (MEGA II/2, S.101), das eben ein junghegelianisches war (Feuerbach eingeschlossen), so viel Polemik enthält. Es liegt dies in der Sache des Vorgangs, an dem man nun ungestörter denn je Gedankenzeuge sein kann.

Fragwürdig ist die Lösung, kurze Angaben der Editoren zu einzelnen Entwürfen in eckigen Klammern an die Spitze des edierten Textes zu stellen (S.6, 47); sie gehören nach allem, was man bisher von der MEGA kennt, in den wissenschaftlichen Apparat. Zu den noch diskussionswürdigen Probleme

men zählt auch die Behandlung der von Marx und Engels mit "Erledigungs-vermerken" (meist senkrechten Strichen) versehenen Manuskriptteile, die im vorliegenden Jahrbuch nicht im Textteil, sondern im Apparat, dort jedoch in einer text-ähnlichen Form, dargeboten werden.

Apparat und Register sind im allgemeinen vorzüglich recherchiert. Zu fragen wäre, warum im Namenregister bei Karl L. Bernays die Mitgliedschaft im Bund der Gerechten vermerkt ist, bei August Becker jedoch nicht, warum bei Gustav Julius die Biografie 1846 endet, so daß seine Rolle in der Revolution von 1848 und die Emigration nach London unter den Tisch fielen, warum die Vermerke zu Jakob Venedey 1840, die zu Arnold Ruge 1844, die zu Weydemeyer 1846 enden, viele andere aber bis an ihr Lebensende annotiert sind. Aber völlige Einheitlichkeit läßt sich wohl niemals erreichen?

Unnötig zögerlich wirkt es, zu Jahresbeginn ein Jahrbuch mit der Jahrzahl des Vorjahrs vorzulegen. *Martin Hundt*

Barbara Haider/Hans Peter Hye (Hrsg.): 1848. Ereignis und Erinnerung in den politischen Kulturen Mitteleuropas, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2003, 313 S.

Die Sammelschrift, hervorgegangen aus einer im März 1998 anlässlich des 150. Revolutionsjubiläums von der Historischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gemeinsam mit dem Österreichischen Staatsarchiv und den "Wiener Vorlesungen" veranstalteten Tagung zum gleichen Thema, enthält 15 Beiträge, in denen versucht wird, den Platz der 1848er Revolution in der Geschichte,

vor allem aber im Traditionsverständnis und in der politischen Kultur der von der Revolution erfaßten Länder Europas: Österreich, Deutschland, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Rumänien, Kroatien, Tschechien, Slowakei, Slowenien und Serbien genauer zu bestimmen. Daß dabei den Völkern, die einst zur Habsburger Monarchie gehörten, großes Augenmerk geschenkt wird, ist ohne Frage ein besonderes Verdienst des Symposiums. Da den Referenten freigestellt war, auf welche Zeitperiode und thematische Aspekte sie sich konzentrieren, geschieht dies auf recht unterschiedliche Weise.

Einige Autoren stellen die Historiographie zu 1848 in ihren Ländern in den Mittelpunkt, so vor allem *Antoni Cernarowicz* für Polen, der einen wertvollen Literaturbericht zu den polnischen Forschungen über das Jahr 1848 liefert, aber auch *Jean-Luc Maynaud* für Frankreich, *Dušan Škvama* für die Slowakei und – unter Einbeziehung der Belletristik – *Andrej Mitrović* für Serbien, das freilich nicht direkt in den europäischen Revolutionsprozeß involviert war. Gleichwohl antworten natürlich auch sie auf die Frage, welches, von Land zu Land recht unterschiedliche, Gewicht die Erinnerung an 1848 im politischen Leben in der Vergangenheit hatte und gegenwärtig besitzt.

Andere haben diese Frage ganz ins Zentrum gerückt, so vor allem und geradezu exemplarisch *András Gergely* für Ungarn: "Im Mittelpunkt aller Traditionen: Ungarn und sein 1848"; ebenso *Alexandru Zub* für Rumänien, *Drago Rokсандić* für Kroatien, *Jiří Kořalka* für Tschechien und *Peter Vodopivec* für Slowenien. Durch den nun möglichen Vergleich werden die zum Teil beachtlichen Unterschiede im Stellenwert

der achtundvierziger Revolution zwischen den einzelnen Ländern sichtbar; von Ungarn, wo das Jahr 1848 über 150 Jahre hinweg für alle politischen Strömungen das zentrale Traditionsgut bildet, über Frankreich, das als ganze Nation nur zum Zentennarium 1948 in durchaus verschiedener und kontroverser Weise des 48er Revolutionsjahrs gedachte, ansonsten 1848 aber ganz von der Großen Revolution von 1789 überschattet wurde, Kroatien, das vor allem seit der 1990 wieder gewonnenen Unabhängigkeit sich teils recht unreflektiert auf den "Parlamentarismus von 1848" wie auf den Ban Josip Jellačić beruft, bis zu Tschechien, die Slowakei und Slowenien, wo die Erinnerung an 1848 im öffentlichen Leben wie im nationalen Selbstverständnis eine geringere Rolle spielt.

Eine dritte Gruppe von Artikeln leistet durch die Erörterung von speziellen Teilaspekten einen Beitrag zur Klärung der aufgeworfenen Problematik. *Ilaria Porciani* legt die Wandlungen von der ursprünglichen Straßendemonstration zum staatlich verordneten Verfassungsfest zwischen 1848 und 1914 dar. *Wolfram Siemann* untersucht an den Jubiläumstagen von 1873 bis 1998, welchen Platz Österreich in der deutschen Erinnerung an 1848/49 einnahm, wobei leider die Frage offen bleibt, wie sich die Arbeiterbewegung besonders im letzten Drittel des 19. Jh. dazu verhielt. *Wolfgang Häusler* liefert erstmals eine detaillierte Darstellung der 1848er Traditionspflege in Wien, die vor allem – wie auch in Berlin – an den Gräbern der "Märzgefallenen" ihren festen Haltspunkt hatte und auch hier fast ausschließlich Sache der aufstrebenden Arbeiterbewegung war. *Hubert Lengauer* geht schließlich den Spuren nach, die 1848 in

der österreichischen Literatur hinterließ und die im Grunde durch Distanz, Resignation und Verdrängung charakterisiert sind.

Drei einleitende Studien suchen die Thematik zu generalisieren. Hans Peter Hye stellt einleitend die differenziert beantwortete Frage "Was blieb von 1848?". Istvan Fried befaßt sich mit den bestimmenden Gemeinsamkeiten, aber auch ihm zweitrangig erscheinenden Unterschieden der kulturellen Erinnerung in den Literaturen Ostmitteleuropas. Robert J. W. Evans schließlich verallgemeinert die historischen Entwicklungen von 1848er Historiographie und Erinnerungskultur in Mitteleuropa mit dem Schwerpunkt der Länder der Habsburger Monarchie. Seine generalisierende These lautet, daß sich ein Wandel von einer zunächst dominierend liberalen zu einer folgenden national determinierten Betrachtungsweise von 1848 vollzog, die im 20. Jh. vor allem durch die Beachtung der sozialen Probleme und der Massenbewegungen komplettiert wird, wofür er Verdienste der sozialistischen Bewegungen und – trotz aller kritischen Einschränkungen – der marxistischen Geschichtswissenschaft anerkennt. "Nach dem Sieg des liberalen, dann des nationalen Prinzips kam jetzt das Volk an die Reihe. Seine Ideologie war der Sozialismus, der sich ebenfalls durch die Geschichte zu legitimieren suchte" (S.48). Doch wird diese Sicht wegen des hier aufscheinenden bloßen Nacheinanders hinterfragt werden müssen.

Vier übergreifende Aspekte werden in fast allen Beiträgen sichtbar. *Erstens* zeigt sich der Umgang mit dem 1848er Erbe überall und zu allen Zeiten als letztlich von jeweiligen politischen Interessen und Bedürfnissen bestimmt. Politische Instrumentali-

sierung ist namentlich in der offiziellen und öffentlichen Gedenkkultur mit den Händen zu greifen. Es geht immer um eine zielbewußt angestrebte historische Legitimation. Daß dabei in den sogenannten "Nachfolgestaaten" des Habsburgerreiches nach 1918 und im Grunde bis heute, von Fall zu Fall sicher unterschiedlich gewichtet, 1848 zur nationalen Identifikation diene, liegt auf der Hand. Aber auch die historischen Forschungen sind natürlich nicht davon frei. *Zweitens* bildete in mehreren Ländern das Zentenario von 1948 einen Höhepunkt der erinnerungspolitischen und historiographischen Auseinandersetzung mit dem Erbe von 1848, so in Deutschland (nicht hingegen in Österreich), in Frankreich, in Polen und Ungarn. Der 150. Jahrestag 1998 hingegen scheint nur in Deutschland ein erneuter Gipfel der 1848er Traditionspflege geworden zu sein. Anderswo herrschte eher Zurückhaltung vor. Für Slowenien heißt es schlicht, daß man andere Sorgen habe.

Drittens aber scheint, abgesehen von Ungarn, in gewisser Weise auch Deutschland, aber auch Rumänien und Kroatien, die erinnerungspolitische und historiographische Beschäftigung mit 1848 generell zurückzugehen, besonders deutlich spürbar in Frankreich, das 1998 nur mit einigen wenigen akademischen Veranstaltungen präsent war. Erst eine noch ausstehende Analyse der Veranstaltungen wie historischen Publikationen des Jubiläumsjahrs 1998 in den einzelnen Ländern, das nur in einigen Beiträgen des Bandes allzu kurz und beiläufig berührt wurde (Frankreich, Tschechien, Kroatien, Deutschland), kann darüber endgültig Auskunft geben.

Viertens vollzieht sich auf dem Hintergrund der zumal jüngsten Entwicklungen in der

Europäischen Union noch mehr tastend eine Hinwendung zur internationalen Dimension und zu internationalen Aspekten des 1848er Revolutionsjahres. Siemann konstatiert für Deutschland zu Recht eine "Wiederentdeckung des europäischen Charakters der 1848er Revolution, die den Blick für die Gemeinsamkeiten im Konflikt der Nationen um Freiheit, Recht und Selbstbestimmung" schärfe (S.110). Und Koßalka vermerkt, daß man in Tschechien die Haltung der tschechischen Liberalen von 1848 zur Habsburger Monarchie als ein Beispiel für eine Integration in ein "supranationales Staatsgebilde" werte und den Kremsier Verfassungsentwurf sogar als "größte tschechische Tradition der Revolutionsjahre" bezeichne (S.238).

Walter Schmidt

Ursula Herrmann: Elise Schweichel (1831 - 1912). Schriftstellerin und Sozialdemokratin im Ringen um Frauenemanzipation, trafoverlag, Berlin 2004, 160 S.

Zu Recht beginnt diese verdienstvolle Schrift mit der Frage "Wer ist denn Friederike Wilhelmine Elise Schweichel, geb. Langer?" Die Autorin, die bereits mit der Herausgabe der "Briefe einer Ehe" 1997 Julie Bebel aus dem Schatten treten ließ, stellt nun eine bisher weder im sozialdemokratischen oder sozialistischen Umfeld, noch von der Frauenbewegung gewürdigte Vorkämpferin beider Bewegungen vor.

H. stand kein Nachlaß Elise Schweichels, sondern im wesentlichen ihr Briefwechsel mit Natalie Liebknecht und die Ergebnisse ihrer früheren Forschungen zu deren Ehemann Robert zur Verfügung. Der Mann, den Elise 1855 in ihrer Geburtsstadt Königsberg geheiratet hatte, war ein

“unerschrockener Publizist und Volksredner” (S.12), ein Aktivist in der 1848er Revolution, der, verfolgt von der Reaktion, erst 1861 wieder aus dem Schweizer Exil nach Deutschland zurückkehren durfte. So lernte sie bereits als junge Frau Emigration und politische Verfolgung kennen. Robert Schweichel, heute fast so vergessen wie seine Frau, war in der zweiten Hälfte des 19. Jh. auch als Verfasser sozialdemokratisch orientierter Romane bekannt. 1861 nahm Robert in Berlin eine Tätigkeit als leitender Redakteur an der “Norddeutschen Allgemeinen Zeitung” auf. Damals entstand die Freundschaft des Paares mit Wilhelm Liebknecht und dessen erster Frau Ernestine. Schweichels zogen 1863 von Berlin nach Hannover, wo Robert zu den liberalen “Neuen Hannoverschen Anzeigen” ging. Von 1866 bis 1868 lebten sie in Leipzig, bis April 1867 bei den Liebknechts. Als Wilhelm Liebknecht von September 1866 bis Januar 1867 im Gefängnis war, kümmerte sich Elise um die Freundin, deren Tod an der Schwindsucht im Mai 1867 sie tief traf, und versorgte zeitweise deren Kinder. Leipzig, damals Zentrum der sozialdemokratischen Bewegung und – durch Louise Otto-Peters – der Frauenbewegung, bot Elise Schweichel die Möglichkeit, viele sozialdemokratische Gesinnungsgenossen ihres Mannes kennen zu lernen. Robert hatte sich wie Louise Otto-Peters bereits in den Revolutionsjahren für Frauenrechte eingesetzt. Er verkündete und praktizierte in seiner Ehe, daß “die wahre Ehre und die einzige, die wir den Frauen erweisen können, [...] darin [bestehe], dass wir sie als mit uns völlig gleichberechtigte Wesen anerkennen” (S.24). Aus dieser Zeit stammte die Freundschaft der Schweichels mit August und Julie Bebel. In Leipzig lernten sie

auch Louise Otto-Peters persönlich kennen. Die vielleicht wesentlichste neue Beziehung Elise Schweichels war die zweite Frau Wilhelm Liebknechts, Natalie, mit der sie 1868 bekannt wurde. Dem Umstand, daß die Schweichels im Dezember 1868 wieder nach Berlin zogen, weil Robert das Feuilleton der “Deutschen Roman-Zeitung” übernahm, ist zu danken, daß es die zwischen 1869 und 1904 geschriebenen 110 Briefe von Elise Schweichel an Natalie Liebknecht gibt, in denen sie ihre Auffassungen “über Politik, Literatur und Kindererziehung, über Freunde und Bekannte, über Stimmungen und Verstimmungen, nicht zuletzt über ihre Ehebeziehungen” (S.27) der gleichgesinnten und gleichermaßen gebildeten Freundin mitteilte. So erfährt man, daß Elise Mitredakteurin am Feuilleton wurde und als Übersetzerin aus dem Englischen und Französischen sowie als Rezensentin, zunehmend von Büchern zur Frauenfrage, tätig war. Auch als Redakteurin der Spalten “Literatur, Kunst und Theater” sowie “Mannigfaltiges” brachte sie frauenemanzipatorische Ideen ein. Robert und Elise Schweichel verkehrten und korrespondierten auch in Berlin mit Vertreterinnen der Frauenbewegung wie der Mitgründerin des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins, Jenny Hirsch, und der Schriftstellerin Fanny Lewald. Elises Korrespondenz mit Natalie zeigt ihre Solidarität mit den Sozialdemokraten und zugleich ihre Hochachtung für die Freundin. Als Wilhelm Liebknecht und August Bebel 1870/71 in Untersuchungshaft waren, weil sie im Reichstag die Kredite für den “verruichten Krieg” (S.40) Deutschlands gegen Frankreich abgelehnt hatten, schrieb sie: “Ein solcher Mannesmut ist groß und

bewundernswert, zumal in unsern Tagen, wo die Erbärmlichkeit sich so breit macht." (S.40f.). Auch mit der Pariser Kommune scheint sie sympathisiert zu haben.

Während die Schweichels in Berlin von 1869 bis 1882 für die "Deutsche Roman-Zeitung" arbeiteten, wurde Elise durch ihre Mitarbeit zu einer kenntnisreichen und kompetenten Journalistin, Literatur- und Kunstkritikerin, Schriftstellerin und Publizistin. Sie übersetzte 15 Romane aus dem Französischen und Englischen, schrieb Artikel und Besprechungen und kopierte die Werke ihres Mannes ins Reine (S.47).

Nach dem Ende der Verbindung der Schweichels zur "Deutschen Roman-Zeitung" 1883 arbeitete Elise bis 1890 für die Frauenzeitschrift "Die Modenwelt. Illustrierte Frauen-Zeitung" als Redakteurin. Neben der Stilredaktion der Modebeiträge gehörten Buchbesprechungen, Beschreibungen von Gemälden und Theaterkritiken zu ihren Aufgaben, die sie glänzend bewältigte.

Von 1883/84 bis 1897 stammen ihre eigenen belletristischen Werke. Sie schrieb zwei Romane, drei Novellen und neun Erzählungen, in denen verfolgte Sozialdemokraten und emanzipierte Frauen vorkommen. Auch verfaßte sie zwei Würdigungen ihres Mannes zu dessen 70. und 80. Geburtstag.

Aus den Quellen, die H. vorlegt, geht hervor, daß Elise eine kompromißlose Literaturkritikerin war. So äußerte sie sich über einen Artikel von Eleanor Marx zu Shakespeare, den sie "sehr gewandt und hübsch geschrieben" fand, an dem ihr jedoch mißfiel, daß er "Goethe verkleinert". Sie hielt dies für eine Mode, die sie nicht billigen konnte. "Das werde ich ihr auch sagen" (S.46); kündigte sie in einem Brief an.

Elise Schweichels Novelle "Wer trägt die Schuld?" hielt Minna Kautsky in ihrer Kritik für "gemütlos und unschön", ein Urteil, das Elise als oberflächlich zurtückwies. "Gemütlos ist nur eine Figur und soll es sein. [...] Unschön ist nur, was unwahr ist" (S.82), schreibt sie Natalie Liebknecht. Aber sie hat auch Erfolge. H. zitiert Franz Mehring, der Elises Roman "Vom Stamme gerissen" im Dezember 1889 in der "Volkszeitung" zugleich mit Minna Kautskys Roman "Victoria" würdigt.

Sollte man nicht prüfen, ob nicht einige ihrer Bücher uns auch heute noch etwas zu sagen haben und eine Neuauflage verdienen? Sie gehörte damals zwar zu den viel gelesenen, aber "vom offiziellen Literaturbetrieb wenig honorierten" Autoren (S.100). Die sozialdemokratischen Periodika, die ihre belletristischen Werke abdruckten, erschienen allerdings in großen Auflagen. Die "Neue Welt. Illustrierte Unterhaltungsbeilage", die sonntags den sozialdemokratischen Zeitungen beigelegt wurde, hatte eine Auflage von 200.000 Exemplaren, die Zahl der LeserInnen war jedoch erheblich größer. Erst 1896 wurde Elise Schweichel als Schriftstellerin durch ihre Aufnahme in "Kürschners Bücherschatz" anerkannt. Dieser "Bücherschatz", dessen Nr. 54, Heft 2 vom Juli 1897 Elise Schweichels Roman "Dunkle Mächte" und Novelle "In Fesseln" war, brachte seit 1896 wöchentlich einen Band für 20 Pf. heraus, in dem "zeitgenössische Autoren aller Literaturen, mit Bevorzugung der deutschen, doch ohne Rücksicht auf Richtung und Tendenz" abgedruckt wurden, um "die Freude an der schönen Literatur neu zu beleben, den modernen Autor wahrhaft populär zu machen" und um "guter Belletristik neue Wege zu erschließen" (S.103).

1907 starb Robert Schweichel. Nach diesem schweren Verlust gestalteten sich Elises letzte fünf Lebensjahre immer einsamer, besonders nachdem Natalie Liebknecht 1909 und Julie Bebel 1910 verstorben waren. Aus einem Brief Julie Bebels geht hervor, daß die Achtzigjährige sich zwar ständig nach Gesellschaft sehnte, aber mit vielen Menschen wegen ihrer wenig verbindlichen Art nicht auskam. Ein letzter Lichtblick wurde ihr zu ihrem 80. Geburtstag gewährt, als in der von Clara Zetkin herausgegebenen Zeitschrift "Die Gleichheit" eine Würdigung ihrer politischen Haltung und ihres schriftstellerischen Schaffens aus der Feder von Minna Kautsky erschien, die in der vorliegenden Schrift ebenso abgedruckt ist wie deren Nachruf sowie der Nachruf aus dem "Vorwärts" und ein Gedenkartikel im "Illustrierten Neue Welt Kalender" für 1913.

In einem Anhang wird Elise Schweichels Bibliographie bestehend aus Romanen, Novellen, Erzählungen, Rezensionen und Übersetzungen chronologisch aufgelistet. Leider sind in dieser Liste ihre nicht mit ihrem vollen Namen gezeichneten Beiträge an Übersetzungen, Artikeln und Besprechungen für die "Deutsche Roman-Zeitung" nicht mit angegeben.

Mit dieser Schrift ist es der Autorin gelungen, ein glaubhaftes und bewegendes Lebensbild einer sozialdemokratisch und zugleich feministisch gesinnten Intellektuellen des 19. Jh. zu skizzieren. Es gibt einen Einblick in den Alltag der Frauen im Umfeld der Sozialdemokratie und des Netzwerks von Freundschaft und Solidarität unter ihnen, das dazu beigetragen haben wird, ihnen zu helfen, ihr besonders in der Zeit des Sozialistengesetzes oft opferreiches Leben zu ertragen. *Hanna Behrend*

Karin Huser: Eine revolutionäre Ehe in Briefen. Die Sozialrevolutionärin Lidija Petrowna Kotschetkowa und der Anarchist Fritz Brupbacher, Chronos Verlag, Zürich 2003, 434 S.

Lidija Petrowna Kotschetkowa (1872 - ?, 1922 enden Angaben über ihren Lebensweg) kam 1894 in die Schweiz, um – wie viele Frauen Rußlands – Hochschulbildung zu erwerben. Im Zarenreich war dies nach wie vor unmöglich, mehr noch: Aus Furcht vor progressiven, revolutionären Einflüssen wurde auch das Studium im Ausland wiederholt mit Restriktionen belegt. Die Schweiz war im 19. Jh. vorrangiges Ziel russischer politischer Emigration. Regimefeindliche Kräfte, insbesondere antizaristische Parteien sozialistischer Orientierung und ihre Vorläufer hatten hier Führungsgremien, Redaktionen, Gruppen, Zirkel u. a. Nicht selten ergaben sich zwischen Russen und westeuropäischen Linken dauerhafte geistige, politische und zuweilen auch persönliche Bindungen. Im Leben von Kotschetkowa reflektierte sich dies in besonderer Weise. Zutiefst in der Gedankenwelt der Narodniki und ihrer Erben, der Sozialrevolutionäre, verwurzelt, wollte sie Ärztin werden, überzeugt, so am ehesten der bauernsozialistischen Idee vom Dienst am Volke (den Bauern) entsprechen zu können. In der Schweiz schloß sie sich sozialdemokratischen Ideen auf, blieb aber ihren Grundsätzen treu. In Zürich lernte sie den Schweizer Medizinstudenten Fritz Brupbacher (1874-1945), einen künftig bedeutenden Sozialdemokraten, kennen und lieben, 1901 heirateten beide, 1916 wurde die Ehe geschieden.

Mit dem theoretischen Ansatz der Historischen Anthropologie unternimmt es H.,

anhand eines ungewöhnlich umfangreichen Briefnachlasses der beiden (ca. 6.000 Briefe, Karten, Telegramme aus der Zeit von 1897 bis 1915) eine "Mikroanalyse" des Lebens der Kotschetkowa und zugleich einen "personenorientierten Diskussionsbeitrag zur Erforschung der Geschichte der Partei der Sozialrevolutionäre" zu geben. Über Anfänge, Inhalt, Verästelungen, Schwierigkeiten und Probleme der zunächst freundschaftlichen Beziehung und dann der Ehe, über charakterliche Veranlagung, die Gemütsverfassung beider Partner, über ihre Denkrichtung und die Beweggründe ihres Handelns in persönlichen und politischen Fragen erfährt der Leser vieles. Das Schwergewicht liegt dabei eindeutig auf Lidija Petrowna Kotschetkowa, nahezu lückenlos werden ihre Briefe ausgewertet. Dahingegen hat die Autorin die Briefe Brupbachers – weil sie schon teilweise veröffentlicht und ausgewertet waren – bewußt vernachlässigt, zog aber seine Tagebücher heran. Der Leser muß sich folglich die Persönlichkeit des Mannes weitgehend aus den Reflexionen und Wertungen seiner Partnerin erschließen und erfährt umgekehrt vieles von dem, was dieser über sie dachte, nur aus der Sicht des Tagebuchschreibers. Brupbacher, "Arbeiterarzt von Aussersihl" (Zürich), Parlamentarier mit großem medizinisch-gesellschaftlichem Engagement, Sexualforscher, Verfasser lebensphilosophischer Schriften, bleibt im ganzen merkwürdig blaß. Die Verfasserin verweist auf seinen widerspruchsbereiten, kritischen Geist, auf die 22jährige Mitgliedschaft in der Schweizer sozialdemokratischen und die 12jährige in der kommunistischen Partei, über den "Anarchisten" Brupbacher läßt sie den Leser im unklaren. Für rußland- und parteigeschichtlich In-

teressierte sind jene Passagen des Buches aufschlußreich, die sich auf das Wirken von Lidija Petrowna Kotschetkowa als Semstwowärztin (Gouvernement Wladimir), als exponierte Sozialrevolutionärin im Untergrund in dem als Hochburg der Partei geltenden Gouvernement Saratow (1906/07 sowie Anfang 1909) und auf ihre Verbannung in Nordrußland (1909-1911) beziehen. In allem, was sie dabei bedachte, erstrebte und tat, erwies sie sich als eine Gefühlssozialrevolutionärin ohne besondere theoretische Grundlage. Zugleich war sie ein getreues Abbild der Gesamtpartei: mit der tiefen Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit eines Interessenvertreters der Bauern, zwischen Idealisierung des bäuerlichen Milieus und der konkreten Situation auf dem Lande, zwischen wirklichkeitsfernen Wirkungsvorsätzen und bescheidenen politisch-organisatorischen Ergebnissen, mit Mißtrauen und Verrat in den eigenen Reihen, mit der Abgrenzung von den sozialdemokratischen "Freund-Feinden", mit Enttäuschungen und Bitternis über ausbleibende Erfolge, mit einem ständigen Auf und Ab in der Stimmungslage, aber auch mit der (von Brupbacher stets bewunderten) absoluten revolutionären Hingabe. Dies schärfer herausgearbeitet und vor allem zu parteioffiziellen Dokumenten in Bezug gesetzt, statt ständig wiederkehrender moralisierender Überlegungen (beispielsweise über mangelnde Fähigkeiten sozialrevolutionärer Führer im Umgang mit und Einsatz von Kadern wie Kotschetkowa), hätte dem Buch gutgetan. Die Autorin nennt zwar (ziemlich versteckt) in der Bibliographie die Dokumentenpublikation "Partija socialistow-revolucionerow. Dokumenty i materialy. 1900-1922. V trjoch tomach" Moskva

1966 ff., die relevanten Bände hat sie aber wohl nicht herangezogen, desgleichen neuere Gesamtdarstellungen der russischen Historiographie über die Parteiengeschichte des Landes und Arbeiten von DDR- bzw. ostdeutschen Historikern zur Geschichte der Sozialrevolutionäre.

Sie apostrophiert die Ehe Kotschetkowa-Brupbacher im Buchtitel als "revolutionär". Der Leser kann entscheiden, ob damit der lange vor formalem Eheschluß ausgehandelte "Ehecontract" mit der ausdrücklichen Gleichstellung beider, mit dem Verzicht auf "geographische Nähe" (die überwiegende Zeit der Ehe lebte jeder in seiner Heimat) und der festgeschriebenen Kinderlosigkeit gemeint ist oder der Bund zweier Menschen unterschiedlicher Nationalität mit durchaus ähnlichen sozialistischen Idealen oder aber das ruhelose Wirken beider Akteure in einer spannungsvollen, ereignisreichen Zeit, die namentlich in Rußland auf Veränderungen drängte. Das Buch ist keine leichte Lektüre. Lange Briefzitate, weitschweifende Erörterungen (z. B. über soziokulturelle, nationale und physische Ursachen für Verlauf und Ende des Ehebundes) ermüden. Die Aufbereitung des umfangreichen Briefkonvoluts für Fragestellungen der sozialistischen Bewegung in Rußland und Westeuropa am Ende des 19. und in den ersten anderthalb Jahrzehnten des 20. Jh. vermittelt notwendigerweise eine spezifische Sicht der Dinge. Insofern handelt es sich tatsächlich um einen Diskussionsbeitrag zur Geschichte der Partei der Sozialrevolutionäre, einen eigenwilligen zudem.

Sonja Striegnitz

Pierre Broué: Trotzki. Eine politische Biographie, Neuer ISP Verlag, Köln 2003, 2 Bde., 1292 S.

Rund 15 Jahre mußten deutschsprachige Leser auf eine Übersetzung der voluminösen Trotzki-Biographie von B. warten. Anfang 2004 ist diese politische Biographie des russischen Revolutionärs, anfänglichen Kritikers und späteren engsten Vertrauten Lenins, Gründers der Roten Armee und unermüdlichen Kämpfers gegen die "Verratene Revolution", der 1940 von einem Agenten Stalins im mexikanischen Exil für seine Prinzipienfestigkeit mit einem Eispickel erschlagen wurde, beim engagierten Kölner isp-Verlag erschienen.

B. war bis Ende der 1980er Jahre selber in der französischen trotzkistischen Bewegung aktiv. Als Autor einer auf deutsch vorliegenden Geschichte des spanischen Bürgerkriegs sowie von bisher nicht übersetzten Biographien über Trotzkis Sohn Leo Sedow und den Kopf der russischen Linksopposition Christian Rakowski, weiterhin als Hrsg. der französischen Werkausgabe von Trotzkis Exilschriften sowie der "Cahiers Léon Trotsky" hat er entschieden dazu beigetragen, die mit dem Namen Trotzki verbundene kommunistische Alternative zum gescheiterten Realsozialismus nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

In den Jahren 1954 bis 1963 hatte Isaac Deutscher seine bahnbrechende Trilogie vorgelegt. "Die Deutscher-Biographie [...]" hat sicherlich dazu beigetragen, die Verschwörung des Schweigens um Trotzki aufzubrechen", gibt B. im Vorwort seiner 1988 in Frankreich erschienenen Trotzki-Biographie zu. "Doch heute stellt sie meiner Ansicht nach eher ein Hindernis dar, wenn man Trotzki gründlich kennen lernen möchte." Eine wesentliche Erweiterung der Quellenlage und der Horizonte hätten eine neue Biographie erzwungen. Hier ist dem Fazit von Helmut Dahmer, Mithrsg. der

deutschsprachigen Trotzki-Werkausgabe, zuzustimmen: "Broués Trotzki-Biographie ist eine überaus nützliche, höchst informative Ergänzung der ‚klassischen‘ Biographie von Isaac Deutscher."

Deutscher, der die Gründung der IV. Internationale ablehnte, hatte organisatorisch Ende der 1930er Jahre mit dem Trotzkiismus gebrochen. Während er auf Selbstreformkräfte innerhalb der KPdSU setzte und polemisch Trotzki's "Fehler" beim Kampf um eine neue Internationale nachzuweisen suchte, gibt B. diesem Zeitabschnitt im gesamten zweiten Band ("Der Kampf gegen Stalinismus und Faschismus") eine deutlich stärkere Gewichtung. Dabei folgt er Trotzki's Selbsteinschätzung: "Und doch glaube ich, dass meine gegenwärtige Arbeit, so ungenügend und fragmentarisch sie auch sein mag, die bedeutendste Leistung meines Lebens darstellt, wichtiger als meine Tätigkeit im Jahre 1917, wichtiger als die Arbeit in der Zeit des Bürgerkrieges usw. [...] Gegenwärtig gibt es niemanden außer mir, der die Aufgabe erfüllen könnte, die neue Generation mit der Kenntnis der Methode der Revolution über die Köpfe der Führer der Zweiten und Dritten Internationale hinweg auszurüsten." In der spannenden und erstmals in dieser Form detailliert nachgewiesenen Untersuchung der wechselnden Fraktionen der sowjetischen und internationalen Linksoption liegt das besondere Verdienst des Autors. Da für ihn die Vierte Internationale faktisch schon vor ihrer offiziellen Gründung existierte, handelt er die Gründungskonferenz am 3. September 1938 im französischen Périgny lediglich mit einem Halbsatz ab. Leider erfährt der Leser so fast nichts über das auf dieser Konferenz beschlossene "Übergangs-

programm". Dieser von Trotzki in Anlehnung an die Methodik der ersten vier Weltkongresse der Kommunistischen Internationale verfaßte zentrale Text der trotzkiistischen Bewegung versuchte – ausgehend von den Tagesforderungen der Arbeiterklasse – einen Weg zum Sozialismus aufzuzeigen.

Erschütternd ist die Darstellung der doppelten Tragödie vom Todeskampf der deutschen Arbeiterklasse angesichts des Faschismus und dem parallel dazu verlaufenden Todeskampf von Trotzki's psychisch kranker Tochter Sinaida. Während Trotzki im türkischen Exil das tiefste Verständnis für die Treibkräfte des deutschen Faschismus und die Fehler der KPD-Politik unter Thälmann aufbringt, begegnet er der Krankheit seiner Tochter mit völligem Unverständnis. Auch als sich Sinaida am 5. Januar 1933 in Berlin das Leben nahm, akzeptierte ihr Vater die psychische Krankheit nicht, sondern erklärte: "Sina ist ein Opfer Stalin-Schleichers geworden." Einen knappen Monat später folgte der Selbstmord der deutschen Arbeiterbewegung in der kampflosen Kapitulation vor dem Hitler-Faschismus.

Deutscher's Trotzki-Biographie war große mitreißende Geschichtsschreibung. Dabei blieb – wie B. nachweist – häufig die Detailgenauigkeit auf der Strecke. Broués Trotzki ist dagegen in der nüchternen Sprache des Chronisten verfaßt. Im Mittelpunkt steht der Politiker, nicht der Theoretiker. So findet sich keine wirkliche Darstellung der Theorie der Permanenten Revolution, die quasi das Herz des Trotzkiismus bildet. Eingegangen wird auf Trotzki's nach der russischen Revolution 1905 verfaßte Schrift "Ergebnisse und Perspektiven", in der er im Unterschied zu den Menschewiki, aber

auch zu Lenin von der Möglichkeit einer sozialistischen Revolution in Rußland ohne vorangegangene bürgerliche Revolution ausging. Doch dieser Übergang in Permanenz von der bürgerlichen zur sozialistischen Revolution unter Führung der Arbeiterklasse ist nur ein Element von Trotzki's Theorie. In seiner von B. vernachlässigten Schrift "Die permanente Revolution" betonte Trotzki 1930 eine internationale Dimension, die er Stalins Konzept vom "Sozialismus in einem Land" entgegensetzte: "Der Abschluss einer sozialistischen Revolution ist im nationalen Rahmen undenkbar. [...] Die sozialistische Revolution beginnt auf nationalem Boden, entwickelt sich international und wird vollendet in der Weltarena. Folglich wird die sozialistische Revolution in einem neueren breiteren Sinne des Wortes zu einer permanenten Revolution: sie findet ihren Abschluss nicht vor dem endgültigen Siege der neuen Gesellschaft auf unserem ganzen Planeten." Broués Biographie, die bei ihrem ersten Erscheinen nicht zuletzt an reformorientierte Schichten der sowjetischen Bürokratie während der Perestrojka adressiert war, unterschlägt diese internationale Dimension. Hier schließt sich der Kreis zu den Illusionen Deutscher über die Reformfähigkeit des Sowjetkommunismus. Deutscher mußte sich von Kritikern wie George Lichtheim "eine diskret verschleierte Apologie für Stalin" vorwerfen lassen. Dieses Mißverständnis war möglich, da seine Analyse der Sowjetgesellschaft an der Oberfläche der Stalinschen Politik orientiert blieb, die tatsächlich durch die Industrialisierung und Kollektivierung – bei Millionen vermeidbarer Opfer – Erfolge verzeichnete. Bei B. ist dagegen ein tieferes, auf der marxistisch-dialektischen Me-

thode basierendes Verständnis für die materiellen Ursachen der bürokratischen Degenerierung des sowjetischen Arbeiterstaates zu spüren. Gegenüber machtraktisch argumentierenden Autoren zeigt er, daß sich die von Stalin verkörperte neue bürokratische Kaste auf den tiefen Verwerfungen der isolierten und rückständigen sowjetischen Ökonomie erheben konnte. Ein von wohlwollenden nichtmarxistischen Autoren Trotzki nahegelegter Militärputsch der Roten Armee gegen Stalin hätte diese Bürokratisierung nicht verhindert, sondern im Gegenteil noch verstärkt. Entschieden weist der Autor auch das in der bürgerlichen Geschichtsschreibung gängige psychologisch begründete Schema eines Machtkampfes Trotzki's gegen Stalin zurück.

Es ist den Lektoren des isp-Verlags zu danken, daß sie bei der Überprüfung der Index- und Quellenangaben über 1.000 Fehler aus der französischen Originalausgabe ausgebessert haben. So wurde im Original an einer Stelle noch 1937 als Gründungsdatum der IV. Internationale genannt. Bei soviel Fleißarbeit des Lektorats sind kleine Fehler in der deutschen Ausgabe verzeihlich. So heißt es in der Übersetzung, daß sich Trotzki in seinen Wiener Jahren mit den Führern der Austromarxisten "im zentralen Café in der Herrengasse" traf. Gemeint ist natürlich das weltberühmte Café Central, in dem bis heute an den berühmten Gast erinnert wird.

Ein rund 70seitiges Namenregister und eine 20 Seiten lange Chronik mit Daten aus Trotzki's Leben machen das Buch zum Nachschlagewerk für jeden mit der Geschichte der Sowjetunion und der internationalen Arbeiterbewegung Befassten. Leider fehlt wie schon im französischen Ori-

nal ein Sachregister. Die vielen Exzerpte aus den Schriften Trotzki machen vor allem Lust, den Revolutionär, der in seiner sprachlichen Eleganz von allen großen Marxisten Marx am nächsten kam, im Original zu lesen. Ein Großteil von Trotzki's Werken steht heute dank der als Einzelschriften beim Essener Arbeiterpresseverlag erschienenen Bücher und der vom isp-Verlag fortgeführten historisch-kritischen Werksausgabe in deutscher Sprache zur Verfügung.

Nikolaus Brauns

Ina Boesch: Gegenleben. Die Sozialistin Margarethe Hardegger und ihre politischen Bühnen, Chronus Verlag, Zürich 2003, 436 S.

Margarethe Hardegger war Sozialistin, Anarchistin und Tabubrecherin. Sie setzte sich für die Selbständigkeit der Frau ein, der jede Abhängigkeit vom Mann verhaßt ist. Die Autorin hat sich die Arbeit gemacht, dieses Leben, das Gegenleben einer Frau, die in keine Schublade paßte, zu entziffern. Facettenreich hat sie zusammengetragen, was sich in den Jahren zwischen ihrer Geburt 1882 bis zu ihrem Tode 1963 zgetragen hat. Entstanden ist ein außergewöhnliches Buch über eine außergewöhnliche Frau. Zahlreiche Dokumente und Fotografien vervollständigen die "Biografie mit Bildern" (S.11). Wer war die Frau, die nicht nur für freie Liebe eintrat, sondern sie auch selbst praktizierte, die sich ihre Liebhaber selbst ausgesucht hat und schon zu Lebzeiten bestimmte, daß der Antiquar Theo Pinkus nach ihrem Tode 880 kg Bücher und Broschüren bekommen sollte? Eigentlich waren es noch mehr, aber sie hatte sie selbst "anderthalb Jahre in Regen und Schnee ungeschützt draussen" stehen ge-

lassen. Das führte wohl dazu, daß "1600 kg Zeitungen" der Papierfabrik und "4 Lastwagenanhänger voll Kehrlicht" nach Avegno in die Müllabfuhr gebracht werden mußten (S.130). Zurück zum Anfang. Margarethe Hardeggers Großmutter war ein Findelkind, das beinahe durch den Hammer des Schlosserlehrlings auf dem Amboß, auf dem es abgelegt worden war, erschlagen worden wäre. Weil sie ein Kind der Sünde war, nannte man sie nach Magdalena, der Sünderin. Und da sie unter dem Hammer lag, erhielt sie als Nachnamen den Namen dieses Werkzeugs. So begann Margarethe Hardeggers Familiengeschichte, um die sich noch viele andere mysteriöse Geschichten ranken. Margarethe war das einzige leibliche Kind ihrer Eltern, bekam aber im Alter von fünf Jahren einen Pflegebruder, namens Ernst, den Sohn einer russischen Jüdin und Anarchistin. Ihre Mutter, Anna Susanna Hardegger, arbeitete bis ins hohe Alter als Hebamme, betrieb ein privates Entbindungsheim und setzte sich für Frauenbelange ein, indem sie vor allem die Besserstellung der ledigen Mütter forderte. Bereits 1898 soll sie eine Petition eingereicht haben, mit dem Inhalt, ledige Mütter nicht mehr als Fräulein, sondern als Frau anzureden. Margarethe soll bei der Unterschriftensammlung ihrer Mutter kräftig mitgesammelt haben.

Die Tochter aus "einer richtigen kleinbürgerlichen Kleinfamilie" (S.17) wurde später die erste Arbeiterinnensekretärin der Schweiz, die Geliebte zahlreicher Intellektueller und Anarchisten, die Kämpferin gegen den Faschismus und für den Frieden, die Kameradin, die die Welt verändern wollte, die Sozialistin, die den Sozialismus hier und jetzt für machbar hielt und selbst abseits von Konventionen ein alter-

natives Leben führte. Sie bezeichnete sich als Sozialistin, doch sie war auch Idealistin, Anarchistin, wollte sich auf gar keine genaue Definition festlegen lassen, weil sie auf den fernen Tag hoffte, an dem sich all die Splittergruppen zusammenschließen würden.

Zunächst wurde sie Telefonistin, holte dann die Matura nach und studierte Jurisprudenz, verliebte sich währenddessen in einen Jurastudenten und wurde 22jährig im ersten Semester schwanger. Sie konnte ihre Dissertation zum Thema "Die Abtreibung in der Schweiz" wegen mangelnder Finanzen nicht veröffentlichen, unterstützte aber ihren Freund, der in die sozialdemokratische Partei eintrat, bei dessen Dissertation. Der Vater, obwohl er ihre Idee der freien Liebe teilte, drängte auf eine Heirat. Margarethe gebar Olga, ein rothaariges Sonntagskind, begann früh eine politische Karriere, organisierte Arbeiterinnen und einen Fabrikarbeiterinnenstreik und bekam eine zweite Tochter, Lisa, die ihr später viele Sorgen bereitete. Als erste weibliche Sekretärin des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes widmete sie ihre volle Arbeitskraft dem Engagement für die Arbeiterbewegung. Sie reiste sehr viel, hielt außerordentliche Reden und gründete mehrere Gewerkschaften. Es dauerte nicht lange, bis sie als unzuverlässig galt, wahrscheinlich durch ihre zeitliche und gesundheitliche Überforderung durch Beruf und Kinder und durch einen abwesenden Vater, möglicherweise aber auch durch ihre anarchistischen Umtriebe. Eineinhalb Jahre nach ihrem Stellenantritt erhielt sie die Kündigung. Erst als die Arbeiterinnenvereine diese nicht akzeptieren wollten, weil sie vermuteten, daß sie sich offensichtlich "mehr gegen das Geschlecht als die Person richtet" und sich

auch ein namhafter Kollege und "die Arbeiterschaft in der Westschweiz" (S. 33) für sie einsetzten, wurde die Kündigung zurückgenommen. Margarethe Hardegger setzte ihre Arbeit fort und gründete zudem die Arbeiterinnenzeitung "Die Vorkämpferin". 1907 traf die Anarchistin bei der Internationalen Konferenz der Sozialistischen Frauen unter vielen anderen auch Rosa Luxemburg, Clara Zetkin und Alexandra Kollontai und kämpfte fortan vehement für das Frauenstimmrecht.

Margarethe Hardegger hielt "nichts von Gewalt, von Bomben und Gewehren", sie wollte ihr Ziel einer "umfassenden Emanzipation" gewaltfrei erreichen. Sie unterstützte "Abstinenz, Frauenbelange, Freidenkerthemen, Geburtenregelung" durch die allgemeine Verfügbarkeit von Verhütungsmitteln (S.38). Nachdem ihr Mann sie verlassen hatte, war ihre Stelle erneut bedroht, weil die Klagen über den zu progressiven Inhalt der "Vorkämpferin" und ihrer Reden zunahmen. Sie wandte sich nun offen anarchistischen Kreisen zu, verliebte sich in den "lieben Kameraden" Gustav Landauer und arbeitete im Sozialistischen Bund mit. Die durch sie gegründete Berner Gruppe erhielt den Namen ihrer Großmutter, des Findelkinds "Hammer". Im Januar 1909 wurde ihre Stelle beim Schweizerischen Gewerkschaftsbund definitiv gekündigt. Eine neue Beschäftigung war nicht in Sicht. Diesmal war der Kündigungsgrund deutlich: "weil man ihre Anschauungen für schädlich hält" (S.45). Gemeinsam mit Landauer gab sie nun die Zeitschrift "Der Sozialist" heraus und belebte die Netzwerke der anarchistischen Szene in der Schweiz und im Ausland neu. Sie teilte mit Erich Mühsam, Arthur Ludwig und anderen Anarchisten "Meinun-

gen und Lager" (S.48) und wurde mehrmals verhaftet. Unter anderem kam sie wegen "Beihilfe zur Abtreibung" 1915 in eine "Zwangsanstalt für Weiber" und mußte Militärszelte nähen. Ein Hohn für eine Antimilitaristin. Draußen tobte der erste Weltkrieg.

B. berichtet ausführlich über die zweifelsohne wichtigsten Passagen aus Margarethe Hardeggers "Gegenleben", in denen sie Neues aufbaut: eine Kommune mit gemeinsamer Kasse und gemeinsamer Gesinnung, mit Sofaecke und Lesclub, die Intellektuelle und Handwerker ebenso vereinte wie heimatlose Kriegsdienstverweigerer; pedantisch überwacht von der Polizei. Sie plante die Gründung einer größeren anarchistischen Kolonie, versagte – wie öfter in ihrem Leben –, aber gab niemals auf. Während Landauer und Mühsam nach Ende des Krieges in Bayern die Ordnung auf den Kopf stellten, startete sie einen neuen Siedlungsversuch und brach damit wieder ein. Ihre "Seele [fiel] in Ohnmacht", als sie die Nachricht von der brutalen Ermordung des Geliebten Gustav Landauer erhielt. In Erinnerung an ein Zitat des Freundes: "Sozialismus ist die Willenstendenz geheimer Menschen, um eines Ideals willen Neues zu schaffen" begann sie wieder mit dem Aufbau einer Kommune. Auch dieser dritte und letzte Versuch, im Sinn von Landauer zu siedeln, ist fehlgeschlagen. Mitten in der großen Depression der 30er Jahre baute sie mit ihrem Gefährten Hans Brunner, ihrer Tochter Olga und ihrem Schwiegersohn ein Haus mit einer Schreinerei und einer Autowerkstatt. Beide Betriebe konnten sich nur mühsam über Wasser halten und mußten schließlich aufgegeben werden. Den Kampf um eine freiere Gesellschaft hat Margarethe Hardegger je-

doch trotz vieler politischer und persönlicher Niederlagen bis zu ihrem Tode nicht aufgegeben. Noch in hohem Alter beteiligte sie sich an den Ostermärschen der Atomwaffengegner.

Das Buch handelt nicht nur von Margarethe Hardegger, sondern auch von anderen Akteuren aus der anarchistischen Szene, von Erich Mühsam, der nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im KZ Oranienburg umgebracht wurde, und von Zenzl Mühsam, die auf der Welt weiter wandern mußte, um den Nachlaß von Erich Mühsam zu retten, und die im Herbst 1939 in den Gulag geschickt und schließlich nach Sibirien verbannt wurde. Man erfährt auch über andere widerständige Persönlichkeiten Interessantes. Die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Lebensgeschichten während verschiedener Epochen sind dennoch nicht immer klar erkennbar. Eher überflüssig erscheinen die ins psychologisierende abschweifenden Interpretationen der Photos, hier wären knappe Erklärungen nützlicher gewesen.

B. hat allerdings auch mehr als eine Biografie geschrieben. Der Teil II des Buches beschreibt die politischen Bühnen von Margarethe Hardegger. Schließlich war sie in über zwanzig Organisationen aktiv, von denen viele heute entweder nicht mehr oder kaum mehr bekannt sind. Auf den meisten hatte sie nur einen ziemlich kleinen, eher marginal zu nennenden Auftritt. Gleichwohl spielte sie eine wichtige Rolle, weil sie versuchte, die verschiedenen politischen Kräfte miteinander zu vereinen. Die Autorin nennt das "das Paradox von Marginalität und Integration" (S.9). B. beschreibt nicht nur die Organisationen, sondern setzt die Biografie und die Aktionsfelder zueinan-

der in Beziehung, indem sie sie durch Querverweise miteinander verschränkt. So schafft sie eine Biografie, die als Hypertext angelegt ist; zwischen zwei Buchdeckeln, nicht im elektronischen Sinn, sondern als Lesebuch.

Insgesamt ist der Verfasserin ein informatives Lesebuch gelungen, das eine Frau beschreibt, die in kein Kategorienschema der Frauenbewegung paßt, die in einer Zeit gelebt hat, wo es noch völlig unüblich war, daß Frauen sich überhaupt politisch äußerten, eine Frau, die ein selbstbewußtes Leben führte und der Freiheit und Frieden auf der Welt die wichtigsten Anliegen waren. Angesichts zunehmender sozialer und geschlechterspezifischer Ungleichheiten und kriegerischer Bedrohung verdient eine solche Biografie viele Leserinnen und Leser, denn sie zeigt gelebte Perspektiven auf.

Gisela Notz

Karlheinz Schaller: "Radikalisierung aus Verzweiflung". Geschichte der Chemnitzer Arbeiterschaft vom ersten Weltkrieg bis zur Inflation, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2003, 264 S.

Es ist legitim, von Zeit zu Zeit die Quellen neu zu befragen. Diesen Weg hat auch Sch. beschritten. In seinem neuen Buch führt der Autor durch zehn Jahre Chemnitzer Geschichte, die voller Brisanz waren und bisher noch nicht so tiefgründig und umfassend bearbeitet wurden. Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges endete eine Zeit, die von wirtschaftlichem Aufschwung, der Veränderung des innerstädtischen Bildes, aber auch von wachsenden Mitgliederzahlen der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften geprägt war.

"Dem nationalistischen Taumel bei Kriegs-

beginn konnte und wollte sich die ‚Volksstimme‘ nicht entziehen. Die Zeitung der Sozialdemokratie vollzog den offenen Übergang zur Unterstützung des Krieges [...] Die antirussische und bald auch antifranzösische und antibritische Hysterie der ‚Volksstimme‘ übertraf die anderer sozialdemokratischer Zeitungen bei weitem" (S.21). Doch bald folgte die Ernüchterung, davon zeugen Briefe Chemnitzer Soldaten. Trotz Einberufungen vieler Arbeiter wurde die Arbeit knapp, "Unterbrechung wichtiger Außenhandelsstränge, Rohstoffmangel und die allgemeine Verunsicherung [führten] zu ernsthaften Produktions- und Absatzschwierigkeiten. Es kam zu Betriebs Einschränkungen und -stilllegungen, die Entlassungen in bis dahin nicht gekanntem Ausmaß zur Folge hatten" (S.51), davon waren die Frauen besonders betroffen. Im Oktober 1915 stieg innerhalb weniger Tage der Preis für ein Stück Butter von 1,43 auf 1,70 M. Das führte zu einer Protestaktion, dem "Butterkrieg". Auch an die schwere Lage der Kriegsgefangenen während des Ersten Weltkrieges, denen ein Denkmal auf dem Ebersdorfer Friedhof gewidmet ist, erinnert Sch. in einem Kapitel.

Die steigenden Belastungen mit zunehmender Kriegsdauer, die weitere Unterstützung der Kriegspolitik durch die sozialdemokratische Parteiführung hatten die Spaltung der Arbeiterpartei zur Folge. Am 5. Mai 1917 gründete sich in Chemnitz die USPD-Ortsgruppe. Die Streikwelle, die 1917/18 durch Deutschland ging, erfaßte die Chemnitzer Arbeiter nicht. Lediglich die 3.000 Arbeiter der Wanderer-Werke legten am 20. April 1917 für kurze Zeit die Arbeit nieder. Sch. führt das auf den Einfluß von Gustav Noske auf die Chemnitzer Arbeiter zurück.

Wenn die Novemberrevolution in Chemnitz friedlich verlief, so war das letztlich auf das geschlossene Handeln von Sozialdemokraten und Spartakisten zurückzuführen. In diesem Zusammenhang widerspricht der Autor Historikern der BRD und der DDR, die aus unterschiedlicher Sicht behaupten, damals sei das erklärte Ziel die Errichtung der Räterepublik gewesen. Zumindest für Chemnitz wäre dies auszuschließen. Daß es in Chemnitz am 8. August 1919 dennoch um den Hauptbahnhof zu Straßenkämpfen mit 36 Todesopfern (14 Zivilisten, 22 Soldaten) kam, hätte durch eine besonnene Haltung des Militärs verhindert werden können. Im März 1920, während der Tage des Kapp-Putsches, fanden Chemnitzer SPD, USPD und KPD sowie die DDP zu gemeinsamen Aktionen zusammen. Dadurch gab es hier nicht, wie in anderen sächsischen Städten, Schießereien mit Todesopfern. Für den Fall des Einmarsches der Reichswehr drohten die Arbeiter den Generalstreik an, so blieb Chemnitz davon verschont.

Die gemeinsamen Aktionen von Chemnitzer Sozialdemokraten und Kommunisten fanden nicht die Unterstützung und den Beifall ihrer übergeordneten Leitungen. Diese verstärkten den Druck auf die Chemnitzer Gruppen. Nach dem Sturz der sozialdemokratisch-kommunistischen Regierung in Sachsen 1923 kam es in der Folgezeit zum endgültigen Bruch: "Die Chemnitzer KPD, jetzt voll in das Räderwerk der Kommunistischen Internationale gepreßt, propagierte auf deren Druck die widersinnige These von der Sozialdemokratie als ‚Helfershelferin des Faschismus‘. Die Chemnitzer SPD behielt ihr linkes Profil, konnte aber zu keinem Zeitpunkt mehr in gleichem Maße wie bis Herbst 1923

Einfluß auf die sächsische Politik nehmen" (S.207).

Das Buch basiert auf umfangreichen Quellenstudien und neuester Literatur zum beschriebenen Gegenstand. 41 Dokumente, darunter Zeitzeugenberichte, zeitgenössische Berichte und Flugblätter, vermitteln Zeitkolorit und erleichtern damit dem Leser den Zugang zu den beschriebenen Ereignissen.

Insgesamt ist es dem Autor gelungen, einen wichtigen Abschnitt Chemnitzer Geschichte des 20. Jh. aufzuarbeiten. Wie in seinem ersten Buch zur Chemnitzer Arbeiterschaft¹ vermittelt er auch hier dem Leser nicht nur Fakten zur Parteien- und Gewerkschaftsbewegung, er beschreibt auch den Alltag der Arbeiter und ihrer Familien. Eine Fortführung der Geschichte der Chemnitzer Arbeiterschaft für weitere Jahrzehnte des 20. Jh. wäre wünschenswert.

Wolfgang Uhlmann

Friedrich-Martin Balzer (Hrsg.): Wolfgang Ruge. Für Einsteiger und Fortgeschrittene. CD-ROM. Pahl-Rugenstein Verlag Nachf., Bonn 2003.

Wolfgang Ruge gehört zu den produktivsten, anregendsten und bekanntesten Historikern der DDR. Wer seine Bücher über Gustav Stresemann, Paul von Hindenburg, Matthias Erzberger, Heinrich Brüning oder zur Geschichte der Novemberrevolution und der Weimarer Republik bzw. die jün-

¹ Siehe Karlheinz Schaller: "Einmal kommt die Zeit". Geschichte der Chemnitzer Arbeiterschaft vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Bielefeld 2001 und die Rezension zu diesem Buch in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 2002/III, S.198-200.

geren Arbeiten zum Stalinismus und über seine eigenen Erlebnisse in sowjetischen Arbeitslagern kennt, den plagte zuweilen die Neugier auf die "kleineren" Publikationen, deren Form er ebenfalls meisterlich zu handhaben weiß. Zwar galten letztere vielen Freunden und Kollegen als bekannt, doch bereitete es bislang stets erhebliche Schwierigkeiten, sie zu erhalten oder gar zu sammeln. Manche erblickten nicht das Licht der Öffentlichkeit, und die meisten von ihnen erschienen sehr verstreut, teils in diversen Zeitschriften oder kleineren Schriftenreihen einzelner geschichtswissenschaftlicher Institute,¹ teils auch nur in schlichter Vervielfältigung, wie z. B. die Texte seiner Vorträge in verschiedenen Rundfunkanstalten der DDR.

Sowohl die größeren als auch die kleineren Arbeiten machen Ruges Gesamtwerk aus. Daß dieses nun überschaut, neu gesichtet und bewertet werden kann, ist dem Hrsg. der CD-ROM zu danken. Mit unendlicher Mühe und beeindruckendem Geschick (beruhend auch auf Erfahrungen, die er auf diesem Gebiet bereits sammeln konnte) ist B. ein bemerkenswerter "Silberling" gelungen. Dessen – jeden technischen Laien immer wieder beeindruckende – Möglichkeiten nutzend, erschließt er einen wesentlichen Teil des umfangreichen Opus' von Wolfgang Ruge, das in den Zeiten der DDR und nach der sogenannten Wende entstand. Hilfreich sind auch die knappen biographischen Hinweise, die als Booklet der CD-ROM beigelegt sind.

Die hier erstmals veröffentlichte Gesamtbibliographie umfaßt 845 Titel und erlaubt

einen chronologischen und systematischen Überblick über die Arbeiten Ruges von der Diplomarbeit in der sowjetischen Emigration bis zu seinen Memoiren aus dieser Zeit. Am Bildschirm kann der Nutzer von den größeren Texten den Stresemann- und den Stalinismus-Band verfolgen sowie die Erstveröffentlichung über seinen Ururgroßvater Arnold Ruge. Allein diese 101 Seiten umfassende Schrift würde eine eigene Besprechung lohnen. Ruge greift ein Thema auf, das heute unter dem Stichwort "junghегelіanische Revolutionsstrategien im 21. Jahrhundert" breit diskutiert wird. Allen selbständigen Buchveröffentlichungen ist ein ausführliches Personenregister beigegeben, das einen Überblick über die Spannweite des Textes ermöglicht. Ferner sind im Teil "Revolutionäre Gesinnung - grundsätzlicher Umbruch" 16 Aufsätze nachzulesen. In ihnen scheint das große Interesse an Biographien auf und damit an einem Zweig der Geschichtswissenschaft, den der Vf. immer wieder bereichert hat. Dazu zählen auch Studien über Hitler, Alfred Hugenberg, Clara Zetkin und Carl von Ossietzky. In jüngerer Zeit galt sein Augenmerk vor allem Lenin: 1993 schrieb er "Lenins Dilemma. Die Mittel entheiligen den Zweck", 1997 die Studien "Lenin im Rückblick" und "Gedanken zu Lenins Testament".

Von großem Gewicht dürften auch die Arbeiten sein, die seit 1987/88 dem "Nachdenken über Weimar" und eigenen, früher vertretenen Auffassungen gewidmet sind. Die erste deutsche Republik – früher von ihm selbst etwas abschätzig als "Republik auf Zeit" charakterisiert – sei besser als ihr Ruf gewesen: Gewiß, so sein um Ausgewogenheit bemühtes Urteil, dürfe nicht vergessen werden, daß aus ihr 1933 ein Re-

¹ Auf deren bislang noch nicht untersuchtes Potential habe ich aufmerksam gemacht in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 2002, H. 11.

gime hervorgegangen ist, das sechs Jahre später den grauenhaftesten aller bisherigen Kriege entfesselt habe. Aber, so seine Worte, bewerten müsse man "diese Republik jedoch nach dem, was sie war. Kraft objektiver Gegebenheiten konnte, solange sie bestand, in Deutschland nicht mit der Gewinnbarkeit eines Angriffskrieges gerechnet werden." In der Zeit ihrer Existenz ging nun einmal von deutschem Boden kein Krieg aus. An die Adresse jener, die gewohnt, ja auch daran gewöhnt worden waren, jene 14 Jahre der Weimarer deutschen Republik lediglich von ihrem Endpunkt her zu betrachten, richtete er den mahnenden Satz: "Auch in unserer brisant politischen Wissenschaft, die verständlicherweise mehr als andere Disziplinen um ihr Ansehen in der Öffentlichkeit bangt, ist's töricht, die Überprüfung unverrückbar scheinender Erkenntnisse zu scheuen, wenn die gesellschaftliche Erfahrung dazu drängt."

Die CD-ROM enthält außerdem Tondokumente: vier Stunden mit 15 Vorträgen in Radio DDR. Auch aus ihnen gehen die biographischen Neigungen des Historikers Ruge hervor: Er spricht u. a. über Hindenburg, Wilhelm Groener, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Brüning, Erzberger, Gustav Noske, Hermann Müller, Clara Zetkin und Paul Levi. Wie in allen anderen Arbeiten läßt sich erkennen, wie kreativ er die wesentlichen Kriterien marxistischer Theorie anzuwenden versteht. Grundsätzlich bestimmen Antikapitalismus, Antiimperialismus, Antimilitarismus sein Denken, seine Schlußfolgerungen und selbstverständlich auch die eigenen politischen Lebensmaximen. So beschließt den Band "Berlin - Moskau - Sosswa" ein Abschnitt "Nach dreiundzwan-

zig Jahren wieder in Berlin", der seine wie selbstverständliche und hoffnungsvolle Rückkehr aus der Emigration in die DDR behandelt. Etwas anderes gab es für ihn nicht.

Auch die Geschichte der Arbeiterbewegung ordnet er in gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge ein, wobei ihm zunehmend bewußt geworden ist, wie sehr diese auch durch eigene Fehlentwicklungen und Irrwege geprägt war. Für den Ururenkel Arnold Ruges trifft zu, was bereits über seinen Ururgroßvater geschrieben wurde. Er war "eine journalistische Begabung allerersten Ranges, unzweifelhaft einer der glänzendsten, beweglichsten und wandelbarsten, aber dabei doch charaktvollsten Publizisten, die Deutschland je besessen hat. Er hatte die Fähigkeit, die Wahrheit und die Entdeckungen, die tiefe Denker und große Forscher in mühevoller einsamer Arbeit gefunden und gemacht hatten, auf zündende schlagwortartige Formeln zu bringen."²

Als Wolfgang Ruge persönlich eng verbundener Rezensent mache ich hier keinen Hohl aus meiner Freude und Genugtuung über die von Balzer erarbeitete CD-ROM. Die Nähe des Herausgebers (ein Schüler Wolfgang Abendroths, der nach dreißigjähriger Tätigkeit als Gymnasiallehrer mit großem Engagement wissenschaftlich und publizistisch tätig ist) zum DDR-Historiker Ruge kommt auch darin zum Ausdruck, daß er Schriften Ruges herausgab und gegenwärtig eine Sammelchrift mit 58 Veröffentlichungen Ruges aus der Zeit von 1989-1999 vorbereitet. Ein Teil der Geschichtswissenschaft in der DDR – von der bereits so viel dem Orkus anheim gegeben wor-

2 CD-ROM, Fragmente, S.94.

den ist, um den zweiten deutschen Staat delegitimieren zu können, darf vor endgültiger "Abwicklung" so als bewahrt betrachtet werden. Wichtiger noch bleiben die hier angeführten inhaltlichen Beweggründe. Indessen treten auch solche hinzu, die der Wechselwirkung von historischem Forschen und Schreiben einerseits und den wissenschaftlich-technischen Möglichkeiten andererseits gelten. Um ein Vielfaches ist der Zugang zu Lesenswertem erleichtert. Übersichtlichkeit, Bequemlichkeit und Vergleichbarkeit befördern den Arbeitsprozeß, außerdem stellt die Platzersparnis in überquellenden Bücherschränken gewiß einen Faktor dar, der nicht unterschätzt werden sollte. Zudem bietet die Nutzung elektronischer Datenverarbeitung mehr Raum für ein höheres Maß an Effektivität der Forschung, für erstaunlich, ja auch überraschend produktive Fragestellungen und nicht zuletzt für argumentative Darlegungen von Interpretationsmustern, aus deren kritischem Vergleich neue Erkenntnisse gerinnen. Historiker wären sicher gut beraten, sich rasch und weitgehend auf elektronische Datenverarbeitung und die Chancen multimedialer Darstellung zu orientieren, auch wenn manche handwerkliche Frage – z. B. die nach geeigneten Zitierweisen – noch ungeklärt scheint.

Manfred Weißbecker

Marko Demantowsky: Die Geschichtsmethodik in der SBZ und DDR. Ihre konzeptionelle, institutionelle und personelle Konstituierung als akademische Disziplin 1945-1970 (Schriften zur Geschichtsdidaktik, Band 15, hrsg. von Uwe Uffelman, Bernd Mütter, Bernd Schönemann, Hartmut Voit), Schulz-Kirchner Verlag GmbH, Idstein 2003, 515 S.

Diese umfangreiche Monographie erhöht die immer noch bescheidene Zahl gründlicher und differenzierter Untersuchungen über die Geschichte der DDR und sticht daher vorteilhaft von dem Wust pauschal diffamierender Darstellungen über den zweiten deutschen Staat ab. Dabei kann man dem Autor nicht vorwerfen, eine vom gängigen westlichen Wissenschaftsverständnis abweichende Haltung zugrunde gelegt zu haben. Sie ist somit ein Beleg mehr dafür, daß eine grundsätzlich kritisch-distanzierte Einstellung gegenüber dem Sozialismus und der DDR kein Hindernis für eine sachlich-konstruktive Auseinandersetzung mit deren Geschichte sein muß. Dazu gehört neben fundierter und umfassender Quellensichtung auch die Bereitschaft, dem untersuchten Gegenstand ohne Voreingenommenheit gegenüberzutreten. Insofern weist dieses Buch Vorzüge auf, die man bei vergleichbaren Arbeiten immer wieder vermißt. Der Autor hat eine Geschichte der Geschichtsmethodik der DDR von 1945 bis 1970 geschrieben. Er fragt nach den konkreten wissenschaftshistorischen, institutionellen und personellen Voraussetzungen, analysiert die auf Entstehung, Ausgestaltung und Entwicklung wirkenden Faktoren und vergleicht die gesetzten Ansprüche mit den erreichten Ergebnissen. Dieses Vorgehen bestimmt die gesamte Darstellung. Damit grenzt er sich von der nach wie vor verbreiteten Praxis ab, Themen der DDR-Geschichte weitgehend statisch zu behandeln, indem alles aus der Sicht eines von Anfang bis Ende unverändert bestehenden diktatorischen Herrschaftssystems und seines späteren Scheiterns betrachtet wird. D. nimmt dagegen die wissenschaftlichen Bemühungen der Geschichtsmethodiker

der DDR ernst. Und er trifft darüber sehr differenzierte Wertungen. So kann der interessierte Leser ein sehr instruktives Bild über die Geschichte der Herausbildung einer wissenschaftlichen Disziplin gewinnen und den spezifischen Beitrag der Akteure erkennen. Der Autor ordnet sein Thema in die gesellschaftlichen Prozesse ein und zeigt auf, wie deren Charakter und Struktur direkte und auch indirekte Wirkungen auf die Wissenschaftsentwicklung ausübten. Er kritisiert zentralistische und wissenschaftsfremde Einmischungen, stellt aber auch sinnvolle Entscheidungen fest. Mit sichtlicher Teilnahme stellt er das Schicksal derjenigen Fachvertreter dar, die im Verlaufe ihrer Tätigkeit politische Sanktionen über sich ergehen lassen mußten und an der Umsetzung innovativer Erkenntnisse gehindert wurden. Alles in allem wird er somit der Realität der DDR-Wissenschaftsgeschichte mehr gerecht als andere Autoren, weil er alle Aspekte der widerspruchsvollen Entwicklung des Faches und seiner Vertreter berücksichtigt, sowohl hemmende als auch fördernde Gesichtspunkte in ein und demselben Ereignis aufdeckt, sowohl Defizite und Begrenzungen als auch Spielräume und Möglichkeiten sichtbar macht. So entsteht über weite Passagen ein sehr lebendiges Bild. Wie jede gehaltvolle Arbeit regt auch dieses Buch zu weiterführenden Gedanken an. So wünschte man sich an der einen oder anderen Stelle mehr als nur einen beiläufigen Blick auf die vergleichbare Entwicklung in den Westzonen bzw. der BRD. Das Thema der Dissertation war die Geschichtsmethodik der DDR, aber es erweist sich auch hier, daß die Geschichte des einen deutschen Staates nicht völlig losgelöst von der des anderen schlüssig dargestellt wer-

den kann. Nur so lassen sich Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Entwicklung auch der Geschichtsmethodik treffend herausarbeiten und beurteilen. Die wissenschaftlichen, institutionellen und personellen Voraussetzungen für dieses Fach waren nach Kriegsende in ganz Deutschland ziemlich ähnlich. Eine durchgängige universitäre, auf die Bedürfnisse der schulischen Praxis ausgerichtete methodische Forschung und Ausbildung für Lehrer aller Schulstufen mit Fachunterricht bestand nur in Ansätzen. Demgemäß war auch die Personaldecke für die Institutionalisierung eines solchen Faches äußerst dürftig. Die Entscheidung, die in der Ostzone im Unterschied zu den westdeutschen Ländern früh getroffen wurde, Fachlehrern künftig generell eine Hochschulausbildung angedeihen zu lassen, zwang daher zum Beschreiten neuer Wege. Entweder mußten Fachvertreter zur Übernahme von Forschung und Lehre in der Methodik oder geeignet erscheinende Lehrer aus den Schulen gewonnen werden. Darüber hinaus hieß es, neue Kader heranzubilden. Angesichts von Krieg und Faschismus konnten geeignete Kräfte zunächst nur aus dem Personenkreis genommen werden, der den Krieg überlebt hatte bzw. seine Entwicklung in der Nazizeit genommen hatte. Auch das war ein gesamtdeutsches Problem. Hier ergeben sich nun gravierende Unterschiede. Während im Osten mit besonderem Nachdruck darauf Wert gelegt wurde, nur solche Kräfte einzusetzen, die sich in der Nazizeit als Gegner des Regimes bewährt hatten oder sich zumindest nichts hatten zuschulden kommen lassen, verfuhr man in dieser Hinsicht in den Westzonen sehr großzügig. Die Zahl z. B. der Hochschulprofessoren, die wegen nachge-

wiesenermaßen enger Verstrickung mit dem Naziregime aus dem Hochschuldienst ausgesondert wurden, lassen sich an den Fingern einer Hand abzählen. Das ist aber noch nicht einmal das Wichtigste. Viel bedeutsamer ist, daß nahezu keiner der leitenden akademischen Repräsentanten der späteren BRD zu seiner Haltung zur Nazi-Politik selbstkritisch öffentlich Stellung nehmen mußte, um wieder verwendet zu werden. Insofern läßt sich für die Rekrutierung des westdeutschen Wissenschaftspersonals eine Kategorie wie "NS-Generation" durchaus vertreten, für die SBZ bzw. DDR ist sie geradezu deplaziert. Hier gehörten zumindest Ablehnung und Distanzierung gegenüber der Nazi-Ideologie und Politik zu den unabdingbaren Kriterien für die Verwendung oder Wiederverwendung im Hochschuldienst. Und das gilt auch für diejenigen, die mit dem Aufbau von Forschung und Lehre der Geschichtsmethodik betraut wurden.

Auch was die Rolle der Weimarer Reformpädagogik für den Aufbau und die Konzepte des Schulwesens und der Lehrerbildung in den beiden Teilen Deutschlands angeht, wäre ein Vergleich sehr aussagekräftig gewesen; denn sowohl in Ost wie West gab es starke Bestrebungen, nach dem Kriegsende auf Ideen und praktische Erfahrungen der Reformpädagogik zurückzugreifen. Im Westen führte die Restauration des alten Schulsystems in der Adenauer-Ära zunächst zur Zurückdrängung solcher Vorstöße. Praktisch relevant wurden sie erst wieder im Zusammenhang mit der 68er Bewegung. In dieser Hinsicht gibt es eine gewisse Parallelität, da in der DDR kurze Zeit nach 1945 reformpädagogische Ansätze unter dem Verdacht, "spätbürgerliche" und "anarchistische" Bestrebungen

zu sein, als nicht geeignet hingestellt wurden, das sozialistische Bildungswesen zu befruchten. Jedoch darf man das nicht so deuten, als seien damit reformpädagogische Konzepte völlig und auf Dauer einflußlos geblieben. Christa Uhlig kommt da zu einem anderen Urteil. Sie schreibt: "Aber ungeachtet ihrer offiziellen Diskreditierung blieb sie (die Reformpädagogik - H.M.) mehr oder weniger in allen Jahren der DDR ein brisanter Gegenstand pädagogischer Auseinandersetzungen und dennoch – in Gestalt des einheitlichen, integrativen Schulsystems, der polytechnischen Bildung, der Kooperation von Schule und Familie, der Trennung von Schule und Kirche, aber auch in vielen erziehungstheoretischen und didaktisch-methodischen Ansätzen – partiell auch real erhalten."¹ Hinzu kam, daß reformpädagogische Bestrebungen in die bildungspolitischen Vorstellungen der kommunistischen Bewegung Eingang gefunden hatten. Insofern verwundert es nicht, daß in den 80er Jahren die pädagogische Diskussion in der DDR wieder auf diesen Traditionsbestandteil zurückkam.

In diesem Zusammenhang tritt ein Problem hervor, das der Autor sehr wohl ebenfalls erkannt hat. Man darf in der DDR nicht alles nach dem Buchstaben bewerten. Unter den Bedingungen der hier bestehenden Verhältnisse haben bestimmte Formulierungen einen Doppelsinn. Wie oft erkannte Mängel als Aufgaben formuliert wurden, weil man wußte, daß man sich nicht einer Fehlerdiskussion schuldig machen durfte, so wurde die Notwendigkeit

¹ Christa Uhlig: Reformpädagogik im Kontext sozialer Bewegungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 60, 2003, H. 4, S.103 f.

zur Auseinandersetzung mit "bürgerlicher" Ideologie als Form gewählt, um bestimmte Themen und Probleme auf die Tagesordnung des wissenschaftlichen Diskurses zu setzen. D. belegt das an der Berufung auf das sowjetische Vorbild, das gelegentlich dafür herhalten mußte, um Kritik an Vorstellungen und Vorschlägen von oben den Wind aus den Segeln zu nehmen. Um so mehr verwundert der übermäßige Gebrauch der Kennzeichnung von Entscheidungen im Bildungswesen und gegenüber der Geschichtsmethodik mit Begriffen wie "Bolschewisierung und Sowjetisierung". Das legt den Verdacht nahe, daß sich hier der Zeitgeist geltend macht. Grundsätzlich kann man nicht bestreiten, daß die Volksbildung und ihre Leitungsorgane sicherlich zu den Bestandteilen der DDR-Gesellschaft gehörten, in denen Engherzigkeit, Dogmatismus und bürokratische Gängelung am stärksten praktiziert wurden. Aber eines kann man wohl mit gutem Gewissen nicht behaupten, daß Schul- und Hochschulwesen wie auch die Lehrerbildung vollständig dem sowjetischen Beispiel nachgebildet wurden. Die Verpflichtung auf das sowjetische Modell war eher grundsätzlicher Art, was die politische Unterstellung unter die Führungsrolle der SED und die Monopolstellung der marxistisch-leninistischen Ideologie angeht. Vieles andere wurde dadurch zwar modifiziert und auch pervertiert, bewahrte aber auch eigenständige Züge. So gab und gibt es ein besonderes staatliches Interesse am Inhalt des Geschichtsunterrichts und eine damit verbundene Einflußnahme auch außerhalb des Sozialismus. Auch zentrale bzw. gesamtstaatliche Leitung und Verbindlichkeit der Lehrpläne waren und sind nicht allein für Gesellschaften wie die der DDR typisch.

Zum Schluß noch eine Anmerkung: Der Autor ist bemüht, seine Erkenntnisse komprimiert und terminologisch möglichst präzise auszudrücken, doch belastet er seine Ausführungen zuweilen mit schwer verständlichen Floskeln, die einer Geheimsprache ähneln. Wissenschaft lebt von Kommunikation, das schließt Kenntnis von Terminologie ein. Aber das heißt nicht Verzicht auf Verständlichkeit. M. E. tut der Autor in dieser Hinsicht des Guten zu viel, wie folgende wahllos ausgewählten Beispiele zeigen mögen: Da ist von "intentionaler Basiskonstante" und "sinnstiftender finaler Anwendungsorientierung" (S.164) die Rede. Eine "praxisorientierte Rezeptologie" (S.169), "bolschewistischer Sinnstiftungshorizont" (S.177), "institutionelle und personelle Arrivierung der Disziplin" (S.318), und "Kolonisierungserfolge(n)" des Donath- und Gentner-Kreises (S.336) sind weitere Wortungetüme, die wohl Dinge aussagen, die sich wesentlich einfacher ausdrücken ließen.

Alles in allem ist jedoch der Wert der vorliegenden Publikation unbestreitbar, und es wäre zu hoffen, wenn das Herangehen des Autors Nachfolger fände. *Helmut Meier*

Reinhard Grimmer/Werner Irmeler/Willi Opitz/Wolfgang Schwantz (Hrsg.): Die Sicherheit. Zur Abwehrarbeit des MfS. Dritte korrigierte und ergänzte Auflage, edition ost, Berlin 2003, 2 Bde., 680 u. 608 S.

Die Hrsg. und Autoren sind 20 ehemalige Generäle und Offiziere des MfS, die hohe und verantwortliche Funktionen in diesem Ministerium bekleideten. Ihr Anliegen ist es, so Peter Michael Diestel in seinem vorangestellten "Plädoyer", angesichts der nicht

endenden Veröffentlichungen über die Tätigkeit des Geheimdienstes, deren Hauptinhalt Klischees, Manipulationen von Fakten und Sachverhalten, Unterstellungen und Lügen sind, sachlich zu informieren, zu erläutern und zu erklären.

Band 1 enthält Artikel über das Ende des MfS, die Sicherheitspolitik der SED, die Hauptaufgaben und Methoden der Abwehr, die Zusammenarbeit mit Informellen Mitarbeitern (IM), die Spionageabwehr, die funkelektronische Abwehr, die operative Ermittlung und Beobachtung, die Sicherung der politischen Grundlagen der DDR sowie eine Auflistung der Verantwortungs- und Aufgabenbereiche der Diensteinheiten (das sind die Hauptabteilungen, Abteilungen und Arbeitsgruppen) der Abwehr. Band 2 umfaßt Artikel über die Tätigkeiten zur Sicherung der Volkswirtschaft und zur Verhinderung der Republikflucht, über die Abwehr von Terror, die Militärabwehr, die Vorbereitung auf den Verteidigungszustand, die Untersuchungsorgane und Untersuchungshaftanstalten, die juristische Hochschule und den Archivbestand des MfS und seine heutige Verwendung. Beide Bände werden durch je ein Personen- und ein Sachregister vervollständigt.

Das Buch ist keine Geschichte des MfS. Es ist aber eine Fundgrube für Rezipienten, die einer objektiven Geschichtsschreibung verpflichtet sind. Die Artikel enthalten, in unterschiedlichem Maße, eine Fülle nicht oder kaum bekannter bzw. längst vergessener oder heute mit einem Tabu verschener Fakten, Sachverhalte und Zusammenhänge.

Die Autoren sind keine Historiker, sondern ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nach Juristen und Kriminalisten und zugleich Militärs, die die Abfassung von Stabs-

dokumenten beherrschen. Das prägt den mitunter ermüdenden Stil. Sie erläutern Aufgaben und Tätigkeiten entsprechend ihren damaligen Ansichten und Begriffen. Das kann man als Rechtfertigung werten. Ich halte das im Sinne objektiver, historischer Forschung für richtig, wobei Fehlentscheidungen und Unrechtspraktiken kritisch benannt werden müssen. Diese, z. B. die Ausreise von DDR-Bürgern von Prag über Dresden Anfang Oktober 1989 in die BRD, und ihre Hintergründe werden beschrieben. Die Autoren verwehren sich jedoch gegen die Behauptung, verbrecherische Handlungen begangen zu haben, und betonen die Rechtmäßigkeit ihres Handelns auf der Grundlage der DDR-Gesetze.

Einige Kapitel enthalten umfangreiche Ausführungen über die Militär- und Außenpolitik der USA, der BRD und der NATO sowie die Aktivitäten ihrer Geheimdienste, die auf die Beseitigung der DDR gerichtet waren. Einige dieser Ausführungen können aus heutiger Sicht präziser gefaßt werden. Aber unbestreitbar ist das auf das Völkerrecht gestützte Recht der DDR, sich gegen Kriegsvorbereitungen und gegen die Untergrabung ihrer politischen Stabilität mit geheimdienstlichen Mitteln offensiv und defensiv zur Wehr zu setzen.

Nicht erfaßt sind die Aufgaben, Strukturen und Tätigkeiten der Hauptverwaltung Aufklärung, die nicht zur Abwehr gehörten. Während in den meisten Staaten solche Aufgaben wie Spionageabwehr, Staatsschutz, Geheimnisschutz, Terrorabwehr, Militärabwehr, Auslandsaufklärung (Spionage) von mehreren Geheimdiensten wahrgenommen werden (in der BRD vom Bundesamt für Verfassungsschutz und seinen Landesämtern, vom Bundesnachrichtendienst und vom militärischen Abschirm-

dienst), wurden alle diese Aufgaben komplex durch das MfS erfüllt. Eine Ausnahme bildete nur die Militäraufklärung der NVA. In der Tatsache, daß Abwehr und Aufklärung unter dem Dach eines Ministeriums zusammenarbeiteten, sehen die Autoren eines der "Geheimnisse" der hohen Effizienz des MfS. Das hatte aber zur Folge, daß das MfS ein überdimensionales Ausmaß annahm. Die Abwehrgorgane wirkten nicht nur im Staatsapparat, sondern auch in der Volkswirtschaft, in Parteien und gesellschaftlichen Organisationen und überwachten den Ein-, Ausreise- und Transitverkehr. Außerdem verfügte das MfS über einige wissenschaftlich-technische Forschungseinrichtungen, eine juristische Hochschule, eigene Untersuchungsorgane (ein kriminalpolizeiliches Organ) und Untersuchungshaftanstalten. Die Bezeichnung des MfS als "Staat im Staate" hat hier seine Ausgangspunkte.

Das eigentlich kritikwürdige Problem dieses Buches ist die unvollständige Kritik und Selbstkritik der Autoren aus ihrer heutigen Sicht. Es gibt sehr interessante Darstellungen einiger Autoren über den Niedergang der DDR in den 80er Jahren. Aufgeführt werden die Magnetwirkung des materiellen Lebensstandards der BRD, der Einfluß westlicher Medien, die Zwiespältigkeit der Bündnispolitik von Michail Gorbatschow und die Fehlentscheidungen der SED-Führung, insbesondere Erich Honeckers. Sie verweisen auch auf Fehler, die dem MfS unterlaufen sind, und auf Bemühungen, durch Vorschläge und Informationen die SED-Führung zu einem Kurswechsel anzuregen. Aber die tiefste Wurzel des Scheiterns des "Realsozialismus" war die Theorie von der Partei neuen Typus, die in der Praxis der Führungstätigkeit der höchsten Or-

gane immer mehr diktatorische Züge annahm. Und es entsteht die Frage: Welche Rolle hat Erich Mielke in diesem Prozeß gespielt? Die Bezugnahme auf die Biographie von Wilfriede Otto in Band 2, S.418, ist mehr als spärlich.

Die Autoren weisen mehrfach auf die Tatsache hin, daß dem MfS in zunehmendem Maße Aufgaben übertragen wurden, die nicht typisch für einen Geheimdienst sind. Es gibt keinen Hinweis darauf, daß sich Führungskader des MfS entschieden dagegen zur Wehr gesetzt haben. Zu den Autoren gehören sechs Generalleutnante und fünf Generalmajore a.D., aber keiner von ihnen hatte den Mut, so er denn Fehlentscheidungen erkannte, sie seinem Minister zu melden.

Die These von der Allmacht der Staatssicherheit ist sicherlich ein Klischee. Die Autoren weisen richtigerweise darauf hin, daß alle Grundsatzentscheidungen für die Entwicklung von Staat und Gesellschaft in der DDR vom Politbüro der SED getroffen wurden. Aber bei der Realisierung dieser Entscheidungen nahm das MfS eine Sonderstellung ein. Ab einem bestimmten Zeitpunkt wurden weder im Politbüro noch im Nationalen Verteidigungsrat (NVR) Vorlagen des Ministers für Staatssicherheit behandelt. Es gab eine Ausnahme. Jährlich einmal reichte Erich Mielke an den NVR eine Liste ein, welche Offiziere zum General ernannt bzw. zum nächsthöheren Generaldienstgrad befördert werden sollten. Die Tätigkeit des Ministeriums wurde weder vom Politbüro noch von dem NVR kontrolliert, geschweige denn von anderen Organen. Obwohl es das Prinzip der Rechenschaftslegung gab, war der Minister für Staatssicherheit nur dem Generalsekretär der SED verantwortlich. Es entsteht die

Frage, wie Mielke unter diesen Bedingungen das Ministerium geführt hat. War hier nicht der Mißbrauch von Machtbefugnissen möglich? Ob Mielke gegen die Gesetze verstoßen hat oder sogar verbrecherische Handlungen beging – diese Frage muß eindeutig beantwortet werden. Behauptet wird es, aber es ist bemerkenswert, daß er für seine Tätigkeit als Minister für Staatssicherheit nicht angeklagt worden ist.

Wolfgang Wünsche

Dierk Hoffmann/Michael Schwartz/Hermann Wentker (Hrsg.): Vor dem Mauerbau. Politik und Gesellschaft in der DDR der fünfziger Jahre (= Sondernummer Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte), R. Oldenbourg Verlag, München 2003, 365 S.

Dieser Sammelband geht auf ein Kolloquium zurück, das im Oktober 2001 in der Berliner Außenstelle des Instituts für Zeitgeschichte München veranstaltet wurde. Er enthält 16 Beiträge und eine Einleitung der Hrsg. Eine übergreifende Betrachtung von Gerhard A. Ritter zu Traditionen und Brüchen und eine abschließende Erörterung von Kurt Sontheimer über Folgen des Berliner Mauerbaus ausgenommen, wurden die einzelnen Artikel folgenden fünf Komplexen zugeordnet: I. Determinanten, II. Die DDR-Arbeitsgesellschaft zwischen Egalisierung und Ungleichheit, III. "Aufbaugesellschaft" und Lebensstandard, IV. Konflikte zwischen Staat und Gesellschaft, V. Staatliche Rezeption und Krisenmanagement. Wir finden also eine vorwiegend ökonomisch/sozialpolitische Thematik und eine vorwiegend politische Thematik nebeneinandergestellt.

Zum ersten Bereich gehören Untersuchun-

gen zur Rolle der "führenden" Arbeiterklasse, zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit, zur Situation in den Betrieben und zu deren gesellschaftspolitischer Funktion, zur Sozialfürsorge, zu Wirtschaftswachstum und Wohlstandsversprechen, zum Umgang mit Vertriebenen, Bombengeschädigten und Kriegsbeschädigten, zu "Sortimentslücken" und "Überplanbeständen" in der Versorgung mit Konsumgütern. Dem zweiten Bereich lassen sich Beiträge zu sowjetischer Hegemonie und Ostorientierung, zur deutsch-deutschen Systemkonkurrenz, zu Massenorganisationen und Jugendpolitik, zu Konfliktpotentialen und Krisenmanagement, zu Republikflucht und zur Vorbereitung der Maßnahmen vom 13. August 1961 zuordnen. Sie alle im einzelnen differenziert vorzustellen, ist an dieser Stelle nicht möglich, aber daran werden die Hrsg. derartiger Sammelbände gewöhnt sein. Es handelt sich in der Regel um Untersuchungen, die sich auf eingehendes Studium von Primärquellen stützen. In ihrer Argumentation bewegen sie sich indes auf unterschiedlichem Niveau. Generell zeichnen sich die Analysen ökonomischer und sozialpolitischer Entwicklungen durch mehr Realitätsnähe und Objektivität der Urteile aus. Hier werden viele Informationen geboten und zutreffende beziehungsweise bedenkenswerte Einschätzungen getroffen. Wenn allerdings ein Brückenschlag zur Gegenwart gewagt wird, bekommt der Leser auch hier Plattheiten angeboten, wie zum Beispiel beim Thema Arbeitslosigkeit. Es fällt auf, daß nicht wenige Autoren das Stereotyp Sowjetisierung Ostdeutschlands relativieren, denn für Detailuntersuchungen läßt es sich nur bedingt verwenden. Die Frage, ob die DDR nicht wenigstens partiell auf dem Felde der Sozialpolitik etwas zu

bieten hatte, was auch der heutigen Bundesrepublik gut zu Gesicht stünde, wird nicht einmal gestellt, geschweige denn beantwortet.

Auch die dem zweiten Bereich zugeordneten Beiträge bieten viel aufschlußreiches Material (zum Beispiel zum Zustandekommen der Entscheidungen über den Mauerbau und über die Verantwortung und aktive Rolle der UdSSR hierbei oder über die Wellen und die Motive der Republikflucht). Sie charakterisieren wesentliche Entwicklungen der DDR, die zu ihrem Untergang beigetragen haben. Überwiegend zeichnen sie indes das Bild einer systembedingten Dauerkrise. Dabei werden oft nicht einmal die im gleichen Band benannten, DDR-Identität stiftenden Vorgänge und Errungenschaften als gegenläufiger Trend zur Kenntnis genommen. Ausdrücklich abzuheben sind hiervon die Erörterungen von Elke Scherstjanoi und Ralph Sowart, die Krisenverlauf, Krisenwahrnehmung und Krisenmanagement 1952/53 und 1960/61 vergleichen und dabei klug überlegte grundsätzliche Erwägungen anstellen. Sie betonen, daß Worte wie Gesellschaftskrise allzu häufig nur gewählt werden, "um politische Vorbehalte gegen den Untersuchungsgegenstand kundzutun, ganz so als verlange der Nachweis von Illegitimität und Unrechtmäßigkeit eines Regimes den Beleg totaler, gesellschaftsweiter Dysfunktion" (S.267). Solche Einsichten wären manchen Autoren zu wünschen, die sich in diesem Sammelband zu Politik und Gesellschaft der DDR geäußert haben.

Der Mitherausgeber W. erinnert zwar in seinem Beitrag an eine schon vor einem Jahrzehnt von Kleßmann erhobene Forderung, "die deutsche Geschichte nach 1945 un-

ter dem Aspekt der ‚Verflechtung und Abgrenzung‘ zu schreiben". Davon sind die meisten Beiträge jedoch weit entfernt. Einwirkung der BRD auf die DDR kommt fast nur als Vorbildfunktion in Sachen Freiheit und Wohlstand vor. Obwohl an der Spitze dieses Sammelbandes eine vergleichsweise umfangreiche Betrachtung zu Traditionen und Brüchen steht, sucht man vergebens einen Bezug der DDR-Programmatik und -Entwicklung zu den Nachkriegskonzepten des deutschen Widerstandes und zu den zonenübergreifenden gesellschaftspolitischen Zielsetzungen und Aktivitäten des politischen Neubeginns nach der Befreiung. Es ist wohl wahr, daß es bei den Entscheidungsträgern der DDR ziemlich pragmatisch und mitunter regelrecht borniert zugegangen ist. Wenn jedoch die meisten Autoren die prägende Kraft sozialistischer Überzeugungen und Visionen glattweg negieren, entfernen sie sich nicht nur meilenweit von der realen Verfaßtheit der politischen Klasse der DDR, sondern auch großer Teile der DDR-Gesellschaft. Sie begeben sich überdies in eklatanten Widerspruch zu der durch zahlreiche Umfragen belegten Erinnerungskultur in Ostdeutschland. Wer nicht weiß, daß in den 50er Jahren weltweit sozialistische und antikolonialistische Ansichten und Bewegungen im Vormarsch waren, daß sich der Kapitalismus und die Kapitalisten arg verunsichert zeigten, daß der Sozialstaat nordischer und westeuropäischer Prägung ohne diesen Druck von außen keine derart weitgehende Ausgestaltung gefunden hätte – beim Lesen dieses Buches würde ihm solche, die 50er Jahre wesentlich bestimmenden Geschehnisse schwerlich in den Sinn kommen.

Günter Benser

Hermann Schreiber: Kanzlersturz. Warum Willy Brandt zurücktrat, Econ Verlag, München 2003, 272 S.

Sein Buch "Kanzlersturz" beginnt S. mit der Kapitelüberschrift "Mehrere Wahrheiten". Schon damals, 1974/75, hatte er den Wunsch, "aufzuschreiben, wie es wirklich war, als Willy Brandt im Mai 1974 vom Amt des Bundeskanzlers zurücktrat" (S. 13). Schließlich erlebte er als Journalist den Kanzlerrücktritt aus unmittelbarer Nähe und hätte aus eigener Kenntnis manches von dem korrigieren können, was seinerzeit darüber verbreitet wurde. Heute bekennt sich der Autor dazu, daß es auch beim größten Bemühen um eine minutiöse Rekonstruktion des seinerzeitigen Geschehens nicht möglich sei, alle Fragen eindeutig zu beantworten. Jeder der damals Beteiligten erzählt vom gleichen Ereignis eine andere Geschichte. Jeder ist von der Genauigkeit seiner Erinnerung überzeugt, obwohl sich Dokumente finden, die häufig eine völlig andere Version wiedergeben. Daher hält sich S. in seinem Buch wie auch als Berater von Oliver Störz bei dessen Film "Im Schatten der Macht" an die Devise, daß es nicht nur eine Wahrheit gibt. Womit er im übrigen einer Auffassung folgt, die auch Willy Brandt vertreten hat.

Der nunmehr 30 Jahre zurückliegende Kanzlerrücktritt, der schon viele Male in historischen Abhandlungen und in Dokumentationen dargestellt wurde, gewinnt durch das Herangehen von S. nicht nur eine neue Anschaulichkeit, dem Autor gelingt es überdies, die Motive der handelnden Personen, ihre politischen Verstrickungen und persönlichen Karriereziele präzise zu beschreiben und in einen logischen Zusammenhang zu stellen. Dabei versteht er

es, genau abzuwägen und die auch heute noch offenen Fragen zu benennen. Damit gewinnt der Leser die Möglichkeit, gesichertes Wissen von Spekulationen zu trennen und dort eigene Ansichten zu entwickeln, wo die Quellen unvollständig oder unterschiedlich interpretierbar sind. In dieser Publikation wird – weit mehr noch als in dem unbestritten guten Film – sichtbar gemacht, daß alle Beteiligten Teile ihres Wissens zurückgehalten haben, manche bis in den Tod.

Sehr ausführlich befaßt sich der Autor mit dem Werdegang und der Tätigkeit Günter Guillaumes, für den er zwar keine Sympathie, jedoch ein ungewöhnlich hohes Maß an Verständnis aufbringt. Die Widersprüche in dessen Verhalten werden dem Leser durch eine äußerst differenzierte und einfühlsame Darstellung verständlich gemacht. Warum ignorierte Guillaume Warnungen, Empfehlungen und sogar Weisungen seiner Zentrale? Woraus erklärte sich seine Verehrung für Willy Brandt, dem er als Helfer zur Seite stand, obwohl er doch gleichzeitig als "Maulwurf" im Kanzleramt tätig war? Warum offenbarte er schon bei der Hausdurchsuchung, die bei ihm stattfand, seine Identität als Agent der DDR? Wieso glaubte er im Gefängnis, ein vertrauliches Gespräch mit Brandt herbeiführen zu können, um diesen davon zu überzeugen, daß ihm von seiten Guillaumes – und damit auch von der DDR – keinerlei für Erpressungen geeignete Enthüllungen drohten? Das Problem der möglichen Enthüllungen über eine "Zuführung von Damen" ist es ja vor allem gewesen, das Brandt – wahrscheinlich völlig zu Recht – an Intrigen im eigenen Machtapparat glauben ließ. Im Zusammenhang mit Erörterungen über entsprechende Praktiken von Geheim-

diensten schreibt der Autor: "Den Kanzler Brandt jedenfalls wollte damals niemand erpressen, zumindest nicht in der DDR. In der Bundesrepublik vielleicht?" (S.197). Ähnlich behutsam wie mit Guillaume verfährt Schreiber mit der eigentlichen Hauptperson seines Buches, mit Willy Brandt. Zwar erfährt man über die eigentümliche Introvertiertheit Brandts, über seine Charaktereigenschaften nichts, was man nicht schon in Peter Merseburgers großer Brandt-Biografie gelesen hätte, doch da Schreiber sich völlig auf den Kanzlerücktritt konzentriert, wird der Leser noch genauer, man könnte fast sagen intimer mit dem Geschehen jener Wochen konfrontiert. Wenn sich Schreiber mit der unmittelbaren familiären Sphäre Brandts befaßt, so tut er das mit größter Zurückhaltung. Wird ihm – z. B. von Brandts Sohn Lars, der den Kanzlersturz im Hause seiner Eltern miterlebte – nichts Genaueres über dessen Gespräch mit dem Vater mitgeteilt, so verzichtet er auf Spekulationen und respektiert die Haltung des Sohnes. Brandts Frau Rut wußte natürlich von den Affären ihres Mannes. Aber eine dieser Beziehungen – so gestand Brandt seiner Frau an jenem Abend, als er sie von seiner Rücktrittsabsicht informierte – sei ein "ernstes Verhältnis" gewesen, das über zwei Jahre gedauert habe. Dieses kurze Gespräch – auch im Film sehr beeindruckend zu sehen – wird im Buch durch den wichtigen Satz ergänzt: "Aber sie kannte die Frau, die er erwähnt hatte – und mochte sie" (S.240).

Persönliche Lasten, Satyrspiele, politische Kungeleien und Intrigen mischten sich beim Rücktritt Brandts zu einem schier unentwirrbaren Knäuel. Die Pannen der Geheimdienste, die Manöver zur persönlichen Absicherung, wie sie besonders Hans-Diet-

rich Genscher als damaliger Bundesinnenminister oder Nollau als Präsident des Verfassungsschutzes vollzogen, die Ungeschicklichkeiten der Vernehmer und die Unsicherheiten von Brandts "Bodyguards", das alles liest sich wie ein Polit-Thriller, als den man die ganze Angelegenheit ja wohl auch sehen könnte.

Umstritten ist – und bleibt auch nach der Lektüre dieser Publikation – die Rolle, die Herbert Wehner beim Kanzlersturz gespielt hat. Doch auch hier vermeidet S. jegliche Denunziation, die bei manchen anderen Publizisten schon wegen Wehners kommunistischer Vergangenheit und wegen seiner DDR-Kontakte gang und gäbe ist. Sachlich und genau berichtet er über den Inhalt der Gespräche Wehners mit Nollau, mit Brandt, mit Erich Honecker, soweit diese rekonstruierbar sind. Vermutungen werden als solche benannt und nicht für gesicherte Erkenntnisse ausgegeben. Wehner, der große Einsame, und Brandt, der Introvertierte, haben manche wichtigen Einzelheiten ihrer Auseinandersetzungen für immer vor der Nachwelt verborgen.

Am Ende seines Buches geht S. noch einmal auf den Vorwurf des Landesverrats gegen Guillaume ein. Er versucht zu erklären, warum es mehrere verschiedene – sich widersprechende – Szenarien von der angeblichen Übergabe geheimer Papiere während eines Norwegen-Urlaubs von Brandt gegeben hat, wohin ihn die Familie Guillaume begleitete. Was wirklich stimmt, ist offenbar nicht herauszufinden. Deutlich werden jedoch die Motive, die die Beteiligten, Guillaume, dessen Ehefrau, den Fahrer Willy Brandts sowie Markus Wolf und andere Mitarbeiter des MfS, dazu veranlaßten, unterschiedliche Darstellungen

dieses Vorgangs zu geben. Letztlich wird klar, daß Guillaume für ein Vergehen verurteilt wurde, das er entweder gar nicht begangen hat oder das Informationen betrifft, die durchaus nicht jene Brisanz besaßen, die ihnen im Prozeß gegen Guillaume unterstellt wurden. Selbst Brandt meinte, was er seinerzeit nicht laut sagen konnte, weil das nach einer vordergründigen Ausrede geklungen hätte, daß in jenen geheimen Fernschreiben, um die es sich handelte, Dinge referiert wurden, "über die auch die Zeitungen berichteten" (S.134).

Bei aller deutlichen Sympathie für Willy Brandt verschweigt der Autor keinesfalls dessen persönliche Fehler und Schwächen, die im nicht geringen Maß dazu beigetragen haben, schon nach vier Jahren das Ende seiner Amtszeit herbeizuführen. Dennoch war Brandts Rücktritt – ebenso wie Guillaumes Verurteilung – alles andere als ein nach Recht und Gesetz ablaufender Prozeß. Schreibers publizistischer Versuch einer "Annäherung an die Wahrheit" (S.18) gewährt dem interessierten Leser – mehr noch als das Anschauen des Films von Störz – einen gründlichen und unvoreingenommenen Einblick in jene Vorgänge des Jahres 1974, die im Zusammenhang mit der (absichtlich?) dilettantischen Behandlung des Spionagefalls Guillaume den Kanzlersturz herbeiführten. *Harald Lange*

Annotationen

Klaus-Peter Lorenz (Hrsg.): Politische Landschaft – die andere Sicht auf die natürliche Ordnung. Trikont-Verlag, Duisburg 2002, 224 S.;

Dagmar Günther: Wandern und Sozialismus. Zur Geschichte des Touristenvereins

"Die Naturfreunde" im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, (= Studien zur Geschichte der Neuzeit, Band 30), Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2003, 138 S.

Die Publikation von Klaus-Peter Lorenz verdankt sich einer Verlegenheit und einem erfreulichen Umstand. Sie enthält eine Auswahl von Artikeln aus dem "Grünen Weg 31a" und sollte Abonnenten der seit 1987 erschienen "Vierteljahresschrift für Ideen- und Sozialgeschichte der Umweltbewegungen" für ausgefallene Ausgaben entschädigen. Der Verein "Arbeiterkultur und Ökologie" hat im ecoArchiv in Hofgeismar Überlieferungen und Nachlässe aus der Umwelt-, Natur- und Heimatschutzbewegung seit dem Ende des 19. Jh. zusammengetragen und für die Forschung gesichert. Der Sammelband enthält vor allem Beiträge zur Geschichte der Naturfreunde, aber auch zum Naturschutz und zum Autobahnbau im Nationalsozialismus. Sie sind Ergebnisse der umwelthistorischen Diskussion innerhalb des ecoArchivs, bezeichnen Forschungszugänge, benennen blinde Flecke in der traditionellen Naturschutzgeschichtsschreibung und verweisen auf bislang ungehobene Schätze und Bestände im ecoArchiv.

Der Sammelband ist aber auch das Zwischenergebnis eines großangelegten Erfassungs- und Vernetzungsprojekts der Bestände des ecoArchivs, das von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt finanziert wird. Es soll Baustein sein für ein virtuelles Gesamtarchiv des deutschen Natur- und Umweltschutzes, das einmal drei große Sammlungen für die Forschung vernetzt zugänglich machen soll: die einschlägigen Bestände aus DDR-Überlieferung im Institut für Umweltgeschichte und Regional-

entwicklung an der Fachhochschule Neubrandenburg, die Sammlung der Stiftung Naturschutzgeschichte auf der Drachenburg und eben die des ecoArchivs Hofgeismar.

Am ecoArchiv kommt keine Arbeit zur Geschichte der Naturfreunde vorbei. Auch die Autorin des zweiten hier zu besprechenden Bandes ist diesem verpflichtet. Ansonsten setzt sie sich ab von Forschungsansätzen der vergangenen Jahrzehnte. Wohl bemerkt, sie setzt sich nicht auseinander mit Betrachtungen der Arbeiterbewegungskultur als "Subkultur", "Gegenkultur", "Verbürgerlichung" und von ihr beobachteten "politmoralischen Überfrachtungen" des Gegenstandes "zur Stützung der eigenen aufrechten Gesinnung". G. sucht die "diskursanalytische" Aufbereitung der Quellen. Mit "textkritischem" Blick auf den "Naturfreunde-Kosmos" beschreibt sie, wie die Naturfreunde ihre "Identität ... konstruierten", konfrontiert die Konstruktion aber kaum mal mit dem realen historischen Geschehen. Den proletarischen Naturfreunden vorzuhalten, ihre Kritik an der Naturzerstörung habe sich "nicht nur" gegen die "Moderne" gerichtet, sondern sei antikapitalistisch aufgeladen, hat seine Komik. Die Naturfreunde pflegten nun mal nicht die Diskurse mit uns heutigen, sondern rieben sich an ihren konkreten Lebens- und Umweltbedingungen. Und die "klassische Moderne" war eben eine Moderne der kapitalistischen Industrie.

Wer die Quellen zur Geschichte der Naturfreunde kennt, wünschte sich, die Autorin hätte Forschungsdesiderata besetzt, hätte z. B. mal nach Erklärungen für die offensichtlichen Affinitäten gefragt, die zwischen bürgerlichen und proletarischen Naturfreunden bezüglich der romanti-

schen und religiösen Verklärung der Natur bestand. Wer hingegen den Einstieg in die Arbeiterbewegungsforschung sucht, kann getrost mit der deskriptiven Aufbereitung des Materials in dem vorliegenden Bändchen beginnen.

Ulrike Köpp

Hermann Schreyer: Die zentralen Archive Russlands und der Sowjetunion von 1917 bis zur Gegenwart. Schriften des Bundesarchivs, Band 60, Droste Verlag, Düsseldorf 2003, 302 S.

Sch., Jahrgang 1933, einst Mitarbeiter des Zentralarchivs der DDR und 1991 bis 1998 Leiter der Abteilung DDR des Bundesarchivs, gibt mit diesem Buch einen instruktiven Einblick in die Schatzkammer vor allem der Historiker, die sich intensiv mit der Geschichte der Sowjetunion und Rußlands beschäftigen.

Diese Darstellung des russischen und sowjetischen Archivwesens im 20. Jh. – mit bewußter Beschränkung auf die zentrale Verwaltungsebene und die zentralen Staats-Behörden- und Parteiarchive – erfaßt die archivgeschichtlichen Vorgänge nicht nur im engeren Sinne, sondern im Rahmen der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung mit den großen Umbrüchen der Oktoberrevolution 1917 und des Untergangs der Sowjetunion 1991. Dabei werden Kontinuitäten und Wandlungen verdeutlicht, wobei dem Vf. die archivgeschichtlichen Diskussionen der 90er Jahre in Rußland über das Archivwesen der Sowjetunion zugute kamen.

Die Darstellung beginnt mit einem Rückblick auf das russische Archivwesen und Reformbestrebungen seit Peter I. Er zeigt, daß der Sowjetstaat zunächst ein Problem übernahm. Rußlands Archivwesen war seit

1720 im wesentlichen durch zahlreiche Behördenarchive geprägt, deren Interessen der Schaffung eines modernen staatlichen Zentralarchivs widersprachen. Das Dekret "Über die Reorganisation und Zentralisierung des Archivwesens der RSFSR" des Rates der Volkskommissare vom 1. Juni 1918, von D. B. Rjazanov entworfen, von Lenin unterzeichnet und in der Folge als "Leninsches Dekret" vielfach überbewertet, entsprach den Intentionen vieler vorrevolutionärer Archivreformer. Es legte die Erfassung des Materials der Behördenarchive in einem "einzigem Staatlichen Archivfonds" fest. Doch fehlte im Dekret eine klare Aussage über dessen Nutzung. Damit blieb das Tor für Geheimhaltungsmaßnahmen offen. Es kam hinzu, daß die Sowjetbehörden genügend Spielraum hatten, um die Abgabe ihres Schriftgutes an die im Dekret vorgesehene Archivhauptverwaltung und damit an den Staatlichen Archivfonds zu umgehen.

Sch. beschreibt instruktiv den Auf- und Ausbau der zentralen staatlichen Archive, der Behördenarchive und der Parteiarchive mit den entsprechenden Unterstellungsverhältnissen, Anordnungen, wichtigen Personen, Problemen und Arbeitsergebnissen in der jeweiligen Geschichtsetappe.

Die Parteiarchive, deren Verselbständigung mit der Schaffung des Zentralen Parteiarchivs beim Lenin-Institut 1929 vollzogen wurde, existierten dieser Sonderstellung gemäß bis 1991 außerhalb des Staatlichen Archivfonds. Sie rissen entsprechend der Allmacht der Partei auch viel Schriftgut an sich, das in den Staatlichen Archivfonds gehörte. Das Geheimarchiv des Politbüros behielt diese Sonderstellung als "Archiv des Präsidenten der Russischen Föderation".

Mitte der 20er Jahre tritt jene Struktur im staatlichen Archivbereich hervor, die im wesentlichen bis heute vorhanden ist: Das Schriftgut von den Anfängen Rußlands bis Ende des 18. Jh. wird in Moskau aufbewahrt, das vom 19. Jh. bis 1917 im Historischen Staatsarchiv in St. Petersburg und das der Sowjetperiode im Archiv der Oktoberrevolution in Moskau, dem heutigen Staatsarchiv der Russischen Föderation. Dazu kommen die Aktenfonds im Archiv des Außenministeriums (früher Volkskommissariat für Äußeres) und das militärgeschichtliche Material in zwei Archiven für die Zeit vor und nach 1917.

Eine Übersicht über die zentralen Russischen Staats- und Behördenarchive mit Adressen und Bestandshinweisen im Anhang verdeutlicht diese Struktur und gibt wertvolle Hinweise für Nutzer.

Mit dem Zerfall der UdSSR ergaben sich wesentliche Veränderungen im Archivwesen, das nun in einem konfliktreichen Übergang im schwierigen Kompromiß zwischen Kontinuität und partieller Erneuerung und mit manchen zweifelhaften, geldbringenden Projekten auf die Russische Föderation und ein neues gesellschaftspolitisches System zu fixieren war. Mitte 1993 wurden "Grundlagen der Gesetzgebung der Russischen Föderation über den Archivfonds der Russischen Föderation und die Archive" als Gesetz vom Obersten Sowjet der Russischen Föderation angenommen und von dessen Präsidenten Boris Jelzin unterzeichnet. Sie sanktionierten die schon 1990/91 einsetzende Öffnung der Archive, die zu einem Benutzer- und Dokumentenboom führte. Sie ermöglichten aber auch eine Verlängerung der 30-Jahreschutzfrist, die Verzögerung der Desekretierung von Akten und Benutzungsein-

schränkungen, die der Nutzer einem nicht überwundenen "Verbotssyndrom" zuordnen könnte.

Schreyer schreibt am Schluß: "Ein wesentliches Anliegen dieser Arbeit war es, das russische/sowjetische Archivwesen im historischen Ablauf, in seinem gesellschaftspolitischen Umfeld, mit seinen Besonderheiten und zum Teil weit zurückreichenden Traditionen darzustellen. Archivgeschichtliche Entwicklungen und manche Gegebenheiten der heutigen Archivpolitik sind nur in diesem Kontext zu verstehen. Möge aus dem Verstehen ein generelles Verständnis erwachsen, und möge das Verständnis der weiteren Verständigung der russischen und deutschen Archivare dienen". Die aufwendige Arbeit des sachkundigen Autors hat sich gelohnt. *Horst Schützler*

Hermann Weber/Andreas Herbst (Hrsg.): Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918-1945, Karl Dietz Verlag, Berlin 2003, 992 S.

Zwar ist das Buch 2003 datiert, es wurde aber erst im Folgejahr der Öffentlichkeit übergeben. Nach Webers Einleitung über die KPD-Mitgliedschaft seit 1918, einschließlich Abspaltungen und Hinauswürfe, hat es rund 1.400 Biographien zum Inhalt, weit mehr als ähnliche vorangegangene Publikationen in West und Ost. Zu den Auswahlkriterien zählt, daß neben den 59 Spitzenführern, darunter 47 Politbüromitglieder, Funktionäre vom ZK bis zur Ebene von Städten Aufnahme fanden, ebenso Chefredakteure, Parteitagss delegierte, Reichs- und Preußische Landtagsabgeordnete, Persönlichkeiten ohne Parteifunktion. Unter ihnen waren aufrechte Kämpfer für eine bessere Welt, Menschen,

die durch Stalinisierung verbogen wurden, aber heldenhaft der NS-Diktatur widerstanden, ehrlich ihre Pflicht erfüllende Genossinnen und Genossen, aber auch Denunzianten gegenüber Gestapo und NKWD. Mit 222 Todesopfern der Hitlerdiktatur, unter ihnen Ernst Thälmann, und 178 Todesopfern Stalins, darunter drei Politbüromitgliedern von 1929, wurde der Kommunistischen Partei Deutschlands ein extrem hoher Blutzoll abverlangt. Tragisch ist das Schicksal der beiden Münchner KPD-Führer zur Zeit der Räterepublik, Eugen Leviné und Max Levien. Ersterer fiel 1919 unter den Kugeln deutscher Reaktionäre, der zweite 1936 unter denen des NKWD.

Das Bemühen der Hrsg. um historische Wahrheit ist unverkennbar. Im Fall Hermann Grothes, Stadtverordneter in Berlin und 1922-1924 Vorsitzender des Reichsausschusses der Betriebsräte, versagten sie allerdings. Er war entgegen ihren Behauptungen (S. 270 f.) weder Anhänger Ruth Fischers noch Thälmanns, sondern gehörte zur Parteirechten und zur KPDO, brachte auch nicht Jahre in französischer Emigration, sondern die ganze Hitlerzeit in Deutschland zu. Bedauerlicherweise fehlt das mit SED-Ausschluß endende Parteiverfahren von 1951, in dem Grothe gegen stalinistische Fälschungen anging und seine Parteiorganisation bemerkenswert lange hinter ihm stand. Obwohl sehr viele Kommunisten und Exkommunisten verzeichnet sind – so der später als Ernest J. Salter durch Kommentare in der amerikanischen "Neuen Zeitung" und im SFB bekannte Henry Johansen –, werden andere aus unerfindlichen Gründen nicht genannt. Beispielsweise der KPD-, RFB- und KI-Funktionär Willi Perk, der nach 1945 u. a. Mit-

arbeiter des SED-Westbüros, Chefredakteur des Deutschlandsenders, Vizevorsitzender des Staatlichen Rundfunkkomitees, Sekretär im FDGB-Vorstand und im Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer war.

Manchem Leser, darunter mir, ist es unmöglich gewesen, den Band einfach durchzublüättern. Der spannende Text, das Auf und Ab vieler Lebensläufe, z. T. Verstrickung in Geheimdienstarbeit, die unterschiedlichen Karrieren nach Ende des Faschismus oder dem Abgang von der kommunistischen Bewegung hinderten daran; man las sich einfach fest. Wesentlich fürs Nachschlagen sind neben den Biographien Angaben über Parteitage, Konferenzen, Leitungsgremien und Parlamentsmitgliederschaften, die zusammen mit Hinweisen auf Archive, Zeitungs- und Buchliteratur in dem von Herbst erarbeiteten Anhang stehen. Quellen zu Zitaten im Biographientext wären sinnvoll gewesen.

Bruno Mander

Nikolaus Brauns: Schafft Rote Hilfe! Geschichte und Aktivitäten der proletarischen Hilfsorganisation für politische Gefangene in Deutschland (1919-1938), Pahl-Rugenstein Verlag, Bonn 2003, 348 S.

Der großformative, reich mit Bildern und Faksimiles bestückte Band ist in mehrfacher Hinsicht bedeutsam. Vor allem birgt er die erste Gesamtgeschichte der Roten Hilfe Deutschlands (RHD), von den Vorläufern bis zum Ende. Sein Zustandekommen wurde u. a. durch ein Graduiertenstipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung ermöglicht, während die Münchner Maximilian-Universität 2002 die dem Buch zugrundeliegende Dissertation annahm.

2004 aber versuchte das sozialdemokratisch geleitete Bundesinnenministerium die heutige Rote Hilfe deshalb als linksextrem zu diskreditieren, weil sie sich am Vertrieb der Neuerscheinung beteiligte.

Die Reihe der Vorläuferorganisationen begann mit der "Frauenhilfe für politische Gefangene", die 1919 nach Niederschlagung der Räterepublik in München entstand. Sie setzte sich u. a. mit den nach den Märzkämpfen 1921 gebildeten Rote-Hilfe-Komitees der KPD fort. In Auswertung der Oktoberniederlage 1923 wurde am 1.10.1924 die RHD als legale, zentralisierte Massenorganisation gegründet. Sie war mit der seit 1922 existierenden Internationalen Roten Hilfe (IRH) in Moskau verbunden, aber eigenständig tätig. Mit der Zeit mehrere hunderttausend Mitglieder stark, gehörten ihr seit 1925 zwischen 40 und 60 Prozent Kommunisten an, aber nur ein Prozent Sozialdemokraten. Dies lag mit daran, daß die SPD einen Unvereinbarkeitsbeschluß gefaßt hatte.

Die RHD-Aktivitäten waren vielfältig. Spendensammlungen und ein – später von den Nazis kopiertes – Winterhilfswerk, die materielle Unterstützung von Opfern der Polizei- und SA-Überfälle sowie von Kapitaloffensiven und das Betreiben zweier Kinderheime gehörten dazu, ebenso die Betreuung von Häftlingen, Rechtsschutz und Prozeßhilfe für Verfolgte, Fluchthilfe mit falschen Pässen ins Ausland, Kampagnen zur Gefangenenbefreiung wie im Fall Max Hoelz' und solcher für eine allgemeine Amnestie, gegen den § 218 und für in anderen Ländern verfolgte Proletarier, darunter Sacco und Vanzetti, aber auch die Teilnahme an den Untersuchungen des Berliner Blutmais 1929. Die vom Verfasser belegte, fast ausnahmslos ehrenamtli-

che Arbeit der RHD hat ihr über das Lager der KP-Sympathisanten hinaus hohes Ansehen eingebracht. Unter schweren Verlusten setzte sie ihr Wirken in der Nazizeit fort.

B. vermeldet aber auch Unzulänglichkeiten und Fehler, von denen manche – so das Heraushalten der Sowjetunion aus jeder Kritik – durch die Stalinisierung der KPD unter Thälmann verursacht waren. Zu deren "Leistungen" gehörten die Austreibung der im RHD-Dienst zahlreichen Anhänger Brandler/Thalheimers aus Partei und Organisation, so des RH-Generalsekretärs Jacob Schloer, die Ausrichtung auf Befehlsausführung statt selbstverantwortliche Tätigkeit, der Kampf gegen "Sozialfaschismus" und Preußenregierung. Nach Hitlers Machtübernahme 1933 war der Zentralvorstand der RHD genauso desorientiert wie die KPD-Spitze. Noch im Sommer 1934 behauptete er, der Wille zum Massenwiderstand gegen die NS-Diktatur sei "außerordentlich groß", nur wäre "die geschwächte Vorhut der Arbeiterklasse noch nicht in der Lage, sich sofort an die Spitze dieser Aktionen zu stellen" (S.289). Der Übergang von der ultralinken zur Volksfrontpolitik 1935 hatte zur Folge, daß auch höhere KPD- und RHD-Chargen realistischer an die Lage herangingen und nicht weiter durch blinden Aktionismus Kader verheizten.

Die Darstellung endet mit dem Umbenennen der RHD in "Deutsche Volkshilfe" am 2.9.1938, einer Würdigung der Opfer Stalinscher Säuberungen aus den Reihen der Roten Hilfe und der IRH-Umstrukturierung unter Wilhelm Pieck, der im Jahrzehnt zuvor maßgeblich am Ausstoßen von "Rechten" aus der deutschen RH mitgewirkt hatte (S.249ff.).

Zusammenfassend wertet B. die RHD als "wichtigste und erfolgreichste Organisation im Vorfeld der KPD". Gemeinsam mit Münzenbergs Internationaler Arbeiterhilfe (IAH) habe sie den größten Kreis prominenter Persönlichkeiten und intellektueller Sympathisanten um das engere proletarische Milieu gesammelt und während der Weimarer Endphase als Einheitsfrontorganisation herausgeragt (S.309f.). Abschließend stellt sich die heutige RH vor. Zu rühmen sind an dem Buch das Erfassen aller wesentlichen Vorgänge und vieler anderer Details, die Gediegenheit der Beweisführung, z. T. mit bisher nicht bekannten Fakten, und die klare Sprache des Verfassers. Die Gliederung nach Sachgebieten hatte allerdings zur Folge, daß sich manches überflüssigerweise wiederholt und der Leser bisweilen gezwungen ist, sich die nötige Chronologie erst zu erarbeiten.

Manfred Behrend

Ulla Plener: Der feindliche Bruder: Kurt Schumacher. Intentionen – Politik – Ergebnisse 1921 bis 1952. Zum Verhältnis von Sozialdemokraten und anderen Linken aus historischer und aktueller Sicht, edition bodoni, Berlin 2003, 272 S.

Im vorliegenden Band legt die Autorin die Ergebnisse ihrer Beschäftigung mit der Persönlichkeit Kurt Schumachers, die sie in zahlreichen Publikationen veröffentlicht hat, erstmals geschlossen und in z. T. überarbeiteter Form vor. Ihr langanhaltendes Interesse an diesem Gegenstand resultierte von Beginn an, wie sie in der Einleitung schreibt, aus dem "Erstaunen" und dem "Unverständnis" über die "Unversöhnlichkeit, mit der er der Sowjetunion und den Kommunisten entgegentrat" (S.8), obwohl

er als Antifaschist den Anteil der UdSSR an der Zerschlagung des Faschismus konnte und obwohl er als KZ-Insasse die tätige Solidarität von Kommunisten erfuhr, die ihm letztendlich das Leben rettete. Schumachers fast hysterischer Antikommunismus „mußte“, so P. weiter, „neben vielem anderen, etwas mit seiner Persönlichkeit, seinen theoretischen Auffassungen, seiner Art zu denken, seinen politischen und persönlichen Erlebnissen zu tun gehabt haben“ (ebenda). Diesem Problemkreis widmet sich die Autorin im I. Teil des vorliegenden Bandes („Der kämpferische Republikaner und Antifaschist. 1921 - 1945“, S.11-79). Sie verfolgt die Herausbildung seiner Staats- und Demokratieauffassung in Anlehnung an seinen akademischen Lehrer Johann Plenge sowie an Heinrich Cunow, Paul Lensch, Konrad Haenisch und Karl Renner ebenso wie die frühzeitige Verfestigung von antikommunistischen, insonderheit antisowjetischen politischen Überzeugungen. Deutlich wird, daß Schumacher zeit seines Lebens intellektuell und charakterlich nicht in der Lage war, diese einmal gewonnenen Ansichten angesichts veränderter politischer Gegebenheiten zu überprüfen oder gar in Frage zu stellen.

Im II. Teil („Der kalte Krieger in der Arbeiterbewegung. 1945 - 1952“, S.81-214) untersucht P. die auf einem ausgeprägten Nationalismus beruhende „Russenfeindlichkeit“ Schumachers nach dem zweiten Weltkrieg, seine gegen die Schaffung einer einheitlichen Arbeiterpartei gerichteten Aktivitäten, seine Mitwirkung an der Spaltung Deutschlands sowie die von ihm maßgeblich betriebene „Westorientierung“ der SPD, was eine parlamentarische Kooperation mit bürgerlichen Kräften in den Län-

derparlamenten unter Verzicht auf genuine Politikinhalte der SPD einschloß. Mit Schumachers Anteil an der „Gestaltung der BRD im Schatten des Antikommunismus“, nach Auffassung des Rezensenten eine der folgenreichsten Hypothesen der BRD-Geschichte, sowie mit seinem rigorosen Konfrontationskurs gegenüber der DDR beschäftigen sich die beiden abschließenden Beiträge dieses II. Teils.

Der III. Teil („Theoretisches zur sozialdemokratischen Bewegung und Politik im 20. Jahrhundert“, S.215-265) vereint vier Aufsätze von P., in denen die Autorin auf die Herausforderungen, mit denen sich sowohl Sozialdemokraten als auch Sozialisten im Ringen um demokratische Veränderungen konfrontiert sehen, und auf die Ergebnisse der sozialistisch orientierten Sozialdemokratieforschung eingeht.

P. ist trotz ihrer generellen Kritik am Wirken Schumachers in allen hier versammelten Beiträgen bemüht, nicht einseitig zu verurteilen. Die politische Praxis „der anderen Seite“, vor allem der sowjetischen Führung unter Stalin und der KPD, deren Verantwortung für tragische Entwicklungen in der Geschichte der Arbeiterbewegung werden von ihr keineswegs verschwiegen oder geschönt, vor allem aber: Sie werden als Motive für Schumachers konkretes Handeln herangezogen. Dennoch bleibt die für P. unter historischen und aktuellen Gesichtspunkten übergreifende Fragestellung: „Waren die erneute Feindschaft und die neuen Gräben in der Arbeiterbewegung wirklich zukunftsfruchtig für das auf beiden Seiten angestrebte Ziel einer humanen, friedlichen, demokratischen, sozial gerechten Gesellschaft? [...] Was sollen alte und neue Feindschaften und Gräben bringen, nachdem es ‚die andere‘, stalinistisch

verformte, Seite nicht mehr gibt und an ihre Stelle Akteure getreten sind, denen es wirklich um einen demokratischen Sozialismus bzw. eine radikale, also auch sozial gerechte Demokratie geht?" (S.9). Leider ist zu befürchten, daß die Antwort auf diese Fragen von zu vielen verantwortlichen Sozialdemokraten auch heute noch in der Tradition Schumachers gegeben wird.

Eine kurze Lebens-Chronik Schumachers sowie ein Namensverzeichnis schließen den Band ab.

Wolfgang Heyn

Christoph Gusy (Hrsg.): Weimars lange Schatten – "Weimar" als Argument nach 1945, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2003, 540 S.

Mit gutem Grund steht die Weimarer Republik seit 60 Jahren immer wieder im Zentrum politischer und wissenschaftlicher Debatten. Denn auf dem Boden dieser Republik haben sich die Kräfte bilden können, die dann das faschistische Regime errichtet und dessen ungeheure Verbrechen begangen haben. Als dieses Regime im Mai 1945 endlich niedergeworfen war, standen die jetzt politisch Handelnden vor der Frage, welche politisch-sozialen Kräfte und welche Interessen es denn gewesen waren, die die Vernichtung der Weimarer Republik betrieben und dann die Politik des faschistischen Systems bestimmt hatten. Auf der Basis eines schon damals überwältigenden Beweismaterials wurden die Führungsgruppen der faschistischen Partei und des faschistischen Staates, die Führungsgruppen des Militärs und die Führungsgruppen des Kapitals als Verbrecher angeklagt und verurteilt. Die den Faschismus tragende Koalition wurde also begriffen als ein Bündnis der maßgeblichen Kräfte der herr-

schenden Klassen mit der faschistischen Partei. Diese Beurteilung stimmte weitgehend mit dem Urteil der deutschen Antifaschisten, die jetzt aus den Konzentrationslagern, aus dem Untergrund und aus der Emigration wieder ins politische Leben traten, überein.

Seither sind fast 60 Jahre intensiver wissenschaftlicher Forschungen vergangen, die die Grundaussage des Militärtribunals und des deutschen Antifaschismus bestätigt haben. In der Tat weisen nämlich die einschlägigen Materialien eindeutig nach, daß die Kräfte, die die Weimarer Republik vernichtet und das faschistische Regime errichtet und getragen haben, hauptsächlich von vier Zielen bestimmte waren: *erstens* die Demokratie als politische Form muß vernichtet werden; *zweitens* der Sozialstaat als gesellschaftliches Modell muß vernichtet werden; *drittens* die Arbeiterbewegung als politische und soziale Kraft muß vernichtet werden und *viertens* schließlich alle die Aufrüstung und den großen Eroberungskrieg behindernden Kräfte müssen vernichtet werden. Das war das Programm, das nach 1930 in Angriff genommen und nach 1933 mit aller Brutalität umgesetzt wurde.

Um die politische Entwicklung der Weimarer Republik und ihre Vernichtung zu begreifen, wäre also eine Analyse der Klassenstruktur und der sozialen und politischen Kämpfe zwischen den antagonistischen Klassen erforderlich. Eben daraus haben die Antifaschisten nach 1945 ihre Folgerungen gezogen, tiefgreifende Sozialisierungsmaßnahmen, weitreichende soziale Rechte, betriebliche Mitbestimmung usw. zu verlangen. Das waren ihre "Lehren" aus der Weimarer Erfahrung, und diese "Lehren" waren und sind realistisch.

Von alledem ist in dem vorliegenden Buch so gut wie nicht die Rede. Es beschränkt sich auf Verfassungsprobleme, auf Institutionen (Parlamentarischer Rat, Bundesverfassungsgericht) und auf Fragen politischer Theorie und Philosophie. Diese Beiträge – hervorgegangen aus einer im Jahre 2003 stattgefundenen Tagung im Zentrum für interdisziplinäre Forschung an der Universität Bielefeld – sind allesamt fundiert und gehaltvoll. Nur bleiben leider die Kernfragen außen vor. Und die gesamte umfangliche Literatur zu diesen Kernfragen bleibt ebenfalls weitgehend außen vor. Es wirkt beinahe so, als ob die Autoren sagen wollten: so genau wollen wir gar nicht wissen, wer die Täter waren und warum sie so gehandelt haben. Man müsste dann nämlich von Kapitalismus reden. Die Arbeiterbewegung kann jedenfalls mit diesem eindrucksvoll gestalteten Band nicht viel anfangen.

Reinhard Kühnl

Unsere Heimat unterm Hakenkreuz. Ein Beitrag zu nationalsozialistischer Gewalt Herrschaft, Verfolgung und antifaschistischem Widerstand in Amtshauptmannschaft und Kreis Pirna von 1933 bis 1945. Erarb. von Boris Böhm, Günter Endler u. a., Hrsg.: VVN/BdA e. V. im Freistaat Sachsen, Krs.-Verband Sächsische Schweiz, Pirna 2003, 368 S., Abb.

Mit diesem Sammelband legt der Kreisverband Sächsische Schweiz der VVN/BdA im Freistaat Sachsen eine fundierte Arbeit über den vorwiegend von Arbeitern und ihren Parteien (KPD, SPD und SAP) geleiteten Widerstandskampf in der an die Tschechoslowakei angrenzenden Region Pirna vor. Nachdem Hugo Jensch in den beiden ersten Kapiteln den "Weg in die

Katastrophe" des deutschen Faschismus sowie die wirtschaftlichen, politischen und sozialen Folgen der Machtübertragung an Hitler im Bereich der Amtshauptmannschaft Pirna bis zum Jahre 1939 dargestellt hat, schildert Heinz Ruscher im 3. Kapitel mit "SA-Schutzhaftlager in der Sächsischen Schweiz-Hohnstein und Königstein-Halbestadt" die erste Terrorwelle der Nationalsozialisten gegen ihre politischen Gegner in den ersten Monaten des Jahres 1933. Gestützt auf eine Vielzahl von Archivalien und eine umfangreiche Literatur vermitteln Günter Endler und Heinz Ruscher in den Kapiteln 4 bis 7 anhand des organisierten Zusammenspiels von Leitungsgremien und persönlichem Einsatz zahlreicher Antifaschisten ein eindrucksvolles Bild des Widerstandskampfes, seines Umfangs, seiner Wirkung, seiner Stärken und Schwächen, seiner Opfer und der Motivation der Beteiligten. Dabei behandeln sie ausführlich die ungeachtet des faschistischen Terrors umfangreichen, mutigen und teilweise recht erfolgreichen Anstrengungen der Kommunisten sowie die Bemühungen von Sozialisten und Sozialdemokraten bei der Organisierung des Widerstandes, beim Aufbau von Widerstandsgruppen und ihre Bestrebungen, Lügen und Demagogie der Nazis zu widerlegen und die Bevölkerung im antifaschistischen Sinne zu beeinflussen. Sie weisen auf die große Bedeutung der durch Emigranten der genannten Parteien gegründeten und betreuten Grenzstellen der KPD, SPD und SAP für den antifaschistischen Widerstand hin, zeigen den großen Einsatz der deutschen und tschechischen Grenzarbeiter, die durch die Schleusung von Funktionären der KPD, SAP und SPD aus und nach Deutschland sowie durch Transporte antifaschistischer

Literatur nach Deutschland einen wesentlichen Beitrag zum Widerstandskampf leisteten, und anerkennen die vielfältige Hilfe und Unterstützung des Widerstandskampfes durch tschechische Antifaschisten. In den beiden folgenden Kapiteln beschreiben Hugo Jensch unter dem Titel "Antisemitismus und Rassismus" die faschistischen Verbrechen an Juden, Sinti und Roma sowie Boris Böhm "Nationalsozialistische ‚Euthanasie‘-Verbrechen in der ehemaligen Landes-Heil- und Pflegeanstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41". Mit der politischen und ideologischen Einflußnahme der Nationalsozialisten auf die deutsche Jugend beschäftigt sich Rudolf Hajny in "Eine verlorene Jugend im Dritten Reich". Abgeschlossen wird der Band mit der Darstellung "Frühjahr 1945 – letzte Kriegs- und erste Friedenstag" von Günter Kosmol. In einem Anhang befindet sich ein Abkürzungsverzeichnis, ein Quellen- und Literaturverzeichnis, das Personenverzeichnis sowie der Bildnachweis.

Mit dem vorliegenden Band liegt ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des antifaschistischen Widerstandes und der faschistischen Verbrechen in der Sächsischen Schweiz vor, der nicht nur durch seine Materialfülle, sondern auch durch seine sachliche, ausgewogene und gut lesbare Darstellung besticht. Der Band verdient eine breite Leserschaft. *Jürgen Stroech*

Der Freiheit verpflichtet. Gedenkbuch der deutschen Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert. Hrsg. vom Vorstand der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Mit einem Vorwort von Gerhard Schröder, Schüren-Verlag, Marburg 2000, 415 S. Das Buch enthält ca. 500 Kurzbiographien von Sozialdemokratinnen und Sozial-

demokraten, die sowohl während der Zeit des Faschismus als auch in der SBZ/DDR "durch Verfolgung ihr Leben verloren, ermordet wurden oder an den Folgen von Verfolgungsmaßnahmen starben, oder mehr als ein halbes Jahr in Konzentrationslagern, Zuchthäusern und Gefängnissen eingesperrt waren" (S.14). Unter diesem Aspekt verdient es Aufmerksamkeit und Respekt. Nach Angaben der Hrsg. "bilden die Opfer des Nationalsozialismus mit insgesamt 88,7 Prozent die größte Gruppe" im Gedenkbuch. Die "Gesamtzahl der in der SBZ/DDR verfolgten Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten (beträgt) 20,8 Prozent" (S.409). Eine Stichprobe über die Repressalien in der SBZ/DDR ergab unter dem Namen Hermann Arndt allerdings auch folgendes: "Einer Vereinigung von SPD und KPD stand er äußerst mißtrauisch gegenüber. Er wurde 1946 in die SED übernommen, aus der er 1950 jedoch austrat. Ein Engagement in der ‚Vereinigung der Opfer des Faschismus‘ lehnte er ab, da er seine sozialdemokratischen Überzeugungen in dieser Organisation nicht vertreten sah. So blieb er von den in der DDR existierenden Vergünstigungen und Rentenansprüchen für Verfolgte des Nationalsozialismus ausgeschlossen" (S.22).

Die einzelnen Artikel sind – auch aufgrund der Quellenlage – unterschiedlich lang. Sie enthalten die Lebensdaten, eine knappe Schilderung der Herkunft, des beruflichen Weges und der Stationen des Engagements in der Sozialdemokratischen Partei bzw. in den der SPD nahestehenden Organisationen sowie ausführlichere Angaben über das jeweilige "Verfolgungsschicksal". Hervorhebenswert ist, daß auch eine große Zahl bisher weniger bekannter

Personen berücksichtigt worden ist. Hier liegt zweifelsohne der Wert der Publikation. Kritisch sind allerdings andere, im hohen Maße arrogante Auswahlkriterien für die Aufnahme in das "Gedenk"buch zu werten. So ist zwar Gustav Noske, der im Zusammenhang mit dem Hitlerattentat vom 20. Juli 1944 für kurze Zeit verhaftet wurde, mit einem im Vergleich zu anderen umfangreichen Beitrag vertreten (S.238f.). All jene Sozialdemokraten jedoch, die von den Faschisten verfolgt worden waren, die sich aber nach 1945 in der SBZ/DDR aktiv in den Aufbau einer antifaschistischen Ordnung einbrachten und dies innerhalb der SED taten, verdienen nach Auffassung der Hrsg. offenbar kein "Gedenken" in der gegenwärtigen Sozialdemokratie.

Der vorliegende Band ist auch aus einem weiteren Grund bemerkenswert. Er wurde vom damaligen Vorsitzenden der SPD, Hans-Jochen Vogel, initiiert, seine Herausgabe auf dem Mannheimer Parteitag der SPD im Jahre 1995 beschlossen. Er wurde von einem erlesenen Kreis der SPD-Partei-historiker (Friedhelm Boll, Beatrix Bouvier, Dieter Dowe, Bernd Faulenbach, Helga Grebing, Heinz Lehmann, Susanne Miller, Heinrich Potthoff, Klaus Wertig und Christl Wickert) konzeptionell vorbereitet und bei seinem Erscheinen von dem zu diesem Zeitpunkt amtierenden Vorsitzenden der SPD mit einem Geleitwort versehen. Ich erinnere mich an manche Kommentare gerade von einigen dieser Autoren zu ähnlich organisierten Projekten der DDR-Historiographie, die sie vor und nach 1989 abgaben, und unterstreiche noch einmal, dieser Band ist bemerkens-, d. h. des Merkens wert in den Diskussionen über Leistungen und Grenzen der Geschichtswissenschaft in beiden deutschen Staaten

und in der vereinigten Bundesrepublik.

Wolfgang Heyn

Sandra Markus: Bilanzieren und Sinn stiften. Erinnerungen von Unternehmern im 20. Jahrhundert (= Studien zur Geschichte des Alltags, Band 20), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2002, 385 S.

Für die sich speziell mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigenden Historiker war bisher und ist sicher noch eine Bezugnahme auf Ergebnisse der Unternehmensgeschichtsschreibung eher die Ausnahme. Ein Blick in die Literaturverzeichnisse von Arbeiten, die sich mit Arbeiterbewegungs- oder auch speziell mit Gewerkschaftsgeschichte beschäftigen, zeigt, daß z. B. die "Zeitschrift für Unternehmensgeschichte" o. ä. Sekundärliteratur eher selten zitiert werden. Und autobiographische Texte von Unternehmern sind als Quelle erst recht kaum anzutreffen, was mit großer Wahrscheinlichkeit bedeutet, sie werden als solche a priori nicht wahrgenommen.

Insofern versteht der Rezensent die vorliegende Studie als Anregung und Aufforderung, die spezifische Quelle "Unternehmerautobiographie" stärker in die Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung einzubeziehen.

Die Autorin des Bandes ist keine Historikerin. Ihr Interesse ist eher literaturtheoretischer bzw. literatursoziologischer Natur. Aus diesem Grunde bieten Einleitung und die beiden einführenden Kapitel (S.9-84) zwar interessante, für den mit Quellenkritik vertrauten Fachhistoriker aber keineswegs neue Sichtweisen auf "lebensgeschichtliche Sinn- und Deutungsmuster in autobiographischen Erzählungen". Nach

einem knappen Exkurs über "Diskurstypen und Topoi der Unternehmerautobiographie in der historischen Entwicklung" von der Renaissance bis ins 19. Jh. (S.85-114) untersucht M. auf der Basis von vier nach 1945 erschienenen Unternehmerautobiographien [Adolf Mast (S.115-150), Hanns Voith (S.151-191) Hans-Günther Sohl (S.192-242) und Daniel Goeudevert (S.243-286)] die jeweiligen Motivationen, Ziele und Strukturen dieser Texte. Von besonderem Interesse, sehr anregend und lesenswert sind hier die Analysen der Gestaltungs- und Beeinflussungsversuche von Unternehmern und ihr spezifisches Verhältnis zu den politischen, sozialen und kulturellen Bewegungen ihrer Zeit. In den beiden abschließenden Kapiteln (S.287-368) subsumiert die Autorin ihre Untersuchungsergebnisse. Sie ist dabei sichtlich um Objektivität bemüht, z. B. wenn sie über die "Koppelung von Moral, ökonomisch-technischer Sachlogik und Gesellschaft unter den Veränderungen des 20. Jahrhunderts" referiert. Allerdings hätte sich der Rezensent hier mitunter eine kritischere, nicht vorrangig den textlichen Vorgaben ihres Gegenstandes folgende Sicht gewünscht.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt den Band, dessen Lektüre zu empfehlen ist.

Wolf G. Angmeyer

Dietmar Ramuschkat: Die SPD und der europäische Einigungsprozeß. Kontinuität und Wandel in der sozialdemokratischen Europapolitik 1949-1955, Verlag videel OHG, Niebüll 2003, 205 S.

Die hier vorzustellende Arbeit ist für das Verständnis der deutschen Nachkriegsentwicklung in mehrfacher Hinsicht sehr

nützlich. Sie erhellt Bedingungen, Hintergründe und Zusammenhänge des politischen Wirkens namhafter Persönlichkeiten der deutschen Sozialdemokratie im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg (Kurt Schumacher, Erich Ollenhauer, Carlo Schmid, Herbert Wehner, Fritz Erler u. a.). Es werden wesentliche Einblicke in die komplizierte und gegensätzliche Interessenslage der Alliierten einerseits und der neu zu bestimmenden nationalen deutschen Interessen vermittelt, insbesondere in Hinblick auf die deutsche Wiedervereinigung und den Platz Deutschlands in einer zu schaffenden Europäischen Gemeinschaft. In diesem Zusammenhang werden die deutschlandpolitischen und europäischen Ziele, Handlungsspielräume und Ambitionen der agierenden Parteien und Politiker nachgezeichnet. Die Darstellung ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil werden die Parteistruktur, die teils unterschiedlichen Positionen der Führungsgruppe um Schumacher, Parteitage, Wahlverfahren und das Verhältnis von Partei und Fraktion behandelt. Im Mittelpunkt steht die Persönlichkeit Kurt Schumacher, dessen Führungsstil und Verhältnis zu den Parteigenossen und zu den politischen Gegnern. Im zweiten Teil wird die Haltung der SPD zu den politischen und wirtschaftlichen Grundfragen der deutschen und europäischen sowie weltweiten Entwicklung untersucht und die gegensätzliche Problemsicht zu Beginn des "kalten Krieges" beleuchtet. Als Eckpfeiler dieses Prozesses werden das Saarproblem, das deutsch-französische Verhältnis, die Ablehnung der SPD zu einem Beitritt der Bundesrepublik zum Europarat, insbesondere die Haltung der SPD zum Wehrbeitrag bzw. zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft (EVG)

thematisiert. Es werden die politischen Motive der SPD für die zunächst kategorische Ablehnung einer deutschen Wiederbewaffnung, wie sie Adenauer bereits im November 1949 gefordert hatte, skizziert und dabei vor allem auf die damals in der SPD vorherrschende pazifistische Grundstimmung verwiesen, die allerdings mit dem Ausbruch des Koreakrieges am 25. Juni 1950 zu überdenken war. Die Parteiführung, die sich zwar darüber klar geworden war, daß an einem deutschen Wehrbeitrag kein Weg vorbei führen würde, habe sich dagegen in der Pflicht gesehen, der Massenstimmung gegen eine Remilitarisierung der Bundesrepublik zu folgen. "Mit dem Argument, die Wiedervereinigung würde gefährdet, brachte er [Schumacher] seine Ambitionen, die Adenauer-Regierung abzulösen, in Einklang mit der pazifistischen Grundstimmung der Partei." Der Autor schildert mit einer sehr akribischen Quellenanalyse die unterschiedliche und teilweise gegensätzliche Positionsfindung im Führungskreis der SPD, die allerdings am grundsätzlichen Nein der Partei zum Wehrbeitrag und Beitritt zum Europarat und zur EVG im Untersuchungszeitraum nichts änderte. Im Parteivorstand habe sich Schumacher, so weist R. überzeugend nach, auf Grund persönlicher Loyalitäten der besoldeten Vorstandsmitglieder und der Grundstimmung der Parteimitglieder eine unangefochtene Stellung sichern können. Dies habe es Schumacher leicht ermöglicht, die Fragen der Wiederbewaffnung und der Integrationspolitik für innenpolitische Zwecke zu instrumentalisieren. Kritisch sieht der Autor den häufig anzutreffenden Vorwurf, Schumacher sei Nationalist gewesen, weil er sich nicht in die Bedürfnisse anderer Staaten habe

hineindenken können oder wollen. "Den Ruf als Nationalist" habe "Schumacher eher billigend in Kauf" genommen, "weil diese Einschätzung seine Position in der Partei festigte und seinem Kampf gegen die Adenauerregierung nützte."

Die vorliegende Arbeit ist eine beachtliche Bereicherung für Leser, die sich näher mit der Persönlichkeit Kurt Schumachers und mit der widersprüchlichen und komplizierten Nachkriegsentwicklung vertraut machen möchten.

Horst Klein

Bewertung, Erschließung und Benutzung von SED-Beständen in den Archiven der Neuen Bundesländer. Beiträge eines Workshops am 7./8. November 2001 im Sächsischen Staatsarchiv Leipzig. Hrsg. vom Sächsischen Staatsministerium des Innern, Dresden 2002, 132 S., Abb.

Die vorliegende Publikation verschafft den Lesern in 15 Beiträgen einen recht anschaulichen Überblick über einen Erfahrung- und Gedankenaustausch, zu dem sich Archivarinnen und Archivare zusammengefunden hatten, um Probleme bei der Erschließung und Benutzung und ansatzweise auch der Bewertung von SED-Beständen in Archiven der neuen Bundesländer zu diskutieren. Diese Veranstaltung mit Werkstattcharakter diente dem innerarchivarischen Erfahrungsaustausch und der Meinungsbildung, bevor nach dem Erreichen eines entsprechenden Reifegrades die Diskussion mit Vertretern von Wissenschaft und Öffentlichkeit weitergeführt werden soll.

In den Beiträgen wird zunächst vermittelt, wie die Archivierung des Schriftgutes aus den Registraturen des zentralen SED-Parteiapparates wie auch der bezirklichen Partei-

organisationen funktionierte. Für den Umgang mit dem Schriftgut/Archivgut der SED gab es einen einheitlichen Aktenplan sowie einheitliche Festlegungen für die Tektonik, was zu einer weitgehenden Homogenität der SED-Bestände führte. Darüber hinaus erhielten die Bezirksparteiarchive auch umfangreiche Überlieferungen aus den Großbetrieben und Kombinatn des jeweiligen Territoriums, die als "Ersatzüberlieferung" für das in der Wendezeit verlorengegangene Schriftgut aus den Betrieben dienen können. So spiegelten die SED-Archive die Struktur der Parteiorganisationen ebenso wider wie die wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung der DDR. Die Referenten beschäftigten sich auch mit dem Quellenwert des SED-Schriftgutes für die historische Forschung, da durch die Anwendung des Provenienzprinzips in den SED-Archiven nicht nur das funktionale Verständnis der Herkunft der Akten und Informationen deutlich wird, sondern auch Auskunft über die Funktion und Aufgaben des Aktenbildners gegeben wird. Für interessierte Bürger wie auch für die Bearbeitung von Rehabilitations- und Wiedergutmachungsanträgen ist dieses Schriftgut ebenfalls von besonderem Wert.

Breiten Raum nahm in den Beiträgen die Darstellung der Erfahrungen der einzelnen ostdeutschen Archive mit der Erschließung und der vor allem raschen Nutzbarmachung des Schriftgutes ein. Es seien zwar für einen großen Teil der Archivalien Findhilfsmittel in Form von Karteikarten vorhanden, die jedoch wegen der enthaltenen spezifischen Begriffe und Abkürzungen, die besonders dem jüngeren Leser nicht geläufig sind, nur begrenzt einsetzbar seien. Auch seien diese durch den seinerzeitigen Zweck, nämlich die Darstellung der

Erfolgsgeschichte des Sozialismus, deutlich geprägt. Dennoch müsse nach Auffassung der Referenten über eine Neuerschließung und Neubewertung des gesamten Schriftgutes der SED-Parteiarchive unter Berücksichtigung von Redundanzen und Mehrfachüberlieferungen nachgedacht werden. Allerdings sei eine neue Bearbeitung der gesamten Unterlagen wegen begrenzter Ressourcen nicht realistisch, denkbar sei aber eine Konzentration auf die Verzeichnung noch nicht erschlossener Bestände und auf eine intensive Erschließung ausgewählter Aktengruppen, was auch bereits praktiziert werde.

Der Leser erhält ebenfalls einen Einblick in die Problematik des Umgangs mit Akten, die zu schützende Personendaten enthalten. So sei die Handhabung der Benutzung von reinen "personenbezogenen" Akten – wie Kaderakten – durch Schutzfristen geregelt. Bei Sachakten, die ebenfalls Informationen enthalten, die den Persönlichkeitsschutz berühren, sei bei der anhaltend großen Nachfrage durch Wissenschaftler, Staatsanwälte und Kriminalisten, Journalisten, Rehabilitationsbehörden und interessierte oder betroffene Privatpersonen eine Rechtsgüterabwägung zwischen Persönlichkeitsschutz sowie Wissenschafts- und Informationsfreiheit notwendig.

Von den insgesamt interessanten Berichten der Archivare aus den neuen Bundesländern sollen beispielhaft nur zwei Erwähnung finden, da hier der Quellenwert des SED-Schriftgutes besonders augenfällig wird und besondere Aspekte der DDR-Geschichte angesprochen werden. Aus dem Sächsischen Hauptstaatsarchiv wurde über die Überlieferungsstruktur der Gebietsparteiorganisation Wismut der SED berichtet. Der Beitrag aus dem Landesarchiv

Greifswald beschäftigte sich mit der Benutzung des Bezirksparteiarchivs der SED Rostock, dargestellt am Beispiel privater und amtlicher Anfragen zur beruflichen Rehabilitierung ehemaliger Betriebsangehöriger des VEB Deutfracht Seereederei Rostock nach dem 2. SED-Unrechtsbereinigungsgesetz.

Es bleibt abzuwarten, zu welchen Ergebnissen weitere Diskussionen der Archivare in den neuen Bundesländern führen werden und ob der Verzicht auf die Einbindung der wissenschaftlichen Forschung in diese Debatte der richtige Weg ist.

Ursel Herschel

Dorothee Harbers: Die Bezirkspresse der DDR (unter besonderer Berücksichtigung der SED-Bezirkszeitungen), Tectum-Verlag, Marburg 2003, 378 S.

Der Untertitel dieser Dissertation, die am Institut für Publizistik in Münster entstanden ist, lautet: "Lokalzeitungen im Spannungsfeld zwischen Parteauftrag und Leserinteresse". Mit Sorgfalt spürt die Autorin diesem widersprüchlichen Verhältnis in allen seinen Verästelungen nach. Es hat die Mitarbeiter der Zeitungen von der Gründung der Blätter im zweiten Halbjahr 1945 bis zu ihrem Verkauf durch die Treuhand im Jahr 1990 nicht losgelassen. Ihre Forschungsarbeit begann H., als ein Ende der DDR noch nicht abzusehen war. Nach deren Zusammenbruch konnte sie aus einer Fülle von kritischen und selbstkritischen Äußerungen von Journalisten, Medienwissenschaftlern und Parteifunktionären zu ihrem Thema zitieren. "Spannungsreich" waren die 45 Jahre für die Protagonisten des DDR- Lokaljournalismus gewiß, voller Kämpfe, Hoffnungen und

Enttäuschungen, doch sie alle konnten nicht den Widerspruch auflösen, unter strenger Parteaufsicht Volkszeitungen zu machen.

Zunächst waren nach dem Krieg Landeszeitungen von KPD, SPD und den bürgerlichen Parteien entstanden. Der Verwaltungsreform vom Juli 1952 folgte die Schaffung von 15 Bezirkszeitungen der SED. Die Landeszeitungen der anderen Parteien blieben bestehen. Die Dominanz der SED-Zeitungen war sehr deutlich: Ihre Auflage betrug rund fünf Millionen Exemplare pro Tag. Die Auflage der bürgerlichen Zeitungen machte ein Zehntel dessen aus. Die Autorin nennt die Bezirkszeitungen der SED die "größte Presseart der DDR" und konzentriert ihre Betrachtungen auf sie.

Sie verzichtet auf Klischees, wie sie in Zeiten des Kalten Krieges in bundesdeutschen Veröffentlichungen über die Massenmedien der DDR üblich waren. Sie bemüht sich, das Selbstverständnis der für die Leitung der Medien zuständigen Parteiinstanzen, aber auch der Journalisten zu erfassen und deren Ansprüche an der Realität zu messen. Obwohl diese Zeitungen in beinahe jedem Haushalt der DDR vorhanden waren, war ihre Wirksamkeit sehr eingeschränkt. Von einer "Massenpresse" oder "Volkszeitungen" war kaum zu reden. Dazu waren die ideologischen Fesseln zu sehr angezogen. Das belegt H. mit den Beschlüssen der Parteiführung und den Mechanismen zur Steuerung der Zeitungen, die sie gründlich gelesen und erfaßt hat.

Die Autorin erinnert an die Traditionen der lokalen Blätter der SPD Ende des 19. Jh. Der Widerspruch zwischen Parteauftrag und Leserinteresse scheint bereits damals geboren worden zu sein. Warum wohl sonst

hätte Friedrich Engels im November 1892 in einem Brief an August Bebel gemahnt, die Zeitungen sollten unabhängig vom Parteivorstand sein, gegen einzelne Parteitritte "ungeniert Opposition" machen dürfen. Diese Forderung wäre von der SED-Führung als parteifeindlich verurteilt und verfolgt worden. Es galt der Satz Lenins von der Presse als kollektivem Agitator, Propagandist und Organisator.

Günter Simon

Dieter Schiller: Der verweigerte Dialog. Zum Verhältnis von Parteiführung der SED und Schriftstellern in den Krisen-jahren 1956/57, Karl Dietz Verlag, Berlin 2003, 240 S.

Gegenstand der Untersuchung des Vf. ist das Verhältnis von SED-Führung und Schriftstellern der DDR in der Wende von der "Tauwetter"-Periode 1955/56 bis zur rigorosen Disziplinierung im Jahre 1957. Dabei wird vor allem nach der Dialoghaltung der SED gefragt. Nahm die SED andere Meinungen in ihren Gründen auf, setzte sie sich damit auseinander und war sie um Überzeugung auf der Basis begründeter Fakten bemüht?

Der Vf. spannt den Bogen vom Schriftstellerkongreß 1956, über Debatten im Vorstand des Schriftstellerverbandes und Arbeitstagen des Ministeriums für Kultur bis zum Kongreß junger Künstler. So werden die ernsthaften Bemühungen um einen gesellschaftlichen Dialog und die Demokratisierung der Kultur nach dem Schock des XX. Parteitages transparent. Höhepunkt für die Dialogerwartungen der Schriftsteller war am 4. September 1956 eine Beratung des Politbüros mit einer Gruppe von Schriftstellern über aktuelle

Fragen der Literatur. Arnold Zweig forderte die DDR-Regierung auf, sich für die Irrwege der Justiz zu entschuldigen. Die Zivilcourage der Schriftsteller müsse gestärkt werden. Denn, wer schreibe, gehe ein Risiko ein, bis hin zum Risiko, dafür eingesperrt zu werden. Stefan Heym äußerte, daß das Dilemma des Schriftstellers in der DDR darin bestünde, nicht die ganze Wahrheit schreiben zu dürfen. Eigentlich müsse den offiziell propagierten 99,6 Prozent Zustimmung zum sozialistischen Staat widersprochen werden. Die wirkliche Haltung von Menschen dürfe nicht verfälscht dargestellt werden. Die Menschen würden nur dann von der Literatur erreicht werden, wenn sie die Konflikte darstellt, die zu lösen seien. Ulbricht sei scheinbar Punkt für Punkt auf die Diskussion eingegangen, habe aber in der Sache jede Antwort auf die gestellten Fragen verweigert, wenn er sie nicht von vornherein schon zurückgewiesen hatte: "Es entsprach der Mentalität des autoritären Parteiführers, die Grundfragen für geklärt zu halten, wenn er sie in seinem Sinne dargelegt hatte" (S.86).

Die Turbulenzen des Herbstes 1956 beleuchtet der Vf. am Beispiel des Donnerstagskreises, der sich parallel zur "Gruppe der Gleichgesinnten" (Gruppe Harich) am Vorbild des Budapester Petöfi-Klubs orientierte. Geleitet wurde dieser Kreis von Fritz Joachim Raddatz, dem stellvertretenden Cheflektor des Verlages Volk und Welt. Diskutiert wurde über Fragen der Verwirklichung der Pressefreiheit, der Abschaffung der Zensur und der Verhinderung der Sprengung weiterer kriegsbeschädigter Kirchen in Berlin. Die letzte Tagung des Donnerstagskreises fand am 29. November 1956 statt, dem Tag der Verhaftung Wolfgang Harichs, die eine Zäsur markier-

re, die der Vf. wie folgt charakterisiert: "[...] von nun an wurde jede Art von Opposition als staats- und parteifeindliche Handlung gewertet und verfolgt" (S. 110). Die nächste Tagung des Donnerstagskreises am 6. Dezember 1956 durfte nicht mehr stattfinden, da der bisherige Beratungsraum im Club der Kulturschaffenden in Berlin geschlossen gehalten wurde.

Es folgte eine Zeit der Abrechnung und Verfolgung von Intellektuellen der DDR, die der Vf., beginnend mit der Delegiertenkonferenz des Schriftstellerverbandes im Dezember 1956, über die 32. Tagung des ZK bis hin zur Kulturkonferenz im Oktober 1957 ausführlich analysiert. Es wurde nun die "Frage der Macht" gestellt. Wieder einmal hatte sich, wie Kurt Hager auf der Kulturkonferenz feststellte, die "Politik der Partei als richtig erwiesen". "Ideologische Offensive" war angesagt. Hier hätte man sich noch einen Hinweis darauf gewünscht, daß 1957 mit der Gründung des Forschungsrates der DDR die SED für Naturwissenschaft und Technik die Trends der Zeit in anderer Weise erfaßte als in ihrer dogmatischen Kulturpolitik.

Ein Anhang von zehn Archivdokumenten belegt die vom Vf. getroffenen Aussagen.

Siegfried Prokop

Ulrich Dietzel: Männer und Masken. Ein Tagebuch. Kunst und Politik in Ostdeutschland, Verlag Faber & Faber, Leipzig 2003, 392 S.

Als 1997 eine umfangreiche Dokumentation zur Geschichte der Akademie der Künste (Ost) von 1945/50 bis 1993 unter dem Titel "Zwischen Diskussion und Disziplin" erschien, war sie als Auftakt gedacht für eine sine ira et studio betriebene Aufarbei-

tung deren Geschichte, vielleicht eine Schriftenreihe oder mehr. Wechselnde Zeiten und Präsidenten haben dieses Anliegen leider in den Hintergrund treten lassen. So sah sich denn der an der Dokumentation beteiligte langjährige Leiter der Literaturarchive (1955-1990) und gewählte Generaldirektor (1990-1993) der Akademie veranlaßt, jene Absicht selbständig fortzusetzen. Er konnte dabei auf ein "Tagebuch" zurückgreifen, das er sporadisch und unsystematisch neben seiner Tätigkeit geführt hatte. Es setzt 1955 ein und endet 1999. Mehr als ein Drittel umfaßt die Zeit seit Oktober 1989. Freilich läßt er den Historiker darüber im unklaren, ob dieses "Tagebuch" nun hier authentisch oder neu bearbeitet veröffentlicht wird. Der Satz im Vorwort: "Das Manuskript, das schließlich zustande kam, setzt auf eine sehr subjektive Weise die geplanten, aber abgebrochenen Bemühungen um die Geschichte der Akademie fort", läßt doch eher auf die letztere Annahme schließen. Und auf den S. 316f. und 330f. wird auch die Chronologie des "Tagebuchs" durchbrochen. Unter diesem Aspekt würde ich das "Tagebuch" der nach der "Wende" erschienenen Memoiren-, d. h. Aufarbeitungs- und Rechtfertigungsliteratur der Funktionselementen der DDR zuordnen.

Gleichwohl und bei aller subjektiven Sicht, vielleicht gerade deshalb, wird uns sehr viel Wissenswertes aus der Geschichte der Akademie, vor allem ihrer Mitglieder vermittelt. Ein Blick in das Namenregister zeigt, daß all die Größen der Literatur- und Kunstszene der DDR ebenso vertreten sind wie ihre kulturpolitischen Widersacher und/oder Anreger. Die angekündigten Angaben zur Akademie-Mitgliedschaft unterblieben jedoch. Es sind jeweils drei The-

men, um die die politischen Betrachtungen, wie die zur Kunst und Literatur immer wieder kreisen. Politisch und ideologisch beschäftigen und bedrängen den Vf. zum einen sein Verhältnis zum Sozialismus, als Realität wie als Utopie. Von den Hoffnungen und Ideen des Sozialismus will er nicht lassen. Zum anderen ist es das Problem des immer wiederkehrenden Stalinismus in der Politik der SED und zum dritten die nationale Frage. Mit einer Teilung der Deutschen, und vor allem der deutschen Kultur, kann er sich nicht abfinden – darin Stephan Hermlin verwandt, dessen Andenken er dieses Buch gewidmet hat. Die Beobachtungen und Erinnerungen zum kulturellen Leben in der DDR umfassen das problematische und widersprüchliche Wechselspiel zwischen Kulturpolitik und Akademie, zwischen Diskussion und Disziplin, die Probleme der Literatur der DDR und des antifaschistischen und humanistischen Erbes – kein Wunder, daß die Schriftsteller und Dichter bei einem literarischen Archivar im Mittelpunkt stehen – sowie die Darstellung der vielen menschlichen und intensiven Beziehungen, die der Autor in über vier Jahrzehnten an der Akademie und darüber hinaus gepflegt hat. Der Titelaufakt „Männer“ ist dabei etwas irreführend, denn auch die Frauen spielen in diesen Aufzeichnungen eine wichtige Rolle. Mit den „Masken“ jedoch ist Wesentliches getroffen. Nicht von ungefähr verwendet der Umschlag Wolfgang Mattheuers Gemälde „Das zweite Gesicht“. Denn die Akteure treten uns in wechselnden Bildern und Eindrücken, in ihren unterschiedlichen Neigungen und Torheiten, in ihren Einseitigkeiten und Widersprüchen entgegen. Vielleicht ganz nach Friedrich Schiller „Ernst ist das Leben, hei-

ter ist die Kunst“? Oder müßte man diesen Spruch für die hier Beschriebenen, insonderheit für die führenden DDR-Intellektuellen, nicht umgekehrt formulieren: Heiter war das Leben, ernst war die Kunst? Sicher fallen die Antworten der Einzelnen darauf äußerst verschieden aus. D. jedenfalls hat mit seinem „Tagebuch“ einen Beitrag zur Geschichte der Akademie und zur Mentalitätsgeschichte der Künstler und Schriftsteller der DDR geleistet, der für eine differenzierte Beurteilung plädiert und sich jeder Denunziation enthält.

Gerd Dietrich

Friedrich Pospiech: Konservativ-Rechtsextreme Komplizenschaft oder: „Der Fall Dr. Staffa/Witikobund“. (Ein „Politkrimi“), Selbstverlag, Esslingen am Neckar 2003, 194 S.

Der Autor wendet sich einem Thema zu, das von brennender Aktualität in der Bundesrepublik und weit darüber hinaus ist: dem Rechtsextremismus. Er sieht seine Veröffentlichung als Fortsetzung seiner Prozeß-Dokumentation von 1979 „Der Fall Dr. Steffa/Witikobund oder: Wen oder was man in der BRD ‚nazistisch‘ nennen kann?“. Es handelte sich dabei um den Prozeß, den Steffa 1978 vor dem Stuttgarter Landgericht gegen ihn anstregte. Das Gericht wies damals die beantragte einstweilige Verfügung zurück, P. eine hohe Geld- oder eine mehrjährige Gefängnisstrafe anzudrohen, falls dieser das Wirken Staffas und seines Witikobundes „in gewissen Beziehungen als nazistisch“ bezeichnet. In seiner dokumentarischen Untersuchung prüft der Verfasser kritisch, was aus den damaligen rechtsextremistischen Akteuren geworden ist und wofür sie heute stehen.

Er zeigt am Beispiel des Witikobundes und seiner Ableger – er geht hier vorrangig auf die Landsmannschaften ein – das Ausmaß des engen Beziehungsgeflechtes von Konservatismus und Rechtsextremismus in vielen seiner Varianten. *Rainer Holze*

NachSatz

Liebe Leserinnen und Leser, liebe Autorinnen und Autoren, mit dem vorliegenden Heft eröffnen wir bereits den vierten Jahrgang des "Jahrbuchs" und können damit zugleich auch ein kleines Jubiläum begehen: das Erscheinen des 10. Heftes. Als 2002 - erzwungen durch die Umstände - die bisherige Redaktion der BzG und ihr Träger, der Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, diesen Start wagten, gab es nicht wenige Schwierigkeiten zu überwinden. Auch hegte mancher Zweifel, ob es gelingen würde, im Abstand von vier Monaten eine qualitativ anspruchsvolle Zeitschrift in Tradition der BzG, aber ohne ihren Namen, herauszubringen. Wir hoffen, daß uns dies bisher insgesamt gelungen ist. Möglich war das natürlich vor allem aufgrund des Engagements unserer Autoren und Leser, wofür wir uns herzlich bedanken.

Im Jahre 2005 tritt ein historisches Ereignis besonders ins Blickfeld: Der 60. Jahrestag der Befreiung von der Nazi-Herrschaft und des Kriegsendes 1945. Wir haben bereits darüber informiert, daß im Jahrbuch das Ende des Zweiten Weltkrieges und dessen Folgen für die deutsche, europäische und außereuropäische Arbeiterbewegung

gebührend berücksichtigt werden sollen und um Beiträge zu dieser Problematik gebeten.

Dieses Jubiläum wird uns das ganze Jahr begleiten. Das scheint aus verschiedenen Gründen geboten.

Mit Veröffentlichungen zum 60. Jahrestag der Befreiung und des Kriegsendes beginnen wir in diesem Heft. Klaus-Peter Friedrich befaßt sich mit dem Befreiungserlebnis von 1945 in Erinnerungsberichten polnisch-jüdischer Zeitzeugen, Christof Dejung mit dem Kriegsende in der Schweiz und den gesellschaftlichen Folgen des offiziellen Geschichtsbildes nach 1945, Heinz Deutschland dokumentiert Briefe Käte und Hermann Dunckers aus den Kriegsjahren. Von den anderen Beiträgen dieses Heftes sei nur hervorgehoben, dass wir traditionsgemäß auch dieses Jahr über die jüngste Linzer Konferenz der Historiker der Arbeiterbewegung, berichten.

An dieser Stelle sei eine Information nachgetragen: Auf Seite 113 des Heftes III/2004 ist im Beitrag über Harald Hauser ein Foto abgebildet. Unschwer ist auf dem Bild rechts Willy Brandt zu erkennen, links ist Harald Hauser selbst, und in der Mitte der Vater von Richard Klein zu sehen. Die Abbildung ist ein Ausschnitt aus dem Foto, das uns Richard Klein freundlicherweise zur Verfügung stellte.

Auch für das neue Jahr wünschen wir uns viele neue Abonnenten und Autoren, um das Erscheinen auch künftig in gewohnter Qualität zu sichern. Jene Abonnenten, die bis jetzt ihr Abo für 2005 noch nicht bezahlt haben, bitten wir, dies so schnell wie möglich nachzuholen.

Nach wie vor beträgt das Jahresabonnement, einschließlich Porto, 25 Euro im Inland bzw. 35 Euro im Ausland, einzuzah-

len auf das JahrBuch-Konto
Nr. 57 44 56 10 10 der NDZ GmbH bei
der Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00;
für unsere ausländischen Abonnenten:
BIC: BEVODEBB; IBAN: DE 75 1009
5744 5610 10.

Die Typowerkstätten des Giambattista-
Bodoni-Museums e. V. bieten Sonder-
drucke der im JahrBuch veröffentlichten
Beiträge mit und ohne Umschlag an. Die
Konditionen sind zu erfragen unter der
Telefonnummer 030-28 25 137.

Die Redaktion

Autorenverzeichnis

Wolf G. Angmeyer, Berlin
Hanna Behrend, Dr. sc., Berlin
Manfred Behrend, Dr., Berlin
Günter Benser, Prof. Dr., Berlin
Theodor Bergmann, Prof. Dr., Stuttgart
Nikolaus Brauns, Dr., München
Christof Dejung, Forschungsstelle für
Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der
Universität Zürich
Heinz Deutschland, Prof. Dr., Berlin
Gerd Dietrich, Dr. sc., Privatdozent, Ber-
lin
Patricia Flier, Dr., Nationaluniversität de
La Plata, Argentinien
Klaus-Peter Friedrich, Dr., Magdeburg
Ursel Herschel, Berlin
Wolfgang Heyn, Dr. sc. phil., Bernau
Rainer Holze, Dr., Berlin
Martin Hundt, Prof. Dr., Potsdam
Horst Klein, Dr. sc. phil., Stausberg
Reinhard Kühnl, Prof. Dr., Marburg
Ulrike Köpp, Berlin
Harald Lange, Prof. Dr., Berlin
Alfred Loesdau, Prof. Dr., Berlin

Bruno Mander, Dr., Berlin
Helmut Meier, Prof. Dr., Leipzig
Gisela Notz, Dr., Forschungsinstitut der
Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn
Ulla Plener, Dr. sc. phil., Berlin
Siegfried Prokop, Prof. Dr., Bernau
Dieter Schiller, Prof. Dr., Berlin
Walter Schmidt, Prof. Dr., Berlin
Horst Schützler, Prof. Dr., Berlin
Günter Simon, Wandlitz
Thomas Speckmann, Dr., Stiftung Haus
der Geschichte der Bundesrepublik,
Bonn
Sonja Striegnitz, Dr. sc., Berlin
Jürgen Stroech, Dr., Berlin
Wolfgang Uhlmann, Dr., Industrie-
museum Chemnitz
Sabine Veits-Falk, Dr., Archiv der Stadt
Salzburg
Jochen Weichold, Dr. sc., Rosa-Luxem-
burg-Stiftung, Berlin
Manfred Weißbecker, Prof. Dr., Jena
Wolfgang Wünsche, Dr., Berlin
Ernst Wurl, Dr. sc., Berlin

Impressum

ISSN 1610-093X

Herausgeber: Förderverein für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Redaktion: Helga Brangsch, Ursel Herschel, Dr. Wolfgang Heyn, Dr. Christa Hübner, Dr. Herbert Mayer (Verantwortlicher Redakteur), Dr. Ulla Plener, Dr. Elke Scherstjanoi, Dr. Carola Tischler

Postadresse der Redaktion:

Weydingerstraße 14-16, D-10178 Berlin
e-mail-Adresse: mayer-berlin.pb@t-online.de

Erscheint dreimal jährlich (Januar, Mai, September) in der NDZ GmbH, Weydingerstraße 14-16, D-10178 Berlin

In der Zeitschrift können nur Beiträge veröffentlicht werden, die nicht bereits anderswo erschienen sind.

Manuskripte können per e-mail oder auf Diskette, vorzugsweise als word- oder rtf-Datei, eingesandt werden. Beiträge sollen

40.000, Berichte 10.000, Rezensionen 6.000 und Annotationen 2.000 Zeichen nicht überschreiten. Bitte reichen Sie stets die letzte Fassung des Beitrages ein und beachten Sie die im Jahrbuch übliche äußere Manuskriptgestaltung. Die Redaktionsrichtlinien senden wir Ihnen gern zu.

Beiträge für unsere Zeitschrift werden nicht honoriert.

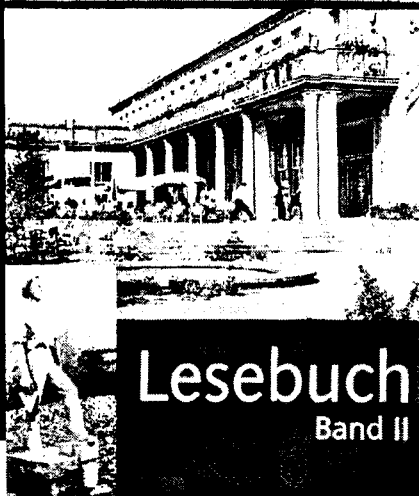
Satz: Joanna Boegendorff

Realisiert in den Typowerkstätten des Giambattista-Bodoni-Museums e.V.
info@bodonimuseum.com

Redaktionsschluß: 14. Dezember 2004

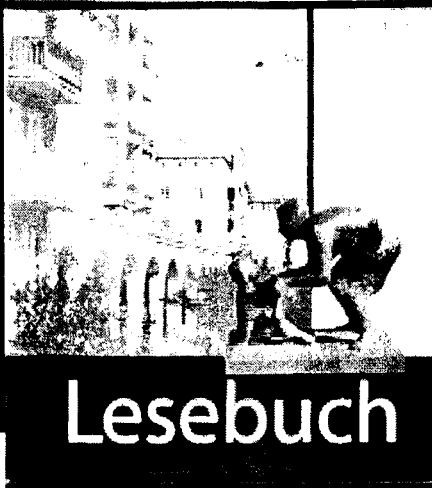
Veröffentlichung gem. Paragraph 7a Berliner Pressegesetz: Gesellschafter der NDZ GmbH: Förderative Verlags-, Consulting- und Handelsgesellschaft mbH - FEVAC, Gesellschafter der FEVAC GmbH: Uwe Hobler, Diplomagraringenieur, Berlin (40%); Dr. Ruth Kampa, Rechtsanwältin, Berlin (30%); Dr. Joachim Philipp, Rechtsanwalt, Berlin (30%).

EISENHÜTTEN STÄDTER



Lesebuch
Band II

EISENHÜTTEN STÄDTER



Lesebuch

Geschichte(n) der Ersten Sozialistischen Stadt Deutschlands

Zum 50. Jahrestag des Baubeginns, den die Stadt – eigentlich verfrüht – im August 2000 feierte, erschien Band I des Lesebuchs mit Erinnerungen der Aufbaugeneration.

Nunmehr folgt der lang geplante zweite Band der Gesprächsprotokolle, der wiederum von Jochen Cerny redigiert wurde.

*Herausgegeben im Auftrag der Geschichtswerkstatt Eisenhüttenstadt e.V.
von Dagmar Semmelmann, Gudrun Prengel und Ursula Krüger.*


ISBN 3-929390-41-8 (Band I)

ISBN 3-929390-72-8 (Band II)

mit vielen historischen Photographien
je 10,00 Euro

zu beziehen über den Buchhandel
oder über edition bodoni · linienstraße 71
10019 berlin · info@bodonimuseum.com
tel. 030-2825137

*Zum 28. August 2004
erschien Band II*



Arno Klönne/Karl A. Otto/
Karl Heinz Roth (Hrsg.)

Fluchtpunkte

Das soziale Gedächtnis
der Arbeiterbewegung



VSA

Arbeit hat bitt're Wurzel...

Gerd Kaiser



*... aber
süße Frucht*

Reflexionen über Auslandsaufenthalte
deutscher Studierender ab 1951 in der UdSSR

Ab Herbst 1951 nahmen Jahr für Jahr deutsche Studenten ein Studium an Universitäten und Hochschulen der Sowjetunion auf. Ihrem Weg in den ersten anderthalb Jahrzehnten seit Beginn des systematischen Auslandsstudiums, verbunden mit einem Ausblick bis in die Gegenwart, folgt dieses Buch über Leben, Lehre, Lernen und auch Lieben der Studenten. Sie studierten Medizin oder Chemie, Geschichte oder Metallurgie, Biologie, Geologie, Jura, Informatik... kurzum alle traditionellen und neuen Disziplinen. Nicht zuletzt studierten sie das Land, in das sie als Lernende gekommen waren. Ihre Lehrer waren geachtete Wissenschaftler, Nobelpreisträger, Mitglieder von Akademien der Wissenschaften oder internationalen Gelehrtenvereinigungen.

Der Bildungsweg, den die jungen Deutschen aus der DDR einschlugen, verlief bis auf seltene Ausnahmen grundlegend anders, als es der soziale Stand der Eltern, der bisherige Verlauf ihres eigenen Lebens und die Familientraditionen erwarten ließen.

Der bisher weitgehend unerforschten Geschichte der Universitäts- und Hochschulausbildung von Studenten und Nachwuchswissenschaftlern aus der DDR in der UdSSR nahm sich der Autor, einer dieser ersten Studenten, an. Erinnerungen, Brief- und Fotosammlungen, Interviews und Werkstattgespräche, liegen dieser Darstellung zugrunde.

Sie entstand eingedenk der Verpflichtung, sich der Wurzeln eigener Lebensarbeit bewusst zu sein.